

# Beiträge zur Germanistik

Ewa Żebrowska

Magdalena Olpińska-Szkiełko

Magdalena Latkowska

(Hrsg.)

## Germanistische Forschung in Polen

Gegenstände und Methoden  
Formen und Wirkungen

**SGP**  
**VPG**

Wissenschaftliche Beiträge des  
Verbandes Polnischer Germanisten

# Beiträge zur Germanistik

## **Herausgeber**

Stowarzyszenie Germanistów Polskich  
Verband Polnischer Germanisten

## **Redaktionsausschuss**

Prof. Ewa Żebrowska (Vorsitzende), Prof. Sambor Grucza, Prof. Maria Katarzyna Lasatowicz, Prof. Lech Kolago, Prof. Beata Mikołajczyk, Prof. Mariola Wierzbicka, Prof. Zenon Weigt, Prof. Jerzy Żmudzki, Dr habil. Magdalena Olpińska-Szkiełko, Dr. habil. Magdalena Latkowska

## **Wissenschaftlicher Beirat**

Prof. Franciszek Grucza (Vorsitzender), Prof. Laura Auteri, Prof. Iwona Bartoszewicz, Prof. Roman Dziergwa, Prof. Janusz Golec, Prof. Sambor Grucza, Prof. Joanna Jabłkowska, Prof. Andrzej Kątny, Prof. Lech Kolago, Prof. Michał Kotin, Prof. Maria Katarzyna Lasatowicz, Prof. Ryszard Lipczuk, Prof. Beata Mikołajczyk, Prof. Hubert Orłowski, Prof. Waldemar Pfeiffer, Prof. Sławomir Piontek, Prof. Mariola Wierzbicka, Prof. Zenon Weigt, Prof. Jianhua Zhu, Prof. Ewa Żebrowska, Prof. Jerzy Żmudzki, Dr habil. Magdalena Olpińska-Szkiełko, Dr. habil. Magdalena Latkowska

**SGP** | Wissenschaftliche Beiträge des  
**VPG** | Verbandes Polnischer Germanisten

Warszawa 2017

Ewa Żebrowska  
Magdalena Olpińska-Szkiełko  
Magdalena Latkowska  
(Hrsg.)

# **Germanistische Forschung in Polen**

**Gegenstände und Methoden  
Formen und Wirkungen**

**SGP** | Wissenschaftliche Beiträge des  
**VPG** | Verbandes Polnischer Germanisten

Warszawa 2017

### **Redaktionsausschuss**

Prof. Ewa Żebrowska (Vorsitzende), Prof. Sambor Grucza, Prof. Maria Katarzyna Lasatowicz, Prof. Lech Kolago, Prof. Beata Mikołajczyk, Prof. Mariola Wierzbicka, Prof. Zenon Weigt, Prof. Jerzy Żmudzki, Dr habil. Magdalena Olpińska-Szkiełko, Dr. habil. Magdalena Latkowska

### **Satz**

Tomasz Szkiełko

### **Umschlag**

BMA Studio

e – mail: [biuro@bmastudio.pl](mailto:biuro@bmastudio.pl), [www.bmastudio.pl](http://www.bmastudio.pl)

ISBN 978-83-64020-59-9

Der Herausgeber haftet nicht für die Inhalte der einzelnen Beiträge.



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell – Keine Bearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz.

(Lizenz s. <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode>)

### **Adresse**

Germanistische Beiträge  
Stowarzyszenie Germanistów Polskich  
ul. Szturmowa 4, 02 – 678 Warszawa  
e – mail: [sgp@sgp.edu.pl](mailto:sgp@sgp.edu.pl)  
[www.sgp@sgp.edu.pl](http://www.sgp@sgp.edu.pl)

## Spis treści

<b>Linguistik</b> .....	<b>7</b>
<b>Michail L. Kotin</b>	
Ein linguistisches Analysemodell zwischen Tradition und Innovation. Der Beitrag von Józef Darski (1941-2016) zur nationalen und internationalen germanistischen Grammatikforschung .....	<b>8</b>
<b>Marek Biszczyński</b>	
Verbalformen in den Schweidnitzer Rechtsbüchern aus dem 14. Jahrhundert .....	<b>17</b>
<b>Jarochna Dąbrowska-Burkhardt</b>	
Das Déjà-vu des <i>Europa der zwei Geschwindigkeiten</i> im Sommer 2015. Eine diskursanalytische Untersuchung zur Griechenland-Krise in der deutschen Berichterstattung. ....	<b>27</b>
<b>Ryszard Lipczuk</b>	
Einige Bemerkungen zur neueren deutsch-polnischen Lexikografie .....	<b>39</b>
<b>Roman Opilowski</b>	
Kommunikative Strategien der Online-Öffentlichkeiten in digitalen Nachrichtenkommentaren .....	<b>53</b>
<b>Aldona Sopata</b>	
Referenzielle Nullargumente im Erstspracherwerb .....	<b>69</b>
<b>Katarzyna Sztandarska</b>	
Über einige Verdeutschungsvorschläge im Bereich der Fremdwörter der Schullexik .....	<b>81</b>
<b>Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaft</b> .....	<b>91</b>
<b>Bruno Arich-Gerz</b>	
Namibische Flüchtlingskinder in der DDR (1979-1989). Diskurse von und über Kindheitserfahrungen zwischen Ostdeutschland und Afrika .....	<b>92</b>
<b>Wolfgang Brylla</b>	
Hans Erick Nossacks <i>Der Untergang</i> oder Vom Zwiespalt zwischen Flucht und Rückkehr .....	<b>102</b>
<b>Joanna Godlewicz-Adamiec</b>	
Erzählen und Beschreiben von Raum: narrative Techniken im Mittelalter und im 20. und 21. Jahrhundert .....	<b>112</b>

**Simon Hansen**

Vom Komiker zum Schriftsteller: Heinz Strunks ›Trilogie  
des Sexualtriebs‹ *Fleisch ist mein Gemüse* (2004), *Fleckenteufel* (2009)  
und *Der goldene Handschuh* (2016) ..... **121**

**Ewelina Kamińska-Ossowska**

Migrationen und Fluchtbewegungen als Thema der deutschsprachigen  
Kinder- und Jugendliteratur..... **134**

**Czesław Karolak**

Nomadische Kriegswelten. Ubbo-Emmius Struckmann als Soldat  
und Journalist im zweiten Weltkrieg..... **150**

**Stephan Krause**

Poetische Körperimago und Körpergeschichte im lyrischen Sprechen  
bei Kurt Drawert..... **157**

**Cezary Lipiński**

„[G]eacht' wie Schaf zur Schlacht“ – Verfolgung als Schicksal und Impuls.  
Überlegungen zu einer theologischen Denkfigur am Beispiel literarischer  
Zeugnisse der Täuferbewegung..... **175**

**Gerda Nogal**

Die NS-Zeit als Familiengeschichte. Literarische (Re)Kapitulation  
der Schuldfrage bei Dagmar Leupold und Stephan Wackwitz ..... **202**

**Hubert Orłowski**

Ubbo-Emmius Struckmann als Journalist im Generalgouvernement  
1939-1943/44..... **213**

**Jolanta Pacyniak**

Das Wechselspiel zwischen Individuum und Gesellschaft  
im Werk Jenny Erpenbecks ..... **220**

**Paweł Piszczatowski**

Mittelalterliche Motivspuren in Gedichten Paul Celans ..... **230**

**Karolina Rapp**

„Die Weltgeschichte schreibt einem keine Entschuldigungszettel  
für den Alltag“ – Die Individualerinnerungen der Kriegsenkel..... **239**

**Marta Ratajczak**

Zur literarischen Repräsentation des generations- und regionalspezifischen Charakters der Kriegserinnerung in den Texten von Sabrina Janesch und Ulrike Draesner ..... **255**

**Maciej Walkowiak**

Der Intellektuelle im Exil – Walter Benjamin in Frankreich 1933-40: ein entfremdetes Leben in Widersprüchen ..... **267**

**Anna Warakomska**

Die Literatur der Migranten und ihrer Nachfahren als Gegenstand germanistischer Forschung und Lehre am Beispiel ausgewählter Werke von deutschschreibenden Autoren türkischer Herkunft ..... **276**

**Paweł Zimniak**

Leben im ‚Zwischenraum‘. Literarische Verhandlungen deutscher Flüchtlingsexistenzen am Ende des 2. Weltkriegs ..... **292**

# Linguistik



**Michail L. Kotin**  
 Uniwersytet Zielonogórski

**Ein linguistisches Analysemodell zwischen Tradition  
 und Innovation.  
 Der Beitrag von Józef Darski (1941-2016) zur nationalen  
 und internationalen germanistischen Grammatikforschung**

Sehr verehrte Frau Präsidentin der SGP,  
 sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen,  
 meine Damen und Herren,

eingangs möchte ich mich beim SGP-Vorstand und bei den Organisatoren des Symposiums vor Ort für die mir erwiesene große Ehre herzlich bedanken, dieses Plenarreferat halten zu dürfen. Bekanntlich wurde dieser Vortragstermin im Plenum der SGP-Tagung ursprünglich für einen anderen Referenten reserviert. Professor Józef DARSKI sollte nämlich sein inzwischen international bekanntes und geschätztes linguistisches Analysemodell in der aktuellsten Neuversion präsentieren und eine Reihe von sich daraus ergebenden Problemen zur Diskussion stellen. Ich muss nicht speziell sagen, wie riesig ich mich heute darüber freuen würde, wenn dies tatsächlich möglich wäre. Uns hat eine jahrelange enge Freundschaft und fruchtbare Zusammenarbeit verbunden, darunter hier an der Adam-Mickiewicz-Universität, in dem von Prof. DARSKI gestifteten und Jahrzehnte lang geleiteten Lehrstuhl für Deskriptive Grammatik des Deutschen, der inzwischen zu einem der bekanntesten Forschungszentren deutscher Grammatik hierzulande geworden ist, was vor allem gerade sein Verdienst ist. Und: Józef DARSKI hat so viele von uns tatkräftig und selbstlos unterstützt, so vielen geholfen, so vielen in schwierigen Situationen Mut gemacht, dass sein Heimgang für uns alle noch lange schmerzen wird. Das Jahr 2016 ist ein Jubiläumsjahr von Józef DARSKI, er wäre im August 75 geworden. Zu diesem Datum wurde eine Festschrift vorbereitet, die nun leider als Gedenkschrift erscheinen muss. Angesichts des tragischen Ereignisses dieses Frühlings empfinde ich meinen Vortrag als eine Danksagung an meinen lieben Freund und unseren Kollegen, verbunden mit der Würdigung seines bewundernswerten Beitrags zur Entwicklung der Grammatiktheorie und der Schaffung einer international anerkannten linguistischen Forschungsrichtung.

Vor fast genau 10 Jahren fand auf dem Schloss Olbrzycko bei Poznań eine Festtagung anlässlich des 65. Geburtstags von Józef DARSKI statt, die von Beata MIKOŁAJCZYK und ihren Kolleginnen und Kollegen veranstaltet wurde. Der Tagungsband erschien als Festschrift für Józef DARSKI im Jahre 2008 (vgl. MIKOŁAJCZYK/ KOTIN [Hg.] 2008). Professor DARSKI konnte dort sehr viele Worte

der aufrichtigen Sympathie und Bewunderung für sein Lebenswerk hören, sowohl von seinen Kollegen als auch von seinen Schülern. Ich habe damals einen Beitrag über sein Modell gehalten, und zwar habe ich darin die Möglichkeiten seiner Anwendung in historischen und typologischen Sprachstudien behandelt (vgl. KOTIN 2008). Bekanntlich hat Józef DARSKI sein Modell (1987, <sup>2</sup>2004) synchron konzipiert, aber es gibt bereits diachron ausgerichtete Studien zur Morphologie und Syntax, denen sein Modell in einer dafür adaptierten Version zu Grunde gelegt wurde. Ich selber habe es im morphologischen Teil meines historisch-vergleichend und typologisch konzipierten Gotisch-Buchs (vgl. KOTIN 2012) benutzt. Zu den jüngsten Studien, in denen DARSKIS Analysemodell unmittelbar an historisches bzw. dialektologisches Sprachmaterial angewandt wurde, zählen u.a. die Abhandlungen der Schülerin von Józef DARSKI Marta RADOJEWSKA-WOŹNICKA (vgl. u.a. WOŹNICKA 2015) und die Dissertation von Marek DOLATOWSKI (2016). Was nun synchron konzipierte Studien angeht, kann ich hier einfach aus Zeitgründen nicht alle aufzählen, sie sind inzwischen sehr zahlreich geworden und haben auch internationales Ausmaß angenommen, neulich sind eine Reihe von Artikeln, die DARSKIS Methodologie nutzen, in Russland entstanden.

Józef DARSKI selbst hat in seinen eigenen Arbeiten, darunter fünf einschlägigen Monographien und Dutzenden von Artikeln, sein Modell präsentiert, begründet und stets verbessert bzw. weiterentwickelt. Unter seinen Büchern befinden sich sowohl Studien über einzelne grammatische Kategorien (wie die Monographie über die Verbalformen im Standarddeutschen (1999), die bei dem Stauffenburg Verlag in Tübingen erschienen ist) als auch methodologische Grundlagenwerke (wie das in Poznań in zwei Auflagen erschienene, inzwischen klassisch gewordene Grundlagenwerk „Linguistisches Analysemodell“ 1987/<sup>2</sup>2004) als auch Standardgrammatiken (wie die „Deutsche Grammatik. Ein völlig neuer Ansatz“, 2010, erschienen bei Peter Lang Verlag in Frankfurt am Main, und die in polnischer Sprache verfasste, in Poznań bereits in zwei Auflagen herausgegebene „Gramatyka niemiecka z uwagami konfrontatywnymi“, <sup>2</sup>2015). Die von Józef DARSKI erarbeitete originelle und in jeder Sicht nichttriviale Deskriptionsmethode grammatischer Systeme basiert auf den Grundprinzipien strukturalistisch orientierter Sprachforschung, von denen insbesondere zwei Richtungen zu erwähnen sind. Die erste, auf die DARSKI selbst explizit Bezug nimmt, ist das Modell des dänischen Linguisten HJELMSLEV, bekannt als Glossematik. DARSKI folgt HJELMSLEV vor allen Dingen in dem Ansatz, welcher von vornherein mehrere Ebenen des internen Sprachsystems postuliert, die ineinander integriert sind und stets Inhalt und Form der Sprachzeichen zu einer Einheit synthetisiert, wobei gerade die Formen den Ausgangspunkt bilden und somit für eine formal begründete Methode sorgen. Der zweite Forscher, der hier als Vorreiter von DARSKI erwähnt werden muss, ist Zellig HARRIS, der, ähnlich zu DARSKI, eine projektive Sicht von sprachlichen Makrostrukturen auf sprachliche Mikrostrukturen entwickelt hat, wodurch eine Pyramide von Ebenen vom Text bis hin zum Morphem konzipiert wurde. Es ist interessant, dass Zellig HARRIS ein Wegbereiter der generativen Sicht auf Grammatik gewesen ist, und Noam Chomsky hatte ihn als einen seiner Schüler

erwähnt, obgleich DARSKI das Herangehen von HARRIS vom Text hin zum Morphem konsequent durchgesetzt hat, während Chomsky sich später lediglich auf den Satz konzentriert hat.

Die Morpheme selbst hat DARSKI äußerst innovativ behandelt. Ich glaube überhaupt, dass seine Morphemlehre generell zu den wichtigsten und produktivsten Elementen seines Gesamtsystems gehört und vollkommen neue Wege für die Weiterentwicklung der Universalgrammatik bereitet. Denn es ist bekanntlich extrem schwierig, das Wesen der Grundentität zu bestimmen, die unterhalb des Wortes und oberhalb der Phonemebene liegt. Es ist nämlich *schon* zeichenhaft, aber *immer noch* kein Zeichen sensu stricto. Wir Linguisten können uns zwar den Luxus leisten und auf die Wortdefinition verzichten mit der Begründung, seine Grenzen seien fließend und die Form-Semantik-Korrelation diffus. Dies macht u.a. Igor' MEL'ČUK (1976), der expressis verbis schreibt, es muss verboten werden, in einer streng behandelten Sprachtheorie vom Wort zu reden. Aber ein Morphem, was auch immer darunter verstanden wird, muss definitiv den Gegenstand der Kerngrammatik ausmachen. Nun ist es aber so, dass die isolierenden, die agglutinierenden und die flektierenden Sprachen auf den ersten Blick grundsätzlich divergente Grundelemente haben, welche wir nur sehr allgemein als Morphem oder Morphe im Sinne typologischer Universalien bezeichnen könnten. Dazu gesellt sich das Problem analytischer bzw. periphrastischer Formen, deren Bestandteile ebenfalls zumindest funktional Morphemstatus haben. Der Vorschlag von DARSKI diesbezüglich ist ebenso elegant wie überzeugend. Er unterscheidet zwischen referentiellen Stämmen, d.h. „lexikalisch-semantisch geladenen“ Grundelementen, welche sich formal bei Formenbildungen wiederholen, und syntaktischen Exponenten, die als Marker einer potentiellen syntagmatischen Kette fungieren und sowohl monofunktional (wie Präfixe, Suffixe und Infixe) als auch bifunktional (wie die Flexionsendungen) sein können. Die Referenzstämme und die daran angehängten syntaktischen Exponenten bilden primäre, sekundäre und tertiäre Wortformen und sind Indikatoren syntagmatischer Potenzen der so gebildeten Wortformen im Verbund eines gegebenen Paradigmas. Ihre Präsentation im Analysemodell von DARSKI ist ebenso innovativ und nichttrivial wie überzeugend und wissenschaftlich stringent. Sie werden nämlich als phonematisch aufgelöste morphologische Entitäten dargestellt, wobei die universelle Phonemscript benützt wird, wodurch jeglicher Ambivalenz, die durch die Orthographie entsteht, grundsätzlich vorgebeugt wird. Zugleich werden diese Referenzstämme und Exponenten dermaßen voneinander getrennt, dass selbst in den kompliziertesten Zweifelsfällen die Morphemgrenze eindeutig sichtbar ist. Darüber hinaus werden – durch die Technik der Wiedergabe von morphologischen Elementen mittels Majuskeln und Minuskeln – abstrakt begriffene phonologische Komponenten von deren konkreten Realisierungsvarianten, den Allophen bzw. Allomorphen, getrennt. Es wird ferner sowohl der Paradigmatik als auch der Syntagmatik Rechnung getragen, indem die Referenzstämme und die syntaktischen Exponenten sich einerseits in plausibel gestaltete Paradigmen einbauen und andererseits zugleich das volle syntagmatische Potential der jeweiligen Sprachform sichtbar machen. Damit wird an Stelle einer nur

für flektierende Sprachen gültigen Flexionsmorphologie das Konzept einer universalgrammatisch begründeten typologischen Sprachformendeskription geschaffen, welches an jede Sprache und an jeden Dialekt methodologisch anwendbar ist. Józef DARSKI hat sich generell eigentlich fast nur dafür richtig interessiert, was allgemeine, Einzelsprachen übergreifende Geltung hat. Somit hat er sich in die Tradition der Sprachforschung eingeschrieben, die sehr tiefe Wurzeln im nationalen polnischen Forschungskontext (man denke nur an Jerzy Kuryłowicz) und zugleich international hat (man vgl. neben den schon erwähnten Namen Erwin Koschmieder, Solomon Kacnelson, Manfred Krifka u.a.).

Man denke in diesem Zusammenhang an DARSKIS Herangehen an den so genannten Erfragbarkeitstest als Grundtechnik der Bestimmung von Wortarten einer jeden beliebigen Sprache. Diese Probe, welche als Grundmechanismus für die Bestimmung der Wortarten seit langer Zeit gilt, wurde von DARSKI grundsätzlich umgedeutet und verallgemeinert. Vor allem betrifft dies die Universalisierung des Prinzips der Erfragbarkeit auf der logisch begründeten, übereinzelsprachigen Basis, nämlich auf der einfachen Tatsache, dass in jeder Sprache der Welt Fragen an Wortarten und Äußerungsglieder gestellt werden können, wobei gleichzeitig Fragepronomen als Substituenten der dadurch erfragten Entitäten auftreten. Naturgemäß nehmen nun die allgemeinen Fragewörter und die Verweiswörter in seinem Analysemodell die ihnen gebührenden Stellen 1 und 2 (also Wortklassen 1 respektive 2). Dass nun parallel dazu Wortklassen existieren, die grundsätzlich unerfragbar sind, wie Verben, Partikeln, Präpositionen, Konnektoren etc., ist ein Indiz dafür, dass sie potentiell eine hierarchisch höhere Position im Syntagma einnehmen, da die Erfragbarkeit ein Richtungsphänomen ist in dem Sinn, dass sie die Richtung der Abhängigkeit vom erfragenden zum erfragten Sprachzeichen angibt. Die nicht erfragbaren Entitäten haben keine ihnen übergeordneten Zeichen und sind somit automatisch ihnen hierarchisch übergeordnete Satzoperatoren. Sowohl die Klassifizierung der Wortarten als auch die Klassifizierung der dadurch indizierten potentiellen Äußerungsglieder sind in DARSKIS Analysemodell maximal formalisiert. Er geht dabei so weit, dass er auf die traditionellen Termini für Wortarten und Äußerungsglieder verzichtet und diese lediglich als Merkhilfen zulässt, damit ein didaktischer Bezug zum Jahrhunderte lang existierenden terminologischen System, das aber laut DARSKI äußerst unpräzise und metaphorisch ist, zu rein technischen Zwecken weiterhin bestehen kann. In DARSKIS Modell bleibt aber nur Platz für nummerierte Wortklassen und Äußerungsglieder, wobei jede Nummer eine präzise, logisch einwandfreie Definition erhält. Die wichtigste Eigenschaft dieser Definitionen von Wortklassen und Äußerungsgliedern ist die Benennung von positiven und „negativen“, d.h. sie von anderen Wortklassen und Äußerungsgliedern unterscheidenden Merkmalsbündeln. Es werden minutiös errechnete Bedingungen genannt, die eine Entität erfüllen muss, um einer Wort- bzw. Äußerungsgliedklasse zugeordnet zu werden.

Der berühmte französische Sprachwissenschaftler, Logiker und Sprachphilosoph Jean-Marie ZEMB hat im Jahre 1998 den Artikel unter dem Titel „Von einem Grammatiker, der auszog, das Definieren zu lernen“ verfasst. Dort beklagt er die

Situation in der Terminologie in der Grammatikschreibung, die für eine wissenschaftliche Disziplin eigentlich nicht geduldet werden kann wegen einer Fülle von Unklarheiten, widersprüchlichen Definitionen und terminologischer Verwirrung. Der russische Skandinavist und Sprachforscher Michail Iwanowitsch STEBLIN-KAMENSKIJ hat in einem seiner Beiträge festgestellt, jedes Problem in der Sprachforschung sei zunächst und manchmal sogar vor allem ein Problem der Terminologie (vgl. STEBLIN-KAMENSKIJ 1968, 47). Józef DARSKI begegnet nun dieser grundsätzlichen Herausforderung an die weit verstandene „grammatische Begrifflichkeit“ auf eine souveräne, elegante und in jeder Hinsicht nichttriviale Art und Weise. Dadurch werden viele Fragen gelöst und problematische Definitionen geschliffen. In der klassischen, traditionellen Grammatikschreibung gibt es eine relativ stabile Konstellation zwischen der Anzahl von Wortarten und Satzgliedern. Seit der Antike ist die Anzahl der Wortarten etwa doppelt so groß wie die der Satzglieder. Dies rührt von der generellen Vermutung her, dass die Funktionalität mehrerer systeminterner Entitäten im Syntagma deren Leistungspotential dermaßen nivelliert, dass mehrere Formen im Satz vergleichbare Funktionen erfüllen. Diese Sichtweise legitimiert sich dank dem Herangehen „vom Wort zum Satz zum Text“. DARSKI wählt einen entgegen gesetzten Weg und gliedert zunächst einen Text in Satz- und weiter in Wortformsegmente. Diese Segmentierung, die auf den schon erwähnten Zellig HARRIS zurückgeht, ergibt nun ein entgegen gesetztes Bild bei der Klassifikation der Wortarten bzw. Wortklassen und Satzglieder (in DARSKIS Terminologie Äußerungsglieder). In DARSKIS Modell finden sich daher etwa doppelt so viele Äußerungsglieder wie Wortarten. Die Relation beläuft sich auf 31 zu 18. Wieso ist sie nun überhaupt möglich und wodurch unterscheidet sie sich grundsätzlich von der traditionellen Klassifikation mit 10-13 Wortarten und 5 Satzgliedern inklusive der Satzgliedteile? Beim makrolinguistischen (textuellen) Ausgangspunkt und einem präzise angewandten Erfragbarkeitstest erhalten wir ein Bild, das weitestgehend spiegelartig zum traditionellen Vorgehen ist. Die Äußerungsglieder entsprechen nämlich dem syntagmatisch festgelegten Prinzip der maximalen Präzision der konkreten, äußerungsgestützten funktionalen Beschaffenheit, wohingegen die Wortarten bzw. Wortklassen Abstraktionen aus diesen Funktionen darstellen und nicht, wie beim traditionellen Herangehen, potentielle Funktionsträger sind, die auf ihre Kernfunktionen im potentiellen Satz hin hinterfragt werden. Wenn ich also die *wer-/was-*, *wo-* *wann*, *wie-*, *warum-*, *wofür-*, *wozu-* etc. -Äußerungsglieder getrennt betrachte, erhalte ich viel mehr Klassen als im Falle einer Verallgemeinerung von Subjekt-, Objekt- und Adverbialfunktionen. Dass diese Methode nicht nur präziser, sondern auch plausibler und transparenter ist, leuchtet insbesondere auf dem Hintergrund der Entwicklung der Dependenzgrammatik ein, die seit Lucien Tesnière angesichts von neuen Erkenntnissen auf den Unterschied zwischen Aktanten und Zirkonstanten zu Gunsten einer Differenzierung von Ergänzungen und Angaben verzichtet hat. DARSKI geht hier noch einen Schritt weiter, indem er durch minutiöse Ausdifferenzierungen syntaktischer Funktionen auf Grund des Erfragbarkeitstests für jedes Äußerungsglied eine separate Nische postuliert und somit jedes einzelne

Äußerungsglied relativ autonom behandelt. Die Ausdrucksebene wird in eine angemessene Relation zur Inhaltsebene in sämtlichen Teilbereichen des von oben nach unten (vom Text zum Phonem) konzipierten hierarchischen Schemas gesetzt. Der Eckbegriff ist hierbei der der *Minimaläußerungen*, welche sich in MA mit und ohne Bezeichnung einteilen lassen. Dabei entspricht die Korrelation zwischen Inhalt und Form der von Serge KARCEWSKI (1929) formulierten Faustregel des *dualisme assemétrique du signe linguistique* (asymmetrischen Dualismus des Sprachzeichens). Es gibt sowohl in der Form übereinstimmende als auch formdivergende MA, vgl.

- **Ich** bin hier.
- Wer ist das?
- **Ich**.

versus

- **I** am here.
- Who was it?
- **Me**.

Ein weiterer wesentlicher Problemkreis ist die Behandlung und Einstufung der Abfolge der Satzglieder, also der einer gegebenen Sprache zu Grunde liegenden Satztopologie, die Józef DARSKI als Äußerungsgliedfolge bezeichnet. Zu diesem Themenkreis hat er sowohl Beiträge in Zeitschriften und Sammelbänden als auch Kapitel in seinen Monographien verfasst. Außerdem wurden über diesen Themenbereich einige Doktor- und Magisterarbeiten seiner Schüler geschrieben. Einen besonderen Stellenwert erhalten hierbei kontrastive Studien, darunter aus sprachtypologischer und glottodidaktischer Sicht, da ausgerechnet die Interferenzen in der Äußerungsgliedfolge einen riesigen Anteil an Performanzfehlern beim Fremdsprachenerwerb verursachen. Wie auch bei anderen Teilgebieten der Grammatik, baut hier DARSKI ein präzises, originelles und vollkommen souveränes syntaktisches Modell auf, indem er sein Wortklassen- und Äußerungsgliederinventar auf die Stellungsregeln für diese Entitäten projiziert. Bekanntlich ist das Deutsche eine Sprache mit indizierter Satzklammer, was bei seiner Deskription dazu geführt hat, dass ein Beschreibungsmodell entwickelt wurde, welches auf den Grundbegriffen Vor-, Mittel- und Nachfeld beruht. Diese Felder oder Feldteile wurden dabei verständlicherweise an der Verbalklammer orientiert. Das Satzfeldmodell, welches seit den bekannten Arbeiten der 30er – 50er Jahre von Erich Drach, Karl Boost, Gunnar Bech, Hans Glinz u.a. zum gewissen Kanon der Deskription der Satztopologie im Deutschen geworden ist, wurde mehrfach kritisiert wegen seiner Beschränktheit auf die deutsche Sprache (so Werner ABRAHAM 2005, 552). Die Sprachen ohne Satzklammer weisen in dieser Hinsicht eine Linearität in der Abfolge der Satzglieder auf, welche sich wohl kaum in das Satzfeldmodell sinnvoll einbauen lässt. Andererseits lässt sich nun das Deutsche wegen seiner

Klammerstruktur nicht problemlos in die universaltypologischen Topologiemodelle einbetten, wie diese u.a. von Joseph Greenberg, Winfred P. Lehmann, aber auch von den Generativisten der Chomskyschen Schule oder von den Valenzgrammatikern konzipiert werden. Józef DARSKI geht hier zunächst von der generellen Frage nach den Grenzen einer morphologischen Wortform aus, die sich auf dem Weg einer präzisen Untersuchung von primären, sekundären und tertiären Wortformen ergibt. Durch eine konzeptuelle Trennung von der Wortart 4 (Finitum), Wortart 5 (potentielles Finitum) und Wortart 6 (Finitummodifikator) und deren Anwendung auf das topologische Satzmodell demonstriert DARSKI eine prinzipiell neue Sicht auf das Phänomen, das traditionell als „Satzklammer“ bezeichnet und behandelt wurde. Damit öffnet sich ein Tor zur Eingliederung der deutschen Satztopologie in das universaltypologische Kontinuum der Äußerungsgliedfolge in verschiedenen Sprachsystemen, ohne dass dabei das Satzklammerkonzept tangiert wird: Der Hauptorientierungspunkt bleibt nach wie vor das „Verb“, aber es wird nicht mehr in den engeren Klammerbegriffen (also als „getrennte Einheit“, die in die „linke“ und die „rechte“ Klammer zerfällt) verstanden, ja grundsätzlich als keine einheitliche Wortart, sondern vielmehr als ein Kontinuum von prädikatbildenden Elementen, die drei verschiedenen Wortklassen angehören können.

Man kann DARSKIS Gesamtkonstrukt – zugegeben etwas vereinfachend – als ein textbasiertes, also von oben nach unten aufgebautes und hierarchisch konzipiertes morphologisches und morphosyntaktisches Modell mit streng zueinander affinen Form- und Bedeutungsstrukturen bezeichnen.

Auf einem internationalen Symposium über Geschichte und Typologie der Sprachsysteme in Zielona Góra im Jahre 2011, zu dem wir, d.h. Frau Professor Elizaveta Kotorova und ich, Józef DARSKI als Plenarreferenten eingeladen haben, hat er einen programmatischen Vortrag gehalten unter dem Titel „Allgemein menschliche Sprachprinzipien als Grundlage eines neuen sprachlichen Analysemodells“. Der gleich betitelt Beitrag wurde in dem Tagungsband beim Winter Verlag in Heidelberg veröffentlicht (vgl. DARSKI 2011). Das Modell wurde dort in allen seinen Details, dabei sehr prägnant und einleuchtend präsentiert. Beeindruckend sind sowohl die äußerst akribische methodologische Vorgehensweise als auch eine mustergültige Integration der analysierten Sprachebenen mit makrolinguistischem Grundansatz, angefangen mit der allgemeinen Textdefinition als Einheit von System und Tätigkeit, über die Darstellung von Textsequenzen einzelner Sprecher, der Äußerungen, der Äußerungsabschnitte bis hin zu den Sprechsilben. Bei der Untersuchung von Linearisierungsprinzipien bei der Bildung idiolektaler Sprechlaute wurden zunächst konkrete Realisierungsformen der Lautebene behandelt, woraufhin die „höchste Abstraktionsebene von idiolektalen Lauten“, die Phonemebene, welche sich aus einer Abstrahierung aus der Realisierung idiolektaler Phone im Text ergibt, definiert wurde.

Ein Jahr davor, im Juli 2010, leitete Józef DARSKI die Sektion „Beschreibende Grammatik des Deutschen“ auf dem 12. Weltkongress der IVG in Warschau. Die Mitorganisatoren und Koleiter dieser Sektion waren u.a. Peter Eisenberg und John Ole Askedal, führende Grammatikforscher aus Deutschland resp. Norwegen. Die

Akten dieser Tagung liegen in einer vom Peter Lang Verlag herausgegebenen Druckfassung vor. Der IVG-Weltkongress 2010 ist somit zu einer weiteren internationalen Plattform für die Präsentation von DARSKIS Analysemodell und seine Besprechung geworden.

Sein letztes, in polnischer Sprache verfasstes, Buch unter dem Titel „Gramatyka niemiecka z uwagami konfrontatywnymi“ hat gerade den universaltypologischen Ansatz am Beispiel des Vergleichs beider Sprachsysteme auf der Grundlage seiner einheitlichen Modellierung geltend gemacht.

Der wissenschaftliche Nachlass von Józef DARSKI wird noch im Laufe mehrerer Jahrzehnte rezipiert, verarbeitet und von seinen Schülern und Kollegen weiterentwickelt werden. Er ist eine echte Fundgrube von logisch erfasstem, klassifiziertem und schöpferisch aufbereitetem Fachwissen. Józef DARSKI ist schon jetzt in die Geschichte der Sprachwissenschaft und ganz besonders der germanistischen Linguistik, vor allen Dingen der systematischen Grammatikforschung eingegangen, als Autor eines originellen, komplexen, lückenlosen, methodologisch einwandfreien und didaktisch gut anwendbaren linguistischen Analysemodells. Er ist Mentor von Generationen jüngerer polnischer Sprachforscher geworden, die seine Theorieansätze angewandt und weiterentwickelt haben und auch künftig weiterentwickeln werden. Sein Lebenswerk hat weit über die Grenzen seiner Heimatuniversität und seines Heimatlandes Polen internationale Anerkennung bekommen. Für uns, seine Kollegen und Freunde sind sein Leben und sein Schaffen, seine wissenschaftliche, didaktische und organisatorische Tätigkeit mustergültig. Er bleibt für immer in unserer dankbaren Erinnerung.

Na końcu chciałbym podziękować Tobie, drogi Kolego, ukochany przyjacielu Józefie, w Twoim języku ojczystym, po polsku. Trudno mi się pogodzić z tym, że nie ma Ciebie dziś wśród nas. Byłeś dla mnie wzorem naukowca, nauczyciela, człowieka. Bardzo mi pomogłeś w różnych sprawach, nigdy nie odmówiłeś pomocy, zawsze byłeś obok, gdy potrzebowałem Twojej pomocy, Twojej porady, szczerze dzieliłeś się ze mną swoim ogromnym doświadczeniem. Zawsze zachowam Ciebie w mojej pamięci. A ten mój wykład ku Twojej czci przyjmij jako malutki, skromny dar dla Twojej świętej pamięci. Dziękuję Tobie za wszystko.

Danke für Ihre Aufmerksamkeit und dafür, dass ich heute über Józef DARSKI und sein Lebenswerk reden durfte.

## **Literaturverzeichnis**

- ABRAHAM, W. (2005), *Deutsche Syntax im Sprachenvergleich. Grundlegung einer typologischen Syntax des Deutschen*. Tübingen.
- DARSKI, J.P. (1987), *Linguistisches Analysemodell. Definitionen grundlegender grammatischer Begriffe*. 2., erw. und überarb. Aufl. 2004. Poznań.
- DARSKI, J.P. (1999), *Bildung der Verbformen im Standarddeutschen*. Tübingen.



- DARSKI, J.P. (2010), *Deutsche Grammatik. Ein völlig neuer Ansatz*. Frankfurt am Main u.a.
- DARSKI, J.P. (2011), Allgemein menschliche Sprachprinzipien als Grundlage eines neuen sprachlichen Analysemodells. In: KOTIN, M.L./ KOTOROVA, E.G./ DURRELL, M. [Hg.], *Geschichte und Typologie der Sprachsysteme/History and Typology of Language Systems*. Heidelberg. 29-49.
- DARSKI, J.P. (2015), *Gramatyka niemiecka z uwagami konfrontatywnymi*. Wydanie 2, poprawione i rozszerzone. Poznań.
- DOLATOWSKI, M. (2016), *Morphosyntaktische Strukturen des Alznerischen. Versuch einer Rekonstruktion*. Dissertation. Poznań.
- HARRIS, Z.S. (1951), *Methods in Structural Linguistics*. Chicago.
- HJELMSLEV, L. (1953), *Prolegomena of the Theory of Language*. Baltimore.
- KARCEVSKI, S. (1929), Du dualisme asymétrique du signe linguistique. In: *Travaux du Cercle linguistique de Prague* 1. 88-93.
- KOTIN, M.L. (2008), Das „Linguistische Analysemodell“ von Józef Darski im sprachhistorischen und typologischen Diskurs. In: MIKOŁAJCZYK, B./ KOTIN M.L. [Hg.], *Terra grammatica. Festschrift für Józef Darski zum 65. Geburtstag*. Frankfurt am Main u.a. (= Posener Beiträge zur Germanistik). 167-177.
- KOTIN, M.L. (2012), *Gotisch. Im (diachronischen und typologischen) Vergleich*. Heidelberg.
- MEL'ČUK, I.A. (1976), *Das Wort. Zwischen Inhalt und Ausdruck*. München.
- MIKOŁAJCZYK, B./ KOTIN, M.L. [Hg.] (2008), *Terra grammatica. Festschrift für Józef Darski zum 65. Geburtstag*. Frankfurt am Main u.a. (= Posener Beiträge zur Germanistik).
- STEBLIN-KAMENSKIJ, M.I. (1968), Vozmožno li planirovanije jazykovogo razvitija? Norvežskoje jazykovoje dviženije v tupike. In: *Voprosy jazykoznanija* 3. 47-56.
- WOŹNICKA, M. (2015), Das schwache Verb und seine Exponenten vom Mittel- bis zum Neuhochdeutschen. In: *Kwartalnik Neofilologiczny* 62/4. 703-713.
- ZEMB, J.-M. (1998), Von einem Grammatiker, der auszog, das Definieren zu lernen. In: DONHAUSER, K./ EICHINGER, L.M. [Hg.], *Deutsche Grammatik – Thema in Variationen*. Festschrift für Hans-Werner Eroms zum 60. Geburtstag. Heidelberg. 3-20.

**Marek Biszczanik**  
Uniwersytet Zielonogórski

## **Verbalformen in den Schweidnitzer Rechtsbüchern aus dem 14. Jahrhundert**

Die Verbmorphologie der deutschen Schriftsprache hat zwischen dem ausgehenden Hochmittelalter und der beginnenden Frühen Neuzeit einen allmählichen, aber tiefreichenden und das gesamte grammatische System des Deutschen tiefgründig umgestaltenden Umbruch erfahren. Das Hauptgewicht der Wiedergabe morphosyntaktischer Verhältnisse hat sich in dieser, ja relativ kurzen, nur einige Sprechergenerationen umfassenden Zeit, von den Formen synthetischer Art auf analytisch gebildete Periphrasen verlegt.

Das Anliegen des vorliegenden Beitrags ist, die auffallendsten Charakteristika der im 14. Jahrhundert in Niederschlesien gebrauchten Verbalformen des geschriebenen Ostmitteleutschen an ausgewählten und möglichst repräsentativen, allerdings jeweils authentischen, archivarischen Beispielen zu präsentieren. Als Untersuchungskorpus diene für diese Studie ein originelles, handschriftlich überliefertes und sehr umfangreiches, aber zugleich örtlich homogenes Textkorpus. Alle im Beitrag angeführten Beispielbelege stammen aus den Handschriften aus der niederschlesischen Stadt Schweidnitz, und genauer gesagt – aus den dort verfassten Dokumenten rechtlichen Charakters.

Untersucht wurde unter anderen der umfangreiche Text des *Stadtrechtes von Schweidnitz*, in dem die Nuancen der Periphrasenbildung bereits gut sichtbar sind, obwohl diese im Niederschlesischen zur Entstehungszeit der Handschrift noch erheblich schwankte und demzufolge in den Kanzleidokumenten inkonsequent aufgezeichnet wurde. Im Text selbst lassen sich zwar keine Angaben über die Entstehungszeit dieser wichtigen Quelle finden, was übrigens in den Handschriften aus dieser Zeit keine besondere Kuriosität ist. Dem graphemisch-phonologischen und dem paläographischen Sprachbild des Textes nach kann man aber mit recht großer Wahrscheinlichkeit feststellen, dass die Handschrift gegen Ende des 14. Jahrhunderts niedergeschrieben wurde (vgl. PIIRAINEN 1995: 313).

Die langsam grammatikalisierten Periphrasen dieser Zeit spiegelten nicht nur temporale Relationen (vgl. WELKE 2005), sondern gegebenenfalls nach wie vor ganz komplizierte und nicht immer präzise deutbare Aspekt- und Diatheseverhältnisse wider (vgl. DAHL 1985, EROMS 1992, LEISS 1992), weswegen sie in ihren Funktionen mit den Periphrasen des Gegenwartsteutschen nicht oder zumindest nicht in jedem Fall gleichgestellt werden dürfen. Die Nuancierung in der noch schwankenden Funktionsverteilung der einzelnen periphrastischen Formen konzentrierte sich damals hauptsächlich in der jeweiligen, weitgehend

kontextbezogenen, also vor allem noch durchaus semantisch determinierten Wahl des Hilfsverbs.

Die Zahl der Hilfsverben blieb von dem Althochdeutschen bis zu dem Ausgang der mittelhochdeutschen Periode generell unverändert, obzwar im Bestand der Auxiliare des deutschsprachigen niederschlesischen Schrifttums und in deren Frequenz in den dort entstandenen Schriften doch schon bemerkbare Änderungen vorkamen. Im erwähnten Korpus lässt sich beispielsweise das ältere ahd. *wësan* / mhd. *wesen* nicht mehr nachweisen, dafür aber wird das Verb *werden* bereits recht häufig verwendet (vgl. KOTIN 2003), obwohl es dort noch nicht bis zu diesem Grade grammatikalisiert ist, wie es im Gegenwartsschwedischen der Fall ist. Während aber die Hilfsverbopposition *haben* vs. *sein* sich vom Neuhochdeutschen nur durch auf bestimmte Verben oder deren kontextualen Gebrauch zurückgehende und nicht so erhebliche Einzelheiten unterscheidet, scheint die Opposition zwischen den Auxiliaren *werden* und *sein* noch nicht die Phase erreicht zu haben, in der wir von voller Funktionalisierung der einzelnen Hilfsverben in ihren bestimmten grammatischen Rollen sprechen dürften, und wenn schon, dann nicht ausgesprochen in diesen, die später für die neuhochdeutsche Standardsprache eigentümlich waren.

Was im untersuchten Textkorpus die Haupttendenz dieser Zeit im Hinblick auf die Grammatikalisierung periphrastischer Strukturen zu sein scheint, obwohl es selbstverständlich ein bei weitem komplizierterer Prozess – oder besser gesagt – eine breitere Gruppe von Prozessen war, die sich als Ganzes im Rahmen eines knappen Artikels ja nicht schildern lässt, ist eben die stufenweise fortschreitende Funktionsverteilung zwischen den Auxiliaren *werden* und *sein*.

Dabei muss sofort angedeutet werden, dass die erwähnte Inkonsequenz in der Entscheidung für eines von diesen Hilfsverben sich nicht auf alle ihre grammatischen Funktionen bezieht. Beispielsweise wurde das Verb *werden* als Auxiliar in den Umschreibungen des Futurs und in den des Passivs gebraucht. Während es im Spätmittelalter bei der Zukunftswiedergabe nur noch – damals schon immer seltener – mit der Konstruktion des Modalverbs *wellen/wollen* mit dem Infinitiv konkurrieren kann, stellt dagegen die Bildung der Diatheseformen schon ein Netz viel komplizierterer Abhängigkeiten sowie älterer aspektualer und modernerer temporaler Verhältnisse bzw. Oppositionen dar. Dabei ist der Gebrauch von dem funktional homogenen *werden* mit einigen grammatischen Rollen des Verbs *sein* vernetzt, was unten an einigen ausgewählten Belegen gezeigt werden soll.

Das Auxiliar *werden* ist, was die Diathese anbelangt, schon ungefähr vom Anfang des 14. Jahrhunderts an als Hilfsverb der präsentischen Periphrase des Vorgangspassivs grammatikalisiert worden. Als ein frühes Beispiel dafür betrachten wir ein kurzes Fragment der *Handfeste der Stadt Schweidnitz* vom Jahr 1328, in dem unter anderen die Gerichtsprozedur im Falle des innerhalb der Stadtmauern begangenen Diebstahls geschildert wurde, und zwar wie folgt:

[Beleg 1; 1328 / HSS<sup>1</sup>, Bl. 521] ... und wirt da mite vunden und begriffen zcu dem ersten male ...

Zum Problem des sozusagen „überflüssigen“ und deswegen oftmals ausgesparten *ge-* bei den Perfektiva kommen wir in dem vorliegenden Beitrag noch etwas später zurück, an dieser Stelle wollen wir den Leser aber zunächst auf den Gebrauch des Hilfsverbs *werden* aufmerksam machen, das hier, an diesem Beleg, bereits so gut wie völlig grammatikalisiert zu sein scheint und zwar schon in dem Stadium, wie es auch im Neuhochdeutschen ist. Der Sprachwandel verläuft aber nicht so geradlinig, wie wir es uns manchmal an Standardbeispielen vorstellen; die Grammatikalisierung als ein Sprachwandelprozess, vor allem bei Langzeitveränderungen (vgl. KOTIN 2013: 171-180), übrigens ebenfalls nicht. Und das ist z.B. an der Funktionsverteilung des Hilfsverbs *sein* im Passiv zu sehen.

Das Vollverb aus dem Beleg 1, ‚begriffen‘, auch im Passiv verwendet, finden wir auch in dem viel jüngeren *Stadtrecht von Schweidnitz* [SRS], dessen Entstehung – wie gesagt – ungefähr auf das Jahr 1400 oder kurz davor zurückgeführt werden kann. In diesem Buch finden wir bei der Schilderung einer Rechtsregel, die besagt, dass man sich von Magdeburg über die Elbe in die Ortschaft Schartow begeben solle, die übrigens älter ist als Magdeburg selbst, falls man kein Urteil an Ort finden kann, den folgenden Satz:

[Beleg 2; 1400 / SRS, Bl. 185] *Das thun se dor vmme das is lenger gestanden hat wen meydeburg vn[de] d[er] keisir otto das he[r]czogetum dor us geleget hatte vn[de] allis mit eyme rechte begriffen ist*

Bei der Wiedergabe von punktuell geschehenen Ereignissen, wie im Beleg 1, wurde im Präsens nur das Hilfsverb *werden* gebraucht. Der Dieb aus dem Beleg 1 wird nämlich an einem bestimmten Zeitpunkt, also punktuell *begriffen*, also ‚erwischt‘. Hier aber, im Beleg 2, wo der Herzog das Herzogtum einmal gegründet hatte, *ist alles* zusammen einmal *mit eyme rechte begriffen*, und zwar im Sinne der heutigen Struktur: ‚ist erfasst **worden**‘, d.h. das Ergebnis der Handlung hat an jenem Zeitpunkt eingesetzt und sich bis zum Sprechzeitpunkt hin gezogen. Im 14. Jahrhundert wurde dieses perfektivierende ‚worden‘ allerdings noch selten gebraucht und begann erst mit der zwar einfacheren, aber grammatisch polyfunktionalen, also nicht in jedem Kontext klaren Periphrase *sein* + *Partizip II* im Passiv Perfekt und im Plusquamperfekt zu konkurrieren, vermutlich zwecks der aus praktischen Gründen erstrebten „Desynkretisierung“ der funktional inhomogenen *sein*-Periphrasen dieser Zeit.

Zum Ende des 14. Jahrhunderts, als die passivische Struktur mit ‚worden‘ noch nicht üblich, d.i. nicht endgültig grammatikalisiert war, gebrauchte man in Niederschlesien für die Vergangenheit das Hilfsverb *werden* in funktionaler Hinsicht eher homogen, und zwar für Übergänge in neue Zustände ohne zeitliche Ausdehnung, wie es im Beleg 1 oder beispielsweise im folgenden Satz ist: [Beleg 3;

---

<sup>1</sup> Die Erklärungen der Abkürzungen für die einzelnen Korpustexte wurden unten im Kapitel „Korpusquellen“ angeführt.

1400 / SRS, Bl. 239] *also do is ym abe gestolen adir geroubit wart*, und das Hilfsverb *sein* in wenigstens zwei Funktionen, d.h.: I) für Übergänge in neue Zustände mit zeitlicher Ausdehnung wie im Beleg 2, oder II) für Darstellungen von dauerhaften, durativen Zuständen, was wir an weiteren Belegen ebenfalls aus dem *Stadtrecht von Schweidnitz* sehen können: [Beleg 4; 1400 / SRS, Bl. 181] *dor vmme sint [...] dy von halle vn[de] dy von meydeburg alle mit eyne rechte begriffen*, [Beleg 5; 1400 / SRS, Bl. 194] *alle di czu wichbilde siczen di sint alle mit eyne wichbilde rechte begriffe[n]*. Falls etwa derselbe Kontext sich ausschließlich auf die Vergangenheit bezog, verwendete man dieselbe Struktur, wobei jedoch das Hilfsverb im Präteritum stand, z.B.: [Beleg 6; 1400 / SRS, Bl. 177] *vnde waren alle mit eyne rechte begriffen*.

Der Schreiber, der das Schweidnitzer Stadtrecht zum Ausgang des 14. Jahrhunderts niedergeschrieben hat, war der Opposition zwischen dem perfektiven *werden* und dem durativen *sein* im Passiv offensichtlich durchaus bewusst. Dafür finden wir in dieser Handschrift einen direkten Beweis in der Gestalt des folgenden Satzes:

[Beleg 7; 1400 / SRS, Bl. 200] *das selbe gerichte get obir allirhande lute dy bynnen wichbilde begriffen sint mit valschem koufe*.

Im handschriftlichen Original wurde nämlich in diesem Satz das Hilfsverb *sint* unterstrichen – was in den Handschriften oftmals heißt: durchgestrichen – und an diese Stelle wurde das Wort *werden* eingesetzt [!]. Das Auf-frischer-Tat-Ertappen ist offensichtlich, auch in den Augen des damals schreibenden Kanzlisten, ein allzu transparent punktuell, perfektives Ereignis, als dass er sich an dieser Stelle getraut hätte, dieses immer noch häufigere *sint* im Text doch stehen zu lassen.

Solche oder ähnliche Entscheidungen, wie diese im letzten Beleg, waren zweifelsohne Folgen der intuitiven Tendenz zur Vermeidung von möglichen Synkretismusfällen, die wegen der im 14. Jahrhundert noch spürbaren Polyfunktionalität des Auxiliars *sin/sein* ziemlich häufig sein mussten. Im Folgenden werden einige Belege präsentiert, in denen – dem Sinn nach – prozessuale passivische Geschehen vorkommen, der Form nach aber – die Periphrase *sein* + *Partizip II* bzw. bei vergangenen Geschehen – *war* + *Partizip II* gebraucht wurde.

Die Schweidnitzer *Weltchronik*, die ein umfangreiches Fragment der Textallianz des *Stadtrechtes von Schweidnitz* darstellt, ist an Belegen reich, in denen die Struktur *sein* + *Partizip II* den Weg zur Entfaltung der späteren dreiteiligen Periphrase mit dem perfektivierenden *worden* bahnte. Dafür folgen unten einige Belege, in denen perfekte Ereignisse noch mit der Periphrase *sein* + *Partizip II* wiedergegeben wurden:

[Beleg 8; 1400 / SRS, Bl. 165] *her vant ouch den grosen schacz konig etzels der do **manch iar vor** begraben was [im Sinne von ‘begraben worden ist’, weil der Ausdruck **manch iar vor** ja eine durchaus konkrete, punktuelle Zeitangabe ist]*

[Beleg 9; 1400 / SRS, Bl. 180] *do sprachen di kouflute keygen deme koning sint [=seit (als Präposition)] das yclychen lande sin recht gesaczt ist [=‘gesetzt worden ist’]*

[Beleg 10; 1400 / SRS, Bl. 192] *dy gabe dy uch gegeben ist vor gerichte recht vnde redelich* [=‘gegeben worden ist‘]

[Beleg 11; 1400 / SRS, Bl. 174] *Dieser keisir otto starp uon der ru<sup>o</sup>re vnde ist czu brunswig begraben* [=‘ist begraben worden‘]

Auch in der *Handfeste der Stadt Schweidnitz* vom Jahr 1328 hat die Periphrase *sein + Partizip II* die vorgangswiedergebende Funktion gehabt, wie im Beleg 12, 1328 / HSS, Bl. 526: *Zcu einer zcir waz ouch eyn gesezce gemachet daz ...* Die eigentliche Bedeutung des Satzes ist hier aber offensichtlich als: ‚ist ein Gesetz gemacht [oder] beschlossen **worden**‘, zu deuten.

Nicht immer lässt der Kontext ganz sicher sein, ob es dem Schreiber in einer Handschrift um einen vergangenen, aber zur Sprechzeit folgenreichen Vorgang oder aber um einen daraus ergebenden Zustand ging, wie im Beleg 13, 1400 / SRS, Bl. 222: *kinder di us geradit sin* [= ‚enterbt (worden) sind‘].

Dafür, warum man in solchen und ähnlichen **Plural**formen nicht die Periphrase *wurden + Partizip II* verwendet hat, lässt sich eine Hypothese stellen. Wir dürfen nämlich bei der Untersuchung von älteren Texten aus der Zeit vor Gutenbergs Erfindung nicht außer Acht lassen, dass sie alle selbstverständlich ausschließlich handschriftlich überliefert vorliegen. Im 14. Jahrhundert waren die Regeln für die Anwendung von diakritischen Zeichen gar keine oder sie waren bestenfalls im Anfangsstadium ihrer Herausbildung und nur einem lockeren lokalen Usus unterliegen konnten. Das Lexem ‚wurden‘ als Hilfswort der Periphrasen im Plural assoziierte man nämlich gern mit konjunktivisch bzw. optativisch gekennzeichneten Inhalten. Beim Fehlen der eindeutig normierten Diakritika wären ‚wurden‘ und ‚würden‘ in den Handschriften nur kontextuell, also sehr vage, unterscheidbar gewesen. In anderen Worten – die beiden Formen stellten in der gesprochenen Sprache vielleicht schon eine ganz klare (temporale und zugleich modale) Opposition dar, wie es auch heute ja der Fall ist, aber doch nicht (oder nur sehr fraglich) im Geschriebenen. Die Modusopposition durch *waren/würden* oder *sint/würden* hat dagegen volle Klarheit auch in der Schriftkommunikation mit schwankendem Diakritika-Bestand ergeben müssen. Vermutlich nur durch die Analogie mit dem Plural hat man sich (schriftsprachlich) ähnlich auch im Singular verhalten, wo seit dem Ausgang des 14. Jahrhunderts die ältere Form mit *ward + Partizip II* mit der im Sinne des Vollzugsausdrucks deutlicheren Struktur mit ‚worden‘ immer häufiger konkurrieren musste. Durch diese Konkurrenzen litt allerdings die Klarheit innerhalb der Diathese, wo die Strukturen wie *sein + Partizip II*, *was + Partizip II* und *wart + Partizip II* füreinander sich zumindest teilweise abdeckende Funktionen ausübten. Das Sprachsystem, das solche Unzulänglichkeiten nur zeitweise toleriert, hat dieses Formendefizit bzw. Funktionsanhäufung im Rahmen einer Struktur gerne eben mit dem Zusatz ‚worden‘ bei eindeutig perfektiven, abgeschlossenen, sozusagen „aoristischen“ Vorgängen ergänzt.

Erst zum Ende des 14. Jahrhunderts begann aber das Partizip ‚worden‘ in seiner grammatikalisierten, perfektivierenden Funktion im Passiv Perfekt bzw. seltener im Passiv Plusquamperfekt regelmäßiger aufzutreten. Was das Korpus des Schweidnitzer Rechtsschrifttums anbelangt, so erscheint die dreiteilige

Vorgangspassivstruktur mit ‚worden‘ erstmals im *Gerichtsbuch der Stadt Schweidnitz*, in einem Eintrag vom Jahr 1396:

[Beleg 14; 1396 / GBS, Bl. 69] *die von alder her komen vnnnd gehalden worden sindt*  
(Es handelte sich um Rechtsregeln.).

Formal gesehen erschien in Schweidnitz die Schriftform ‚worden‘ doch schon viel früher, aber in einer anderen grammatischen Rolle. Vergleichen wir die folgenden Belege:

[Beleg 15; 1400 / SRS, Bl. 175] *vnde en worden [=würden] sie nicht gelost*

[Beleg 16; 1400 / SRS, Bl. 200] *wenne se des dinges obir wunden worden [=würden] so muzzen se wetten hut vn[de] har*

Die die Perfektivierung betonende Struktur *sein + Partizip II + worden* war zum Ende des 14. Jahrhunderts, wie gesagt, noch eher sporadisch im Gebrauch, deshalb war die Form ‚worden‘ als solche sozusagen grammatisch „frei“ oder, besser gesagt, noch nicht (im nhd. Sinne) fest grammatikalisiert. Im Wortlaut des Stadtrechtbuches aus dem Ende des Jahrhunderts, aber mit gewiss älterem, vielleicht teilweise abgeschriebenem Inhalt, also voll von älteren Sprachstrukturen, wurde das Lexem „worden“ als Pluralfinitum des Konjunktiv Präteritums verwendet, also im Sinne des heutigen ‚würden‘, was wir in den Belegen 15 und 16 haben sehen können.

In vielen von den oben gezeigten Belegen ließen sich auch Partizipformen bemerken, die **nicht** mit der Vorsilbe *ge-* präfigiert wurden. Das 14. Jahrhundert war nämlich nicht nur für die Funktionalisierung der Diathesestrukturen eine Neuordnungszeit für die Funktionen von den einzelnen älteren und neueren Formen, sondern auch für die endgültige, obzwar allmähliche Entsemantisierung und langsame Grammatikalisierung des Präfixes *ge-* (< ahd. *gi-*).

Im Schweidnitzer Rechtsschrifttum dominieren nämlich die unpräfigierten Formen der Perfektiva eindeutig bis zum Ende des 14. Jahrhunderts, und zwar natürlich nicht nur in der Umschreibung des Passivs, sondern auch im Aktiv Perfekt und Plusquamperfekt. Es wimmelt in den Stadtbüchern und Urkunden dieser Stadt, wie übrigens auch in ganz Niederschlesien, von entsprechenden Belegen. Am charakteristischsten und am meisten vertreten sind dabei die Verbformen von *bringen*, *finden* und *kommen*. Wir können es an den folgenden Beispielen sehen, z.B. mit *finden*:

[Beleg 17; 1336 / WSS, Bl. 540] *han betracht, bedocht unde vunden*, [Blg. 18; 1387 / 180 (im Teil des Buches ohne Seitennummerierung)] *ist vunden zu rechte*

... sowie mit dem Verb *kommen*:

[Beleg 19; 1328 / 180, Bl. 55] *daz her ist kymen binnin witbilde in der vrien straze*

[Beleg 20; 1364 / UR] *das vor uns kommen fint*

[Beleg 21; 1400 / SRS, Bl. 235] *der czu sinen iaren kome[n] ist*

[Beleg 22; 1400 / SRS, Bl. 205] *di beide von wyndischer art her sint komen*

[Beleg 23; 1431 / BR] *So ist vns in deser stunden botschafft kommen*

[Beleg 24; 1412 / 95, Bl. 39] *das qwome[n] sint*

Relativ frei fühlten sich die Schweidnitzer Kanzlisten in der Gestaltung der Formen von *bringen*, bei denen sie sowohl die präfigierte, als auch die unpräfigierte

Variante gebrauchten, wobei aber die präfigierte erst zum Ende des 14. Jahrhunderts einsetzte. Davor lassen sich in den Schweidnitzer Stadtbüchern recht unterschiedliche, aber immer unpräfigierte Formen aufweisen, z.B.:

[Beleg 25; 1328 / HSS, Bl. 521] *der da Win brocht hat in die Stat*

[Beleg 26; 1328 / 180, Bl. 25] *zcu einer gantzzen stetikeit haben bracht (u.ä.)*

Im *Stadtrecht von Schweidnitz* vom Ende des 14. Jahrhunderts sind wir aber schon Zeugen der anfangenden, obzwar aber in der Schriftsprache immer noch nicht geradlinig vorangehenden Grammatikalisierung des Präfixes *ge-*. Die Partizipien von *bringen* mit dem Präfix kommen in diesem Buch zwar bereits vor, doch diejenigen ohne Vorsilbe sind noch nach wie vor zahlreicher. Die Belege dafür wurden unten so geordnet, wie sie im Buch nacheinander auftreten:

[Beleg 27; 1400 / SRS, Bl. 176] *das di vorsten in alder czit in eyne vnrechte gewonheit haben bracht*

[Beleg 28; 1400 / SRS, Bl. 184] *wirt abir ey[n] man geuangen v[m]me vngerichte vn[de] vor gericht gebracht*

[Beleg 29; 1400 / SRS, Bl. 186] *deme do broch wirt an deme orteile wirt ouch ieme broch*

[Beleg 30; 1400 / SRS, Bl. 207] *Do her vride do mete gebroche[n] hat vnde also geuange[n] ... vorgericht gebracht wirt*

[Beleg 31; 1400 / SRS, Bl. 220] *wirt abir eyn man mit dube adir mit roube vorgericht bracht*

[Beleg 32; 1400 / SRS, Bl. 228] *welch man ... mit roube in eyner hanthafte that ... gebracht wirt*

[Beleg 33; 1400 / SRS, Bl. 231] *ad[er] ym wirt broch an deme eigen*

Man kann also erkennen, dass die Wahl **einer** von den beiden Varianten nicht kontextuell oder irgendwie anders determiniert war. Das zeugt davon, dass das Ende des 14. Jahrhunderts in Niederschlesien gerade die Zeit war, in der die Grammatikalisierung der *ge-*Präfigierung der Perfektiva begonnen hat. Schwankungen betreffen übrigens nicht nur das Verb ‚bringen‘; bei ‚finden‘ war es ähnlich, wie im **Beleg 34** [1328 / 180, Bl. 55]: *swen im daz gevunden wirt . vnd der vride brech vor geladin wirt als recht ist.*

Diese vorübergehende Willkürlichkeit im Gebrauch des Präfixes *ge-* war im Sprachgefühl der Schreiber des *Stadtrechtes von Schweidnitz* offensichtlich schon dermaßen tief verankert, dass sie sich paradoxerweise auch auf die Durativa erweitert hat, bei denen die Logik der fehlenden Perfektivierung, anders als es wie bei den Perfektiva der Fall ist, ja nicht zutrifft. Dennoch erscheinen in der Handschrift, vielleicht durch Analogie an die Perfektiva, solche Belege wie:

[Beleg 35; 1400 / SRS, Bl. 195] *... der eygen hat legen bynne[n] wichbilde*

[Beleg 36; 1400 / SRS, Bl. 179] *von allen den di do ritters namen halten hatten*

[Beleg 37; 1400 / SRS, Bl. 222] *Welcher abir bynne[n] der gewere ist blebyn*

Der perfektivierenden Kraft des Präfixes *ge-* war man allerdings beim Niederschreiben des *Stadtrechtes von Schweidnitz* doch noch bewusst, denn man benutzte diese Möglichkeit an mehreren Stellen, auch an Infinitiven, auf eine sozusagen noch recht mittelalterliche Art und Weise. Wir können es an den Verben



‚haben‘ und ‚sein‘ (als Vollverben) verfolgen, die neben den unpräfigierten auch gar nicht so seltene präfigierte Formen erhielten, z.B.:

[Beleg 38; 1400 / SRS, Bl. 216] *vn[de] [sie; Pl.] mogen ouch keynen vormu[n]den gehan an irer clage czu kamphe*

Was bedeutet hier das Infinitiv *gehan*? Ohne Präfigierung hätte es eine durative, andauernde Bedeutung; mit *ge-* heißt es nicht mehr einfach: ‚(vorübergehend) haben, besitzen‘, sondern vielmehr perfektiv, sogar faktitiv, ‚erhalten, in Besitz aufgenommen haben‘. Dazu weitere, ähnliche (gekürzte) Belege:

[Beleg 39; 1378 / 115, Bl. 25] *vnd habin vor reicht vnd vorlangit allis daz sye gehabin mochtin ...*

[Beleg 40; 1378 / 115, Bl. 28] ... *so sal ... waz sy gehabin mag*

[Beleg 41; 1378 / 115, Bl. 28] *Allis daz sye gehabin mochen*

[Beleg 42; 1379 / 180, Bl. 24v] *ap den ... hanos ... nicht gehab[i]n mag ... zo hat ... gegeb[i]n ...*

[Beleg 43; 1391 / BHA, Bl. 374 u. 375] ... *die wir gehaben moechten ...*

[Beleg 44; 1400 / SRS, Bl. 241] *Di wile kinder ired rechten vormu[n]den nicht gehaben moge*

Etwas derselbe Mechanismus der Perfektivierung ist im Untersuchungskorpus bei dem Verb *sein* nachweisbar. Um dies festzustellen, reicht es aus, auf die folgenden Belege zu schauen:

[Beleg 45; 1400 / SRS, Bl. 211] *vnde im des so vil genomen hat das is nicht wol erger mag gesin [= d.h. – ‚dass es nicht schlimmer **werden** kann‘, und nicht ‚schlimmer **sein** kann‘],*

[Beleg 46; 1400 / SRS, Bl. 201] *ist abir das der burgg[re]ue do nicht en ist noch do gesin en mag [= d.h. – es besteht keine Möglichkeit, dass er dort mal „**erscheint**“, also dass er dort sozusagen einmal „beginnt zu sein“],*

[Beleg 47; 1400 / SRS, Bl. 190] *so en mag her nymandes richter gesin [= d.h. – ‚erst zu jemandes Richter **werden**‘],*

[Beleg 48; 1400 / SRS, Bl. 181] *Ist abir das dy uz der marke czu mysen ird rechtis nicht en wi[s]sen das musen sy czu halle holen des en mag abir czu lantrechte nicht gesyn [= d.h. – ‚das kann zum Landrecht nicht **werden**‘],*

[Beleg 49; 1328 / 180, Bl. 25] *daz wir ... noch uolger mugen gesin [= d.h. – ‚dass wir die Nachfolger **werden** könnten‘].*

Das Präfix *ge-* wurde auch an andere Verben angeschlossen, falls der Kontext einen perfektiven Sinn ausmachte. Dazu auch einige (gekürzte) Belege:

[Beleg 50; 1328 / 180, Bl. 55v] *mac ... geweygirn*

[Beleg 51; 1328 / 180, Bl. 55v] *vnd mac ...nicht me ... gebezzirn*

[Beleg 52; 1378 / 115, Bl. 20] *vn[d] der tzins sal geuallin*

[Beleg 53; 1378 / 115, Bl. 23] *we[n]ne ... ab gekaufin ... so sal ... sin*

[Beleg 54; 1391 / BHA, Bl. 372] ... *wie man daz mag genehmen*

[Beleg 55; 1372 / 180, Bl. 18v] *mag gewandirn nach geczien*

[Beleg 56; 1328 / HSS, Bl. 527] *Umme Scheltwort sal man gezcugen, und nicht sweren*

[Beleg 57; 1400 / SRS, Bl. 242] *vnde mag das in keyner wiz nie gethun*

Von absoluter Entsemantisierung des Präfixes *ge-* darf man aber bis zum Ende des 14. Jahrhunderts, zumindest im niederschlesischen Sprachraum, doch noch nicht sprechen. Zu viele Inkonsequenzen und Varianten kamen damals – oftmals direkt nebeneinander – vor; so war es auch in dem erst zum Ende des Jahrhunderts niedergeschriebenen *Stadtrecht von Schweidnitz*, in dem beispielsweise folgende, kontextuell ganz ähnliche Textpassagen an zwei benachbarten Buchblättern zu finden sind:

[Beleg 58; 1400 / SRS, Bl. 202] *vnde **geschit** eyn vngerichte*

[Beleg 59; 1400 / SRS, Bl. 201] *vnde **schit** eyn noit adir eyn vngerichte*

Obwohl sich im 14. Jahrhundert die ersten Anzeichen der Grammatikalisierung des Präfixes *ge-* bemerken ließen, zogen sich die damit verbundenen Wandelprozesse, parallel zum Vorgang der Entsemantisierung des Präfixes, noch lange, was allerdings ein Thema für eine andere Darstellung wäre. Dennoch ist gerade das 14. Jahrhundert die Zeit gewesen, als sich der Umbruch in der Morphosyntax der Kanzleisprachen Niederschlesiens durchzusetzen anfang.

### **Korpusquellen:**

- [1328 / HSS] = *Handfeste der Stadt Schweidnitz* vom Jahr 1328. In: TZSCHOPPE, G.A./ STENZEL, G. (1832), *Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung deutscher Kolonisten und Rechte in Schlesien und der Oberlausitz [...]*, Hamburg, 518-527) (Dieses Dokument wurde im *Ersten Stadtbuch* von Schweidnitz aus den Jahren 1321-1330 [BSA<sup>2</sup>, Sign. 180, Blatt 25ff.] notiert.)
- [1328 / 180] = *Erstes Stadtbuch* aus Schweidnitz (Rechtsvorschriften, Gesetzgebung, Gerichtsprotokolle) aus den Jahren 1321-1330 (BSA, Sign. 180)
- [1336 / WSS] = *Willkühr der Stadt Schweidnitz in Rechtssachen* vom Jahr 1336. In: TZSCHOPPE, G.A./ STENZEL, G. (1832), *Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung deutscher Kolonisten und Rechte in Schlesien und der Oberlausitz [...]*, Hamburg, 540f.
- [1364 / UR] = Privileg Bolkos für die Stadt Guben vom Jahre 1364, in Schweidnitz niedergeschrieben. In: HORN, J.G. (1726), *Princeps ex majoribvs ser. et potent. Domus Saxonicae Henricus cogn. Illustris descriptus (etc.)*, Francofvrti & Lipsiæ, 154-157
- [1372 / 180], [1379 / 180] und [1387 / 180] = spätere Aufzeichnungen im *Ersten Stadtbuch* aus Schweidnitz aus den Jahren 1321-1330 (BSA, Sign. 180)
- [1378 / 115] = *Schöffebuch* aus Schweidnitz aus den Jahren 1377-1391 (BSA, Sign. 115)

---

<sup>2</sup> Die Abkürzung „BSA“ bedeutet hier das Breslauer Stadtarchiv.

- [1391 / BHA] = Briefe der Herzogin Agnes. In: FISCHER, CH.F.E. (1805), *Geschichte und Beschreibung der schlesischen Fürstenthumshauptstadt Jauer. Zweiten Theils zweite Hälfte 1740-1804*, Jauer, 372-375
- [1396 / GBS] = *Gerichtsbuch* der Stadt Schweidnitz (14.-16. Jahrhundert) (BSA, Sign. 57)
- [1400 / SRS] = *Stadtrecht von Schweidnitz* ungefähr aus dem Jahr 1400. In: AGHAJEV, M./ PIIRAINEN, I.T. (2013), *Das Stadtrecht von Schweidnitz/Świdnica. Edition und sprachlich-historische Untersuchung einer frühneuhochdeutschen Handschrift aus Schlesien*, Berlin.
- [1412 / 95] = *Liber proscriptorum* (ein Schweidnitzer Gerichtsbuch) aus den Jahren 1380-1485 (BSA, Sign. 95)
- [1431 / BR] = Brief der Schweidnitzer an die Görlitzer vom 6. Januar 1431, in dem sie von ihnen einen Geldvorschuss für ihre in Görlitz stationierenden Söldner wünschen. In: GRÜNHAGEN, C. (1871), *Geschichtsquellen der Hussitenkriege*, Breslau, 101 [Nr. 139.]

### Literaturverzeichnis

- AGHAJEV, M./ PIIRAINEN, I.T. (2013), *Das Stadtrecht von Schweidnitz/Świdnica. Edition und sprachlich-historische Untersuchung einer frühneuhochdeutschen Handschrift aus Schlesien*. Berlin.
- DAHL, Ö. (1985), *Tense and aspect systems*. Oxford.
- EROMS, H.-W. (1992), Das deutsche Passiv in historischer Sicht. In: HOFFMANN, L. [Hg.] *Deutsche Syntax. Ansichten und Aussichten*, Berlin. 225-249.
- FISCHER, Ch.F.E.(1805), *Geschichte und Beschreibung der schlesischen Fürstenthumshauptstadt Jauer. Zweiten Theils zweite Hälfte 1740-1804*, Jauer.
- GRÜNHAGEN, C. (1871), *Geschichtsquellen der Hussitenkriege*, Breslau.
- HORN, J.G. (1726), *Princeps ex majoribus ser. et potent. Domus Saxonicae Henricus cogn. Illustris descriptus (etc.)*, Francofurti & Lipsiæ.
- KOTIN, M.L. (2003), *Die werden-Perspektive und die werden-Periphrasen im Deutschen, Historische Entwicklung und Funktionen in der Gegenwartssprache*, Frankfurt am Main.
- KOTIN, M.L. (2013), *O krótko-, średnio- i długotrwałych zmianach językowych*. In: Puppel, S./ Tomaszewicz, T. [Hg.] *Scripta manent – res novae*. Poznań. 171-180.
- LEISS, E. (1992), *Die Verbalkategorien im Deutschen, Ein Beitrag zur Theorie der sprachlichen Kategorisierung. Studia Linguistica Germanica 31*, Berlin.
- PIIRAINEN, I.T. (1995), *Das Stadtbuch von Schweidnitz*. In: *Neuphilologische Mitteilungen*. Band 96, 309-314.
- TZSCHOPPE, G.A./ STENZEL, G. (1832), *Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung deutscher Kolonisten und Rechte in Schlesien und der Oberlausitz [...]*, Hamburg.
- WELKE, K. (2005), *Tempus im Deutschen, Rekonstruktion eines semantischen Systems*, Berlin.

**Jarochna Dąbrowska-Burkhardt**  
 Uniwersytet Zielonogórski

**Das Déjà-vu des *Europa der zwei Geschwindigkeiten*  
 im Sommer 2015.  
 Eine diskursanalytische Untersuchung  
 zur Griechenland-Krise in der deutschen Berichterstattung.**

**0. Zur Motivation**

Die Motivation für den folgenden Beitrag entstand bei der Lektüre der deutschen Berichterstattung über die Griechenland-Krise im Sommer 2015. Dabei kam es zu einer vertrauten Beobachtung. Dieses Déjà-vu Erlebnis, das bei der Lektüre von Presstexten aus dem Jahr 2015 auftauchte, bezog sich auf die Beschäftigung mit der deutschen Berichterstattung im Frühling 2000, das damals zum Ziel hatte, den transnationalen Diskurs über die gesamteuropäischen Verfassungsprojekte zu erforschen (vgl. DĄBROWSKA-BURKHARDT 2013).

Im Fokus der folgenden Untersuchung steht somit die Frage, inwieweit zentrale Mittel des Diskurses, d.h. Schlüsselwörter, Metaphern und Argumentationsmuster, mit denen konvergieren bzw. divergieren, die bereits im Jahre 2000 in der deutschen Berichterstattung diagnostiziert werden. In beiden Fällen handelt es sich unmissverständlich um Fragen, die sich auf die Zukunft des geeinten Europas beziehen.

Im Mai 2000 hält der damalige Bundesaußenminister Joschka Fischer an der Berliner Humboldt-Universität eine Rede, mit der er einen entscheidenden Impuls für die europaweit geführte EU-Verfassungsdebatte gibt.

Im Sommer 2015 schlägt hingegen die brisante Problematik der Griechenland-Krise nicht nur im öffentlichen politischen Sprachgebrauch Deutschlands, sondern in ganz Europa hohe Wellen. Beide Themen beziehen sich de facto auf dieselbe Frage: „Wie geht es weiter mit Europa?“ oder wie Fischer bereits seine Rede 2000 betitelt: „Quo vadis Europa?“ (FISCHER 2000).

Dieser Beitrag bietet somit die Möglichkeit, den ersten flüchtig gewonnenen Eindruck über vergleichbare sprachliche Einheiten, die sowohl 2000 als auch 2015 in der deutschen Berichterstattung im Kontext der Zukunft Europas verwendet werden, zu verifizieren.

**1. Diskursanalytischer und politolinguistischer Ansatz**

Der folgende Beitrag ist diskursanalytisch und politolinguistisch angelegt, weil der Werkzeugkasten der Polito- und Diskurslinguistik es ermöglicht, Schlüsselwörter,

Metaphern und Argumentationsmuster herauszuarbeiten, die sich für den jeweiligen Diskurs als bedeutsam erweisen.

Das der empirischen Studie zugrunde gelegte Diskursmodell stammt von D. BUSSE und W. TEUBERT (1994: 14). Es ermöglicht, die nationalen Diskurse „als eine Anzahl von inhaltlich zusammenhängenden Texten, Aussagen, Äußerungen bzw. Informationen zu verstehen, die jedoch nicht in einer konkreten Gesprächssituation entstanden sind, sondern sich intertextuell etabliert haben“ (DĄBROWSKA-BURKHARDT 2013: 41). In Anlehnung an Hermanns neigt man zu der Aussage, es handle sich um ein „Gesellschaftsgespräch“, in dem „auch kleinste Mengen, Obermengen oder Untermengen von thematisch-dialogisch-intertextuell verknüpften Texten“ als relevant erscheinen (vgl. HERMANN 1995: 91).

Methodisch wird auf zwei Ebenen gearbeitet: der lexikalischen von Schlüsselwörtern und Metaphern und der syntagmatischen von Argumentationsmustern. Beide Ebenen sind eng miteinander verknüpft. Auf der lexikalischen Ebene handelt es sich nicht ausschließlich um die Untersuchung isolierter Einzelbegriffe, sondern um ihre kontextuelle Einbettung in den jeweiligen Einzeltext sowie ihre intertextuelle Vernetzung mit anderen Begriffen und Diskursen.

Der Begriff *Text* wird pragmalinguistisch aufgefasst. In Anlehnung an die Sprechakttheorie betrachte ich ihn nicht primär als grammatische Satzfolge, sondern als komplexe sprachliche Handlung. Ein wichtiges Strukturmerkmal soziokommunikativer Handlungen zwischen den Kommunikationspartnern stellt das Kriterium der Textualität dar. In diesem Sinne definiert Schmidt den Begriff *Text* folgendermaßen: „Texte sind (...) soziokommunikativ funktionierende, geäußerte Sprachzeichenmengen, also Texte-in-Funktion im Einbettungsrahmen kommunikativer Handlungsspiele. Als solche sind sie stets sprachlich und sozial bestimmt und definierbar, also keine rein sprachlichen Strukturen, die ausschließlich linguistisch definierbar wären“ (SCHMIDT 1973: 145).

Die präsentierte Untersuchung erfolgt vor historisch-politischem Hintergrund. Der Vorteil der Verknüpfung des Paradigmas der Politolinguistik mit dem der Diskurslinguistik manifestiert sich in konkreten sprachlichen Analysen, die hohe Kontextreflexivität ermöglichen.

## **2. Zum Untersuchungskorpus**

Das Untersuchungskorpus dieser Studie besteht aus Printmedien, wobei sowohl die Tagespresse als auch Wochenzeitungen und –zeitschriften berücksichtigt werden. Die untersuchten Pressetexte nehmen aufeinander sowohl explizit als auch implizit Bezug, woraus sich zwischen ihnen semantische Zusammenhänge ergeben. Sie repräsentieren verschiedene Textsorten und beziehen sich auf ein gesellschaftspolitisch relevantes Thema: die Griechenland-Krise im Sommer 2015. Die Untersuchungszäsur beträgt über einen Monat. Sie beginnt am 20.06 und endet am 27.07.2015. In dieser Zeit hat das Griechenland-Thema in der deutschen

Berichterstattung Hochkonjunktur. Seinen Niederschlag findet es in Hunderten von Artikeln nicht nur der seriösen, sondern auch der Boulevardpresse.

## 2.1 Wortanalyseebene

Zum untersuchten diskursrelevanten Wortschatz gehören Lexeme, die Aussagen handfest zu Diskursen vernetzen und eine zentrale Funktion dadurch erlangen, dass sie immer wieder tradiert werden und besonderes Interesse erwecken. Diese Sonderstellung mancher Lexeme hängt oft mit ihrem diffusen konnotativen Potenzial zusammen, sodass in Texten mit Hilfe von solchen Schlüsselwörtern pro und contra bestimmte Sachverhalte, Entwicklungen oder Einstellungen argumentiert wird. Ein solches Herangehen erfordert eine Analyse aus der pragma-semantischen Perspektive, weil die Wortgebrauchsspezifik sprecher-, zeit- und kontextabhängig betrachtet werden muss.

Im Untersuchungskorpus gehört der Neologismus *Grexit* zu solchen Schlüsselwörtern. Bereits der Eintrag dieses Wortes in die Suchmaske des Archivs der FAZ ergibt innerhalb der Untersuchungszäsur 355 Treffer und bestätigt seine Omnipräsenz in der analysierten Berichterstattung (FAZ-Archiv: zuletzt angesehen am 6.01.2017). Der Neologismus steht für den Austritt Griechenlands aus der Eurozone. Die Kontamination entstand offensichtlich aus den englischen Wörtern *Greece* [Griechenland] oder *greek* [griechisch] und *exit* [Ausgang] und ist in mehreren Sprachen präsent. Das beweist überzeugend bereits das kurze Nachschlagen in der freien Enzyklopädie Wikipedia, in der dieser Ausdruck fast in 30 Sprachen verzeichnet ist (vgl. Wikipedia <https://pl.wikipedia.org/wiki/Grexit>: zuletzt angesehen am 6.01.2017 um 20.15).

Die Wahl dieses Wortes durch die Gesellschaft für deutsche Sprache in Wiesbaden auf Platz 3 der Wörter des Jahres 2015 bestätigt die Tragweite und Allgegenwart dieses Ausdrucks im öffentlichen Sprachgebrauch Deutschlands (Gesellschaft für deutsche Sprache auf <http://gfds.de/aktionen/wort-des-jahres>: zuletzt angesehen am 6.01.2017).

Der Neologismus ist aber nicht ganz neu. Geprägt wird das Wort bereits im Jahr 2011. Ein Volkswirt Ebrahim Rahbari weist mit diesem Lexem schon damals auf die Gefahr des Ausstiegs Griechenlands aus der Euro-Zone hin (OHANIAN 2015 auf <https://www.welt.de/wirtschaft/article136207698/Mister-Grexit-warnt-vor-Implosion-der-Euro-Zone.html>: zuletzt angesehen am 6.01.2017).

Wahre Schlagzeilen macht das Wort *Grexit* in der deutschen Berichterstattung jedoch erst 2015. Seit Jahresanfang nimmt seine Präsenz immer mehr zu. Das Maximum an Belegen liefert zweifelsohne der Sommer 2015, wenn die deutschen Medien von neuen Griechenlandhilfen berichten. Überlegungen bezüglich neuer Hilfspakete für Griechenland spalten die Gemüter in Europa, was in der deutschen Berichterstattung deutlich zum Ausdruck kommt. Immer häufiger fällt dann auch das Wort *Grexit*.

Das diffuse konnotative Potenzial des Lexems ist unwidersprochen und wird besonders deutlich in mehreren Belegen der Untersuchungszäsur zum Ausdruck gebracht.

Die diskursanalytische Untersuchung beschäftigt sich mit der kontextuellen Einbettung des jeweiligen Lexems. In folgenden Belegen wird somit die breitere kontextuelle Umgebung einschließlich der korpuspezifischen Kollokationspartner von *Grexit* aufgezeigt.

Als *korpuspezifische Kollokationspartner* werden Wörter und Wortgruppen bezeichnet, die regelhaft gemeinsam im analysierten europäischen Diskurs auftreten und aus semantisch-pragmatischen Gründen zusammen sprachlich realisiert werden (vgl. BUBMANN 2008: 345). Mit **fett** wird das jeweilige Schlüsselwort bzw. die Metapher, mit Unterstreich ihre Kollokationspartner gekennzeichnet.

Das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ berichtet: ***Grexit*** und *Brexit* – so verniedlichend wird benannt, was der Anfang vom Ende des geeinten Europa sein könnte: der Exit Griechenlands aus dem Euro und Großbritanniens aus der EU (SP 20.06.2015: 10f.). In mehreren Belegen wird es deutlich, dass *der Grexit* die Statik Europas verändern [könnte] (SP 20.06.2015: 10-11), und man vermutet: [i]n der nächsten Krise könnten dann weitere Kandidaten den Notausgang wählen, das Projekt gemeinsame Währung wäre gescheitert (SP 20.06.2015: 10-11). Auf das Phänomen *Grexit* nimmt „Der Spiegel“ explizit Bezug: Der drohende **Grexit**, den Angela Merkel und Alexis Tsipras noch zu verhindern versuchen, könnte den Erosionsprozess des Projekts Europa beschleunigen (SP 20.06.2015: 6). Darüber hinaus fesselt unsere Aufmerksamkeit der Titel: EU – **Grexit**, Brexit, Flüchtlingsdrama: Die Europäer verlieren den Glauben an ihr eigenes Projekt (SP 20.06.2015: 7). Die angeführten Belege zeigen auf, dass mit dem Lexem *Grexit* die prekäre und missliche Lage Europas, in der sich der Kontinent befindet, heraufbeschwören.

Das Wort *Grexit* (SZ 13.07.15:2) wird im Untersuchungskorpus in zwei Varianten mit und ohne Anführungszeichen schriftlich fixiert. Beide Schreibweisen finden sich vereinzelt sogar innerhalb ein und desselben Textes (vgl. SZ 13.07.15:2). Dabei überwiegt eindeutig die Form ohne Anführungszeichen. Das kann als Indiz dafür gewertet werden, dass der Ausdruck von den Berichterstattern als nicht mehr erklärungsbedürftig, sondern als in die Alltagssprache bereits assimiliert betrachtet wird.

Mit Wolfgang Schäubles Vorschlag in Brüssel erscheint in der deutschen Presse eine neue Wortgruppe *Grexit auf Zeit* (FAZ 16.07.15:2), die ähnlich wie der Ausdruck *Grexit* zwei Schreibvarianten aufweist. Der Unterschied besteht jedoch darin, dass die Wortgruppe „*Grexit auf Zeit*“ (SZ 15.07.15:4) besonders oft mit Anführungszeichen versehen wird. Dieser Sachverhalt kann somit als ein Zeichen dafür gewertet werden, dass der Ausdruck in erster Linie als Wiedergabe des wörtlichen Zitats aus Schäubles Vorschlag wahrgenommen wird. Es kann aber auch ein Indiz dafür sein, dass der Terminus in diesem politischen Kontext noch nicht unmissverständlich rezipiert werden kann.

Neben dem Syntagma „*Grexit auf Zeit*“ können auch weitere Wortgruppen registriert werden, die sich auf denselben Tatbestand beziehen. Die deutsche Presse berichtet vom *zeitweisen Grexit* (FR 15.07.15:5), *temporäre[n] Grexit* (W 13.07.15:5), *vorübergehenden Grexit* (SZ 13.07.15:1), *provisorischen Grexit* (SZ 13.07.2015:1), *zeitweisen oder dauerhaften Grexit* (SZ 13.07.15:2) bzw. *Grexit für fünf Jahre* (Bild-Bundesausgabe 15.07.15:2).

Eine weitere Gruppe der Kompositabildung stellen die mit einem Bindestrich markierten Ausdrücke dar. Zu ihnen gehören: *Grexit-Variante* (SZ 13.07.15:2), *Grexit-Vorstoß* (FAZ 13.07.15:2), *Grexit-Vorschlag* (W 15.07.15:9), *Grexit-Plan* (W 13.07.15:5) oder „*Grexit-auf-Zeit-Papier*“ (FAZ 13.07.15:2). Mit Bindestrich markiert werden ebenfalls Zusammensetzungen wie *Grexit-Befürworter* (SP 20.06.2015: 13), *Grexit-Gespens*t (SZ 13.07.15:2) oder *Grexit-Drohung* (FAZ 14.07.15:15), die explizit Bezug auf das umstrittene konnotative Potenzial dieses Ausdrucks nehmen.

Darüber hinaus macht die deutsche Presse immer wieder den Lesern mit verschiedenen Periphrasen plausibel, was mit *Grexit* gemeint ist. Die Rede ist z.B. von einem *ungeplanten Austritt Griechenlands aus der Eurozone (Grexit)* (FAZ 14.07.15:18) oder vom *Ausscheiden Griechenlands aus der Euro-Zone* (W 15.07.15:5). Die FR formuliert *Griechenland verlässt den Euro* (FR 15.07.15:36), und „Der Stern“ spricht in diesem Kontext von der „*Rein oder raus*“-Rhetorik (ST 9.7.15:42).

Einen gewissen Decknamen für *Grexit* stellt im Untersuchungskorpus der Ausdruck *G-Wort* (SP 29/2015:78) dar, der als Sonderfall der Realisierung des Lexems *Grexit* berücksichtigt werden muss.

„Der Spiegel“ formuliert diese Realisierung in einer überdimensionalen Hauptüberschrift als *Die Angst vor dem G-Wort* (Der Spiegel 29/2015:78) und berichtet von den Zukunftsängsten der Griechen. Die „Frankfurter Rundschau“ schreibt in einer ähnlichen Konvention: ***Grexit? Francois Hollande spricht das G-Wort nicht mal aus. Der französische Präsident redet nur von „jener Option“*** (FR 10.07.2015:4).

Beide Belege beweisen, dass *Grexit* in der deutschen Berichterstattung ein konnotativ brisantes Potenzial besitzt. Die Bezeichnung *G-Wort* deutet darauf hin, dass in diesem Fall eine gewisse Tabuisierung des Wortes vorliegt, nach dem Motto: es nur nicht heraufbeschwören. Interessant ist aber auch, dass diese euphemistische Ausdrucksweise nur dann in der deutschen Presse auftaucht, wenn die deutschen Printmedien Stimmen aus anderen Sprachgemeinschaften, sei es aus Griechenland oder Frankreich, referieren und somit die Abneigung des *Grexit* diesen Gruppen zugeschrieben wird.

Mehr noch: im Untersuchungskorpus wird *Grexit* als eine typisch deutsche Lösung des Griechenland-Problems dargestellt. Das Indiz hierfür sind Attribuierungen des Lexems *Grexit* mit dem Adjektiv *deutsch*, wie z.B. in der Wortgruppe *der deutsche Grexit-auf-Zeit-Vorschlag* (SZ 13.07.15:1).

Die deutsche Berichterstattung fokussiert im Kontext von *Grexit* vor allem den Aspekt deutscher Beteiligung an der Finanzhilfe für Griechenland. Das



Zeitschriftenmagazin „Focus“ schreibt in großer Blockschrift auf dem Titelblatt *Grexit ja, bitte! Und: was eine Griechen-Pleite mit unserem Geld macht* (F 20.06.2015: Titelblatt). „Der Spiegel“ berichtet: *Schäuble lässt erkennen, dass er sich Schlimmeres vorstellen kann als einen Grexit* (SP 26/2015: 18).

In dem Wochenmagazin „Focus“ wird Hans-Werner Sinn interviewt. Der Journalist fragt: *Wie viel Geld würde die deutsche Wirtschaft bei einem Grexit verlieren?* (F 20.06.2015: 26). Der deutsche Ökonom tröstet: *Es gibt keine validen Zahlen, aber die Außenstände der deutschen Wirtschaft in Griechenland sind nicht mehr so hoch, weil sich die meisten Investoren in den fünf letzten Krisenjahren zurückgezogen haben* (F 20.06.2015: 26).

An einer anderen Stelle derselben Wochenzeitschrift wird berichtet:

Für die genervten Geldgeber aber ist der „Grexit“ inzwischen vom größeren zum kleineren Übel geschrumpft – die bessere Alternative zu dem ewigen Hin und Her von immer weiteren Krediten, gebrochenen Versprechen, neuen Verhandlungen und quälenden Abstimmungen. Selbst so besonnene Köpfe wie Christoph Schmidt (...) können sich damit arrangieren. ‚Falls die Regierung Tsipras den Geldgebern keine überzeugende Reformliste vorlegt, sollte die Euro-Gruppe hart bleiben und notfalls einen Austritt riskieren‘ (...) Schmidt (...) hält das Ausscheiden Griechenlands inzwischen ‚für ökonomisch verkrafftbar‘. Sogar die deutsche Exportwirtschaft, die politische Krisen und Währungsturbulenzen besonders scheut, favorisiert den Grexit. (...) Der Außenhandels-Präsident glaubt nicht, dass ein Grexit negative Auswirkungen auf die Wirtschaft hätte. (...) ‚Nach einem Grexit wird der Euro stabiler, weil das Vertrauen der Märkte in Europas Handlungsfähigkeit zurückkehrt‘ (F 20.06.2015: 25).

Der allgemeine Tenor dieser Belege ist beschwichtigend. Die Aussage lautet: die deutsche Wirtschaft konnte sich auf den *Grexit* entsprechend vorbereiten und muss ihn nicht als Untergang betrachten. Zweifelsohne bestimmt gerade der *Grexit* den deutschen Griechenlanddiskurs im Sommer 2015.

Wo kann man aber von einer täuschend ähnlichen Erinnerung an einen Vorgang aus dem Jahr 2000 sprechen? Die Beobachtung ist verblüffend. Man kann nämlich feststellen, dass gerade der Ausdruck *Grexit* den Diskurs über die Zukunft Europas im Jahr 2015 auf eine ähnliche Art und Weise bestimmt, wie ihn im Jahre 2000 der Ausdruck *Föderalismus* – ein Wort aus Fischers Grundsatzrede – beeinflusst hatte. Parallelen lassen sich nicht nur aus der besonders exponierten Stellung und der hohen Frequenz beider Lexeme entnehmen. Auch der Umgang der deutschen Presse mit beiden Wörtern scheint ähnlich zu sein. Fischers *Föderalismusidee* erhitze, vergleichbar zum *Grexit*, ebenfalls viele Gemüter außerhalb Deutschlands und führt dazu, dass *Föderalismus* im Jahre 2000, ähnlich wie *Grexit* 2015, mit dem Adjektiv *deutsch* (*der deutsche Grexit-auf-Zeit-Vorschlag* in der SZ 13.07.15:1) versehen und somit ebenfalls als typisch deutsche Größe betrachtet wird. Davon zeugen die in Anschluss an Fischers Rede in der deutschen Presse registrierten Wortgruppen wie: *deutscher Föderalismus* (FR 28.06.2000: 3), *Föderalismus nach deutschem Muster* (Z 21.06.2000: 16) oder auch „*deutsches Modell*“ (FAZ 27.05.2000: 44).

Eine weitere lexikalische Parallele bildet im Untersuchungskorpus 2000 ein nach

demselben Prinzip wie das *G-Wort* für *Grexit* gebildetes *F-Wort* für *Föderalismus*. Im Untersuchungskorpus 2000 werden somit registriert: *das böse F-Wort* (taz 13.06.00:12) bzw. *F-Worte* (W 28.06.00:3). Sie stellen ähnlich wie *Grexit* im Jahr 2015 einen Decknamen für die in den Augen anderer Sprachgemeinschaften problematischen deutschen Konzepte dar.

Das umstrittene konnotative Potenzial des Wortes *Föderalismus* stellt in vielen europäischen Sprachgemeinschaften kein Novum dar. Bereits vor dem Gipfeltreffen in Maastricht 1991 bedient sich die britische Presse eines lexikalisierten metaphorischen Ausdrucks „F-Word“, der im Englischen mehr als nur ein mit F-beginnendes Wort bedeutet, sondern vor allem Konnotationen an das Tabuwort „the-f-word“ fuck hervorruft und zur Gruppe von tabuisierten und unter anderem vom BBC zensierten „four letter words“ aus dem Sexual- und Fäkalbereich gehört (vgl. MUSOLFF 1995: 8ff.).

Diese Lesart fehlt zwar beim *Grexit* in toto, aber das heikle, brisante und tabuisierte Konnotationspotenzial wird gerade in einem solchen Decknamen sichtbar. Ein Eintrag in die google-Suchmaschine bestätigt diese Annahme. Das *G-Wort* muss nicht unbedingt *Grexit* bedeuten. Ein Beleg aus der „Lampertheimer Zeitung“ vom 15.10.15 macht das deutlich: „**Das G-Wort erreicht Bürstadt**“ „Die Diskussion war schon weit vorangeschritten. Doch dann fiel es: **das G-Wort**. In Lampertheim hatte es in Zusammenhang mit Flüchtlingsunterkünften für großen Aufruhr in der Bürgerschaft gesorgt, nun ist es in Bürstadt angekommen, zumindest in der Politik: Ghettoisierung“ (LZ 15.10.2015). In der Hauptüberschrift der Wochenzeitung „Die Zeit“ (Z 23.05.09) rekurriert *das G-Wort* hingegen auf das Lexem *Genozid* und die problematische armenisch-türkische Geschichte.

## 2.2 Metapheranalyseebene

Das bereits im Titel angekündigte Déjà-vu Erlebnis betrifft gerade die Metapherebene, auf der die gleichen Metaphernkonzepte wie 15 Jahre zuvor entdeckt werden können.

Die eingangs erwähnte Metapher *Europa der zwei Geschwindigkeiten* ist gerade ein solches Konzept, das die Diskursführung sowohl 2000 als auch 2015 begleitet, obwohl sich Europa im Zeitraum von 15 Jahren wesentlich verändert hat. Im deutschen Untersuchungskorpus des Jahres 2000 „ersetzt diese Metapher den zurückgelegten Weg durch die zurückgelegte Entwicklung, die als erwünschtes Merkmal in der europäischen Integration angesehen wird.“

Das konnotative Potenzial von *Geschwindigkeit* ist in der deutschen Berichterstattung 2000 positiv, weil „ihre Entwicklung im Sinne der Beschleunigung“ hohe Leistung voraussetzt. (vgl. DĄBROWSKA-BURKHARDT 2013: 386).

Im Untersuchungskorpus des Jahres 2015 wird die Metapher in unmittelbarer Nähe der *Grexit*-Szenarien platziert und rekurriert auf das mögliche Ausscheiden Griechenlands aus der Eurozone. In diesem Kontext wird *Geschwindigkeit* in der deutschen Berichterstattung ebenfalls positiv konnotiert. Diejenigen Staaten, die im

Stände sind, ihre Entwicklung zu beschleunigen und das Tempo in Europa zu bestimmen, verfügen über hohes Leistungsvermögen und gehören zu den europäischen Vorreitern. Hingegen werden diejenigen Länder, die das Tempo nicht mithalten können, als Nachzügler herabgesetzt, weil sie das nötige Potenzial nicht besitzen, um den Weg, wenn überhaupt, im gleichen Tempo beschreiten zu können.

Bei diesem Konzept handelt es sich darum, dass bestimmten europäischen Staaten eine zeitliche Vorreiterrolle zugeschrieben wird, sodass sie die Integration „vorantreiben“ können und die Hinterherhinkenden ihnen folgen sollen. Mit anderen Worten: die einzelnen Mitglieder müssen gemeinsame Integrationsziele realisieren, aber ihre Verwirklichung kann sich auf unterschiedliche Zeiträume erstrecken.

Da Metaphern es ermöglichen, komplexe, abstrakte und neuartige Phänomene in bekannte, einfache und bildhafte Zusammenhänge zu übertragen, erfüllen sie eine wirklichkeitsstrukturierende Funktion. Sie helfen nicht nur die Komplexität der alltäglichen Wahrnehmung zu bewältigen, sondern beeinflussen auch das menschliche Handeln. Daraus ergibt sich meine Untersuchungsperspektive, in Anlehnung an das Metaphernkonzept von Lakoff und Johnson (LAKOFF/ JOHNSON 1980), und zwar über die Wortebene hinaus.

Diese Herangehensweise erlaubt es, die sprachlich fixierten Metaphernlexeme wortfeldähnlichen Metapherntypen zuzuordnen und aufzuzeigen, wie ein bestimmter Diskurs durch Metapherngebrauch strukturiert wird. Die kognitive Metapherntheorie rückt nicht die sprachliche Realisierung einer Einzelmetapher ins Zentrum des wissenschaftlichen Interesses, sondern legt vor allem das tiefer in der Metapher liegende Konzept offen.

Das Lemma *Geschwindigkeit* wird als ‘Verhältnis von zurückgelegtem Weg zu aufgewendeter Zeit’ und als ‘Schnelligkeit’, ‘Tempo’ (DUDEN 1996: 599) definiert. Die semantische Struktur der Adjektivabstrakta vom Typ *Geschwindigkeit* ist recht spezifisch. Das Nomen *Geschwindigkeit* ist einerseits eine Ableitung zum Adjektiv *geschwind*, das ein Antonym zu *langsam* ist. Doch ist das Substantiv im Unterschied zu seiner Ableitungsbasis bei weitem nicht immer ein Antonym zu Langsamkeit; sehr oft referiert es einfach auf das Tempo als solches, wodurch Fügungen wie z.B. *langsame Geschwindigkeit* etc. möglich sind (vgl. DĄBROWSKA-BURKHARDT 2013: 385).

Die jeweils „zweite“ *Geschwindigkeit* kann daher unter Umständen euphemistisch als quasi Synonym zu ‘Langsamkeit’ verwendet werden, aber auch als eine relativ neutrale Bezeichnung für ‘etwas langsames Entwicklungstempo’. Bei der ersten Lesart entsteht die negative Konnotation des Gesamtzusammenhangs. Bei der zweiten ersetzt diese Metapher den zurückgelegten Weg durch die zurückgelegte Entwicklung, die als erwünschtes Merkmal in der europäischen Integration angesehen wird, im Sinne: je weiterentwickelter, desto besser. Die *Geschwindigkeit* wird an dieser Stelle positiv konnotiert, weil ihre Entwicklung im Sinne der ‘Beschleunigung’ hohes Leistungsvermögen voraussetzt (vgl. DĄBROWSKA-BURKHARDT 2013: 386).

Dieses Konzept wird immer dann bemüht, wenn gerade eine explizite Differenzierung von Staaten in dem Prozess der europäischen Einigung hervorgehoben werden sollte.

Das ist auch sowohl im Korpus aus dem Jahr 2000 als auch in diesem aus dem Jahr 2015 der Fall. 2000 sorgt diese Metapher im Angesicht der anstehenden EU-Osterweiterung für Spannungen im transnationalen Diskurs. Viele Staaten, wie z.B. Polen oder Tschechien befürchteten damals, nicht im Stande zu sein, eines Tages die höhere Geschwindigkeit entwickeln zu können. Deutsche Sprecher äußern sich dem Konzept gegenüber positiv, weil es für sie Weiterentwicklung bedeute und sie sich in der ersten Gruppe befinden, die das Tempo bestimmt.

Die Metapher kann somit als eine gute Illustration der Relationen zwischen lexikalischer Semantik und deren unterschiedlicher, ja gegensätzlicher diskursiver Nutzung sein, jeweils im Einklang mit der intendierten Markierung des entsprechenden Diskurstils.

Im Sommer 2015 gestaltet sich die europäische Entwicklung im gewissen Sinne ähnlich. Die Spaltungslinien betreffen diesmal vor allem die Euro-Zone. Auf der einen Seite stehen dabei die Euro-Länder, die dem zahlungsunfähigen Griechenland Hilfe leisten sollten und das Szenario von *Grexit* bemühen, auf der anderen Seite das bankrotte Griechenland, dem immer wieder die zweite, d.h. die langsamere (sic!) Geschwindigkeit angeboten wird.

Die folgenden Belege illustrieren die Kontextualisierung der Metapher *Europa der zwei Geschwindigkeiten*. Die Metapher selbst wird hier **fett** hervorgehoben, ihre Kollokationspartner hingegen werden mit Unterstreichung markiert.

1. Warum Wolfgang Schäuble aus taktischen Gründen einen Grexit auf Zeit befürwortet. Mindestens (...) als Drohkulisse für die weiteren Verhandlungen mit Griechenland hält Wolfgang Schäuble an seinem Vorschlag fest, Griechenland müsse (...) für einige Zeit aus der Eurozone ausscheiden. Viele (...), hatte[n] (...) gesagt seien (...) der Auffassung gewesen, sein Vorschlag eines zeitlich befristeten Grexits wäre die 'viel, viel bessere Lösung' gewesen (...) Schäuble habe tatsächlich ein Ausscheiden Griechenlands bevorzugt. Ein Widerspruch zu Schäubles Bekenntnissen zu 'Europa' ist das offenbar nicht. Auch seine Kritiker in der Koalition attestierten dem Minister, er habe mit dem Ausscheiden Griechenlands aus dem Euroraum die Voraussetzung dafür schaffen wollen, dass die verbleibenden Euroländer ihre wirtschaftliche Zusammenarbeit 'vertiefen' könnten. Einst entwarf Schäuble das Konzept eines '**Europas der zwei Geschwindigkeiten**'. Manche EU-Staaten könnten mit politisch-ökonomischer Zusammenarbeit vorangehen; andere könnten später folgen, war seine Idee. In seiner Vorstellung eines zeitlich befristeten Ausscheidens Griechenlands aus der Gruppe der Euroländer schimmerte das durch. (...) [Merkels Sprecher] versicherte (...), dass auch „andere Möglichkeiten“ als die eines Bleibens Griechenlands hätten erwogen werden müssen. (...) Varoufakis (...) verbreitet (...) Schäuble habe es darauf angelegt, Griechenland aus dem Euroraum zu drängen. (...) Schäuble habe tatsächlich das Ausscheiden Griechenlands aus dem Euroraum als Ziel verfolgt, hieß es im Frühjahr (...) Koalitionspolitiker bestätigten das noch in dieser Woche. 'Herr Schäuble hat da eine andere Strategie verfolgt. Er wollte eigentlich, dass Griechenland rausgeht (FAZ 16.07.2015: 2).

2. Schäuble und Lamers wollten nicht, dass die langsamsten Europäer das Tempo bestimmen. Sie forderten „Kernländer“, die vorangehen und Tempo machen. Auch bei der Währung sollten einige Staaten ihre Haushalts-, Wirtschafts- und Sozialpolitik enger bestimmen. Den Fall Griechenland hätte das wohl verhindert. „**Ein Europa unterschiedlicher Geschwindigkeiten** böte den Ausweg aus einigen Problemen, die wir gerade haben“, meint Lamers noch heute. Er denkt da weniger an bestehende Unterschiede nach dem Motto. „Die einen machen beim Euro oder beim Fiskalpakt mit, die anderen nicht“. (...) Egoistische Länder sollen die anderen nicht bremsen. Der Traum von Kerneuropa ist noch nicht tot. Der Europapolitiker (...) Lambsdorff (FDP) (...) Frankreichs Wirtschaftsminister (...) Macron und (...) Sigmar Gabriel (...) treiben ähnliche Ideen voran (F 29/2015: 35).

Die Metapher *Europa der zwei Geschwindigkeiten* wird im Sommer 2015 jedoch nicht nur in Zusammenhang mit dem zahlungsunfähigen Griechenland gebracht. Eine analoge Spaltungslinie betrifft auch die Beziehung zwischen der EU und dem Großbritannien, das „eine immer engere Union“ scheut. Auch in diesem Fall wird das Konzept von *Europa der zwei Geschwindigkeiten* im Kontext der Griechenland-Krise bemüht. Zwei weitere Belege thematisieren gerade diese Entwicklung:

1. SPIEGEL: Viele Ihrer Kollegen werfen Ihnen vor, Sie hätten die griechische Regierung zum Zocken förmlich eingeladen. Schließlich haben Sie schon zu Beginn der Verhandlungen einen Grexit kategorisch ausgeschlossen. JUNCKER: Wenn ich zu Beginn der Verhandlungen gesagt hätte, Grexit wäre eine Option, hätte dies eine Spekulationswelle an den Finanzmärkten ausgelöst. Offensichtlich haben das einige in der griechischen Regierung missverstanden, nach dem Motto: Es gibt da jemanden in Europa, der am Ende ein Kaninchen aus dem Hut zaubern kann. Das ist aber nicht der Fall (...) Wir sollten alles tun, um einen Grexit zu vermeiden, aber dazu sind Anstrengungen auf beiden Seiten nötig (...) Diese Krise würde sich bei einem Grexit noch verschärfen. (...) SPIEGEL: Verstehen Sie, warum (...) der deutsche Finanzminister Wolfgang Schäuble, einen Grexit inzwischen für die bessere Alternative hält? JUNCKER: (...) Warum **sollen in Europa einige nicht schneller laufen als andere**? Wenn die Briten sich an diesem Zug nicht beteiligen wollen, dann können wir ihnen das ermöglichen, aber so, dass es andere nicht daran hindert voranzukommen. Das ist bei der Währungsunion längst der Fall. Diejenigen, die sich enger zusammenschließen wollen, sollten die Möglichkeit dazu bekommen (SP 20.06.2015: 27).
2. Es lohnt sich, für den Verbleib Großbritanniens in der EU einzutreten. Großbritannien darf dabei aber den europäischen Partnern nicht seine Bedingungen diktieren. Es muss ein „fairer Deal“ angestrebt werden. Im Gegenzug könnte die EU Großbritannien zusichern, mittelfristig das Konzept eines **Europas der „zwei Geschwindigkeiten“** mit Leben zu füllen. Damit würde sowohl dem Wunsch der meisten EU-Länder nach einer **tieferen Integration** als auch Großbritanniens Vorbehalten dagegen Rechnung getragen“(FAZ 1.07.2015, S. 8).

### 3. Fazit

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass gerade die „europäischen Krisen“, komplexe Debatten über die Zukunft Europas oder die Suche nach Lösungen von europäischen schwierigen Themen, sei es die EU-Verfassung, die Wirtschaftskrise oder nicht zuletzt die Flüchtlingsfrage, dazu führen, dass mediale Persönlichkeiten wie Politiker oder Journalisten sich gleicher einprägsamer sprachlicher Mittel bedienen. Das *Europa der zwei Geschwindigkeiten*, aber auch das Konzept *Kerneuropa* sind hierfür Paradebeispiele, die bei den erklärungsbedürftigen Europa-Themen immer wieder eingesetzt werden. Hinter der Metapher *Europa der zwei Geschwindigkeiten* verbirgt sich letztendlich nichts anderes als die Aufteilung der Europäer in zwei Gruppen. In der deutschen Berichterstattung suggeriert eine solche Ausgrenzungsstrategie, dass die leistungsstarken, voranschreitenden, den Ton angehenden Europäer die privilegierte Gruppe in Europa bilden, die im Schnellzug sitzt. Die zweite Gruppe der langsameren Europäer versucht hingegen trotz ihrer Leistungsschwäche, zu den vorausfahrenden aufzuschließen, fällt jedoch im Bummelzug zurück. Im Klartext bedeutet diese Entwicklung jedoch nichts anderes als die Spaltung Europas bzw. das Ende Europas, wie wir es kennen.

### Literaturverzeichnis

- BUSSE, D./ TEUBERT, W. (1994), Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: BUSSE, D./ HERMANN, F./ TEUBERT, W. [Hg.], *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik*. Opladen. 10-28.
- BUBMANN, H. (2008), Lexikon der Sprachwissenschaft. 4. durchgesehene und bibliographisch ergänzte Aufl. Stuttgart.
- DĄBROWSKA-BURKHARDT, J. (2013), *Die gesamteuropäischen Verfassungsprojekte im transnationalen Diskurs. Eine kontrastive linguistische Analyse der deutschen und polnischen Berichterstattung*. Zielona Góra.
- DUDEN Deutsches Universalwörterbuch A-Z (1996).
- FISCHER, J. (2000), *Vom Staatenverbund zur Föderation. Gedanken über die Finalität der europäischen Integration*. Frankfurt am Main.
- HERMANN, F. (1995), Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik. In: GARDT, A./ MATTHEIER, K.J./ REICHMANN, O. [Hg.], *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*. Tübingen. 69-101.
- LAKOFF, G./ JOHNSON, M. (1980), *Metaphors We Live by* [Originalausgabe]. Chicago. *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. Aus dem Amerikanischen übers..v A. HILDEBRAND. 5. Aufl. 2007. Heidelberg.
- MUSOLFF, A. (1995), *Föderalismus, federalism, fédéralisme: falsche Freunde oder Grundlage internationaler Verständigung?* In: Sprachreport. Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache. Hrsg. vom Institut für deutsche Sprache. Nr. 1/95. 8-10.

OHANIAN, M. (2015), „Mister Grexit“ warnt vor Implosion der Euro-Zone. In: Handelszeitung vom 9.01.2016. <https://www.welt.de/wirtschaft/article136207698/Mister-Grexit-warnt-vor-Implosion-der-Euro-Zone.html>.

SCHMIDT, S. (1973), Texttheorie. Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation. 2. Auflage. München.

### **Medienkürzel**

**F** „Focus“

**FAZ** „Frankfurter Allgemeine Zeitung für Deutschland“

**FR** „Frankfurter Rundschau“

**LZ** „Lampertheimer Zeitung“

**SZ** „Süddeutsche Zeitung“

**ST** „Stern“

**SP** „Der Spiegel“

**taz** „die tageszeitung“

**W** „Die Welt“

**Z** „Die Zeit“

**Ryszard Lipczuk**  
Uniwersytet Szczeciński

## **Einige Bemerkungen zur neueren deutsch-polnischen Lexikografie**

### **1. Zur Geschichte der deutsch-polnischen Lexikografie**

Die deutsch-polnische Lexikographie blickt auf eine lange (fast 500 Jahre) Tradition zurück. Die ersten deutsch-polnischen (dt.-poln.) Wörterbücher basieren auf Wörterbüchern mit lateinischen Lemmata. So erschien im Jahre 1528 in Krakau die polnische Bearbeitung des mehrsprachigen Werkes des niederländischen Humanisten **Jan Murmelius**, die ca. 2 600 Stichwörter enthielt und 24 Auflagen hatte (FRĄCZEK 1999: 22 f., ŻMIGRODZKI 2003: 127, TABOREK 2013: 148, GLÜCK/SCHRÖDER 2007: 8). Wilfried Kettler schreibt: „Von der *Pappa* des Johannes Murmelius sind über 40 Ausgaben aus der Zeit zwischen 1513 und ca. 1565, d.h. aus fünf Jahrzehnten bekannt. Hinsichtlich der Druckorte ist eine deutliche Konzentration auf Köln (= 19 von 44 Ausgaben; also mehr als ein Drittel), den polnischen Raum bzw. die ehemaligen deutschen Ostgebiete (= 10 Ausgaben aus Krakau und 1 aus Breslau) sowie Mainz (= 7 Ausgaben) zu bemerken“ (KETTLER 2008: 358). Als eine Überarbeitung des 1513 in Wien gedruckten lateinisch-deutsch-tschechischen Wörterbuchs von Murmelius gilt auch ein lat.-dt.-poln. Wörterbuch von **Franciszek Mymer** (2300 Lemmata, nach: TABOREK, ebenda), das im Jahre 1528 Krakau erschien.

Nicht zu übersehen sind die Calepinus-Ausgaben. Ambrosius Calepinus, ein Augustinermönch (1435-1510) war Verfasser eines umfangreichen lateinischen Wörterbuchs, das 1502 in Reggio nell' Emilia erschienen war. Bald wurden zum lateinischen Text auch anderssprachige Lemmata hinzugeschrieben, so dass es zur Entstehung von mehrsprachigen Werken kam. Das Deutsche erscheint im Jahre 1568, das Polnische war wahrscheinlich zum ersten Mal in einer zehnsprachigen Fassung (Lyon – 1585) (vgl. HAENSCH 1991: 2911, ŻWAK 1984) anwesend und dann auch in einer elfsprachigen Fassung von 1590 (Basel). Im mehrsprachigen Calepinus-Wörterbuch standen die lateinischen Lemmata im Mittelpunkt, zu diesen wurden oft lateinische Definitionen und Zitate angeführt, nur zusätzlich wurden die anderssprachigen Äquivalente genannt (vgl. HAENSCH 1991: 2912, FRĄCZEK/LIPCZUK 2004: 24, KETTLER 2008: 827 ff.).

1642 erschien in Danzig die polnische Fassung des berühmten Wörterbuchs von Peter Dasypodius, dessen lat.-dt. Fassung in den Jahren 1535/36 erschien (vgl. KETTLER 2008: 471).

Die Wörterbuchautoren aus dem 18. und 19. Jh. benutzten oft einsprachige Wörterbücher wie Linde (für das Polnische) oder Adelung (für das Deutsche) bzw.



nahmen Bezug auf die früheren dt.-poln. und poln.-dt. Wörterbücher. Interessanterweise wurden gewöhnlich die Quellen genannt, was in den heutigen Wörterbüchern nicht der Fall ist. Solche lexikographischen Werke dienten nicht nur dem Deutschunterricht in Polen bzw. dem Polnischunterricht in Deutschland, sie dienten auch der Pflege der polnischen Sprache, indem sie eben die polnische Sprache in den Mittelpunkt rückten (vgl. u.a. die Wörterbücher von Bandtke, Mrongovius, Trojański). Die meisten älteren poln.-dt. Wörterbücher waren eher für deutsche Benutzer bestimmt oder hatten bidirektionalen Charakter (vgl. FRĄCZEK/LIPCZUK 2004, LIPCZUK 2011).

In der Zeit nach dem 2. Weltkrieg begann man recht spät, denn erst in den 60er Jahren des 20. Jhs. neue Wörterbücher in dt.-poln. Relation zu erstellen (u.a. die Wörterbücher von Czochralski 1964, Józwicki 1965, Kalina 1956). Besondere Verdienste hatte hier der Warschauer Verlag „Wiedza Powszechna“ (dazu u.a. CZOCHRALSKI 1977, 1991).

Das größte Projekt war das Ende des 60er, Anfang der 70er Jahre herausgegebene **Piprek/ Ippoldt-Wörterbuch**. Die 1. Auflage des dt.-poln. Teils erschien im Jahre 1969 (1. Band) und 1970 (2. Band). Am Wörterbuch arbeitete zuerst Juliusz Ippoldt aus Krakau (Verfasser eines Wörterbuchs vom Jahre 1938) und seit 1959 Jan Piprek, ein führender Germanist aus Wrocław/Breslau (LIPCZUK 2001 und TABOREK 2013 nennen bei Ippoldt irrtümlicherweise Wrocław). 1971-74 erscheint der poln.-dt. Teil. Nach 1970 wurde die Arbeit von anderen Autoren (u.a. Tadeusz Kachlak – Universität Warschau) fortgesetzt. Die beiden Teile hatten viele Auflagen – das Wörterbuch gehörte also zu den meist gebrauchten und populärsten Werken. Bedenken erweckt die Lemmatisierung: besonders die Aufnahme einer großen Zahl veralteter Ausdrücke und das Fehlen des neueren Wortschatzes. Recht viele Mängel weist das Werk auch im Bereich der Mikrostruktur auf. So werden oft Fremdwörter, die in beiden Sprachen Bedeutungsunterschiede aufweisen, im Wörterbuch als genaue Äquivalente dargestellt (das Problem der "falschen Freunde des Übersetzers") (dazu u.a. LIPCZUK 1995, 2000, 2002).

Nach der politischen Wende im Jahre 1989 erschienen in Polen viele neue Wörterbücher, wobei ihre Qualität oft viel zu wünschen übrig lässt. Die Wörterbücher wurden von verschiedenen Verlagen herausgegeben. Genannt seien u.a.: **Ząbecka 1992** (Wydawnictwa Szkolne i Pedagogiczne), **Grucza 1999** (Graf-Punkt), **Bender/Żak 1999** (Wydawnictwa Naukowo-Techniczne), **Dzida/Stanek 1999 (2001)** (Wydawnictwo Literackie – Kraków), **Tkaczyk 2000** (Wilga), **Sadziński et al. 2002** (Harald G), **Larousse 2003**, nicht zuletzt auch mehrere **PONS-Wörterbücher (Klett-Verlag)**. Auch Langenscheidt-Wörterbücher, sowohl Neuauflagen als auch neue Bearbeitungen sollen nicht unerwähnt bleiben. Einen deutlich monodirektionalen Charakter hat das mittelgroße **Langenscheidt-Partner 2006** (Lipczuk et al.), vgl.: **szkoła** Schule *die* (-, -n), **pisać** schreiben (*schrieb, hat geschrieben*), **dobry przym I.** (= *szlachetny*) gut (*besser, der beste/am besten*), aufrichtig [...]. Die poln. Lemmata haben keine grammatische oder phonetische Beschreibung, recht genaue Informationen finden wir aber bei dt. Äquivalenten. Das Wörterbuch bedient sich in konsequenter Weise der polnischen bzw. internationalen

Markierungen und Abkürzungen, z.B.: *pd-nm* południowoniemiecki, *przest* przestarzały, *fiz* fizyka, *przym* przymiotnik. Die Bestimmung des Wörterbuchs für polnische Benutzer unterliegt keinem Zweifel. Erwähnenswert sind zahlreiche Info-Fenster sowie bunte Illustrationen. Die Letzteren fehlen aber bei der Neuauflage mit dem veränderten Titel: „Słownik Szkolny” (2006). Vgl. dazu u.a. LIPCZUK 2010, LIPCZUK/LISIECKA 2012.

Zur Geschichte der Wörterbücher in deutsch-polnischer Relation vgl. auch LIPCZUK, *Bemerkungen ...*, im Druck.

## 2. Zwei Großwörterbücher: PONS und PWN

Erst nach 2007 wurde das Piprek/Ippoldt-Wörterbuch von zwei anderen Großwörterbüchern abgelöst: von PONS und PWN-Wörterbuch.

Im Jahre **2007** erschien nämlich im Klettverlag ein – nicht nur vom Namen her – **Großes PONS-Wörterbuch (Wielki Słownik niemiecko-polski)**, eines der heute zwei größten Wörterbücher in dt.-poln. Relation. Anerkennung verdient die Lemmatisierung, darunter die Aufnahme von zahlreichen Anglizismen (z.B. *Hattrick, Headline, Keeper, Tiebreak*), auch Austriazismen und Helvetismen (vgl.: *immatrikulieren* „Fahrzeug zulassen“, *Karfiol, Kukuruz, Matura, Sessel als „Stuhl“*, *Velo* usw.) sowie geographische Namen (z.B. *Aachen, Haiti, Mecklenburg-Vorpommern, Senegal, Stettin, Posen*) und zahlreiche Kurzwörter bleiben nicht aus. Man findet auch viele enzyklopädische Fenster, vgl.:

**Ossi.** Określenie Ossi, nierzadko zabarwione pejoratywnie, oznacza osobę pochodzącą ze wschodniej części Niemiec, z dawnej NRD;

**Kommunikation.** Die *Kommunikation* to po polsku również *komunikacja*, jako `porozumiewanie się` `wymiana myśli`, lecz nie ma to nic wspólnego z polskim wyrazem *komunikacja* w znaczeniu ruchu pojazdów (niem. *Verkehr*).

Die mikrostrukturelle Beschreibung sieht aber für solch ein umfangreiches Werk eher bescheiden aus. Auch die Zahl der Kontexte ist nicht immer ausreichend. Bemerkenswert ist die phonetische Umschrift bei den dt. Stichwörtern sowie die Grundformen der dt. unregelmäßigen Verben.

Hier einige Beispiele:

**sprach** [ʃpra:x] *vi, vt, vr imp von sprechen*  
**Sprachatlas** *m* <-[ses], -atlanten o-se>  
 LING atlas *m* językowy

**Sprachausgabe** *f* <-, -n> ① (*Buch*) **englisch** ~ angielskie wydanie *nt* językowe, wydanie *nt* angielskojęzyczne ② INFOR **wyjscie** *nt* akustyczne [o dźwiękowe]

**Sprachbarriere** *f* <-, -n> **bariera** *f* językowa; **die Integration von Ausländern scheitert oft an den** ~n **integracja** *f* obco-krajowców często kończy się niepowodzeniem ze względu na bariery językowe

**sprachbegabt** *adj* uzdolniony językowo

**Sprachbegabung** *f* <-, ohne pl> **zdolności** *fpl* językowe

**Sprachblockade** *f* <-, -n> MED **blokada** *f* mowy [o w mówieniu]

**Sprachcomputer** *m* <-s, -> **elektroniczny słownik** *m*

**Sprache**<sup>1</sup> [ʃpra:xə] *f* <-, -n> **der Diebe, der Musik** język *m*; **in italienischer** ~ w języku włoskim; **lebende/tote** ~ żywy/martwy język ■ **das spricht eine deutliche** ~ to ma jednoznaczną wymowę

**Sprache**<sup>2</sup> [ʃpra:xə] *f* <-, ohne pl> ① (*Ausdrucksweise*) język *m*; (*Redeweise*) sposób *m* mówienia ② (*Sprachfähigkeit*) mowa *f*; **hast du die ~ verloren?** straciłeś mowę? *fam*, zapomniałeś języka w gębie? *fam*; **die ~ wieder finden** odzyskać mowę; **etw zur ~ bringen** poruszać [*perf* poruszyć] coś; **die ~ auf ein Thema bringen** poruszyć jakiś temat [w dyskusji]; ■ **jdm bleibt die ~ weg** ktoś oniemiał [o zaniemówił]; ■ **heraus mit der ~!** *fam* no, gadaj! *fam*

Die Markierungen u. Glossen sind in dt. Sprache abgefasst. Bei manchen Lemmata fehlen diastematische Markierungen, so fehlt bei *Kollation* (Imbiss) eine Markierung wie *regional* und bei *Stiege* (im Sinne „Treppe“) - A (Austriazismus).

Im Rahmen des Buchstabens „K“ habe ich einige Faux Amis-Fehler bemerkt: *Klient*, *Kokarde*, *Komfort*, *kommissarisch*. Zu knapp oder nicht genau sind die Äquivalente bei solchen Lemmata wie: *Kaftan*, *Katarr*, *Kollektion*, *Kreatur*, *Kreation*, *Konvoi*, *konzilliant*.

Darüber hinaus sind im Pons-Wörterbuch mehrere andere Fehler oder Ungenauigkeiten anzumerken, um nur einige aus dem Bereich Sportlexik zu nennen:

**Abstoß** strzał od bramki, *besser*: wybiecie/wykop piłki od bramki

**Ecke** narożnik, *es fehlen*: rzut różny, róg, kórner

**Elfmeterschießen** strzelanie rzutu karnego, *besser*: rzuty karne, seria rzutów karnych

**Entscheidungsspiel** rozstrzygająca gra, *besser*: decydujące spotkanie

**Hattrick** trzy bramki zdobyte przez jednego zawodnika w jednej połowie spotkania, *auch poln.* hattrick

**Heimvorteil** przewaga wynikająca z gry na własnym terenie, *besser*: atut gry na własnym boisku

Beachtenswert ist der Nachspann: hier befinden sich neben einer kurzen Grammatik der dt. Sprache, auch: dt. und poln. Zahlwörter, Maßangaben, typische Formeln für die Privatkorrespondenz (z.B. Einladung zur Hochzeitsfeier, sich für die Gastfreundschaft bedanken, ein Hotelzimmer reservieren, Lebenslauf, Anredeformen, Grußformeln), viele andere im Alltag gebrauchte Redewendungen (z.B.: *Hallo!/Grüß dich!*, *Wie geht es Ihnen/dir?*, *Viel Spaß!*, *Gern geschehen*, *Es war nicht so gemeint*, *Herzlichen Glückwunsch!*, *Das ist ja nicht zu fassen!*), Vornamen, jugendsprachliche Ausdrücke, Fußballwortschatz, Sprache der Medien. Schließlich findet man hier auch ausgewählte Faux Amis- Paare mit Erklärung der Bedeutungsunterschiede, z.B.: **fein** – Niemieckie *fein* to `delikatny`, `subtelny`, `drobny`, `elegancki`, `porządny` ale nie **fajny** (niem. cool, schön, gut). Es sind dieselben Wortpaare, die bereits im Hauptteil als Info-Fenster verzeichnet sind.

Ganz krasse Fehler weist das Verzeichnis der Fußballlexik (Słownictwo piłkarskie) im Nachspann auf. Dazu einige Beispiele: **abfälschen**, **den Ball** \*odbić piłkę, **Ballannahme** \*przyjąć piłkę, **einwerfen** \*wyrzut z autu, **Fußballwettbewerb** \*Liga Mistrzów, **Hinspiel** \*pierwsza runda, **Nachschuss** \*strzał z podania, **Zweikampf** \*zablokować przeciwnika. Vgl. aber die zuverlässigen Wörterbücher zur Fußballsprache von **Taborek** 2006, 2013.

Reiche Außentexte enthält auch der **poln.-dt. Teil (PONS 2008)**, vgl. im Nachspann: poln. Grammatik, dem dt. Lautsystem unbekanntes poln. Laute, das poln. Alphabet, poln. Anredeformen, Grundformen der dt. Verben, Zahlwörter, Masse und Gewichte, eine Liste der Vornamen, ein kleines Verzeichnis der falschen Freunde, schließlich verschiedene kommunikative Formeln (z.B. *Cześć! Hallo/Grüß dich!*, *Do zobaczenia później! Bis später!*, *Dziękuję, wzajemnie! Danke, gleichfalls!*).

Die mikrostrukturelle Beschreibung ist hier eher für deutsche Benutzer günstig: phonetische Transkription und grammatische Angaben bei poln. Lemmata, während dt. Äquivalente recht knapp dargestellt sind, vgl.:

**USC** [uestse] *m lub nt ndm skr od* **Urząd Stanu Cywilnego** Standesamt *nt*  
**uschematyzować** [usxematizovat͡ɕ] *perf od* **schematyzować**  
**uschły** [usxwi] *adj zob.* **uschnięty**  
**uschnąć** [usxnoɲt͡ɕ] *perf od* **usychać**  
**uschnięty** [usxɲenti] *adj* vertrocknet, verdorrt; ~ **liść** vertrocknetes [*lub* verdorrtes] Blatt *nt*; **uschnięte kwiaty** vertrocknete [*lub* verdorrte] Blumen *fpl*  
**usenet** [usenet] *m <gen -u, bez lm>* INFOR Usenet *nt*  
**usensowniac** [usew̥sovɲat͡ɕ] <-ia; *imp -aj>*, **usensownić** [usew̥sovɲit͡ɕ] *vt perf* książk einen Sinn geben [*lub* verleihen]; ~ **wypowiedź** der Äußerung einen Sinn verleihen  
**USG** [uezgje] *nt ndm skr od* **ultrasonografia** Ultraschalluntersuchung *f*  
**usiać** [uɕat͡ɕ] <usieje; *imp* usiej> *perf vt* książk ❶ (*wystąpić w dużej liczbie*) **kwiaty usiały łąkę** die Wiese *f* ist mit Blumen übersät ❷ *przen* (*pokryć dużą ilością czegoś*) übersäen, ausfüllen; **sąsiadka usiała ogród sałatą** die Nachbarin *f* bepflanzte den Garten mit Salat

So wie im dt.-poln. Teil befinden sich im Hauptteil viele Info-Fenster, darunter sind auch Tautonymenpaare, vgl.

### teka

**Teka** ist eine `große Tasche` oder `Ministerstelle` und bedeutet nicht die **Theke** (eine Art Tischplatte)

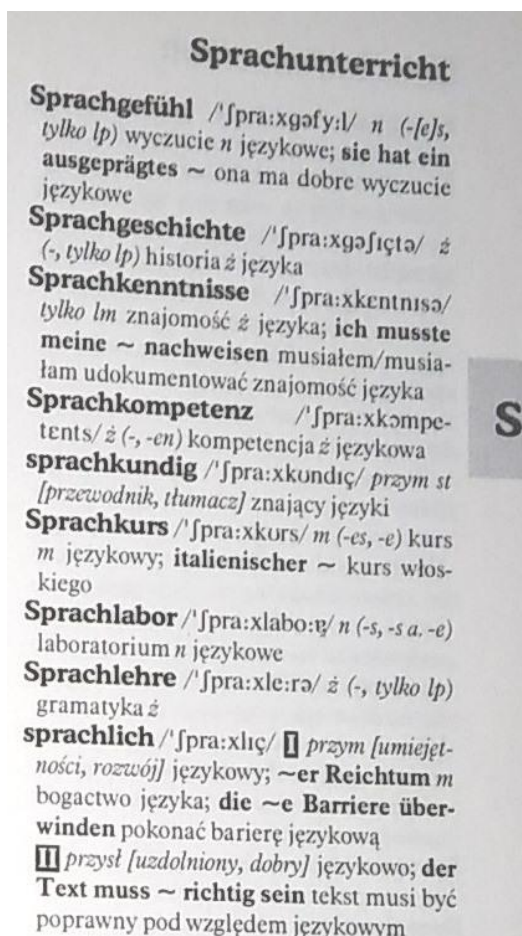
Das **Große Dt.-Poln. Wörterbuch PWN (Wielki Słownik niemiecko-polski) (2010)** hg. von Józef Wiktorowicz und Agnieszka Frączek ist neben dem **Wielki Pons** eines der heute zwei größten Wörterbücher in dt.-poln. Relation, als Nachfolger des fast 40 Jahre älteren Piprek/ Ippoldt. Im Vergleich zu Pons (2007) vermisst man manche Anglizismen, wie: *Event, Headline, Hattrick, Highlife, High-Society, Keeper, Kids, smart, Smalltalk*, kleiner als bei Pons ist die Zahl der Derivate und Komposita. Auch die Zahl der Außentexte ist im Vergleich zu **Wielki Pons**

etwas kleiner. Im Vorspann findet man u.a. deutsche Grammatik (Flexion, Satzarten), neue dt. Rechtschreibung, Privatkorrespondenz, geschäftliche Korrespondenz. Info-Fenster sind nicht vorhanden.

Die Mikrostruktur des PWN-Wörterbuchs hat eine recht klare Struktur und konsequente Beschreibung, es treten kaum Faux Amis-Fehler auf. Auch die Zahl der Kontexte, die den Gebrauch anzeigen, verdient Anerkennung.

Am Werk haben immerhin über 70 Autoren und Konsultanten mitgearbeitet, auch der Verfasser dieses Beitrags hatte einen bescheidenen Anteil (beim Thema der Tautonyme) daran.

Vgl. die Beispiele:



Auch in diesem Wörterbuch findet man – wenn auch seltener – ungenaue Äquivalente: **Breitensport** powszechnie uprawiana dyscyplina sportu, besser: sport masowy, **Elfmeter** es fehlt: jedenastka.

Schwierigkeiten können manche polnischen Abkürzungen bereiten, vgl.: *pch* transitives Verb, *czasownik przechodni*, *pos* Hilfsverb *posiłkowy*, *stn* Superlativ *stopień najwyższy*.

Das **Große Poln.-Dt. Wörterbuch PWN (Wielki Słownik polsko-niemiecki) (2008)**: Bei den poln. Lemmata stehen keine grammatischen oder phonetischen Angaben, während recht genaue Informationen bei dt. Äquivalenten zu finden sind. Hier kleine Beispiele:

**nazw|a** *ż* Name *m* (-*ns*, -*n*); **~a geogra-  
ficzna** geografischer Name; **~a własna**  
Eigennamen *m*; **nadać czemuś** ~ę etw  
+ A (be)nennen, etw + D einen Namen  
geben; **nosić** ~ę einen Namen tragen,  
genannt werden; **znać coś pod inną** ~ą  
etw + A unter einem anderen Namen  
kennen; **jak sama** ~a **wskazuje** wie der  
Name zeigt; **tylko z** ~y nur dem Namen  
nach

**naz|wać** *dk* — **naz|ywać** *ndk* **I** *pch*  
**I** (nadać imię, nazwę) ~wać **kogoś/coś**  
jmdn/etw + A (be)nennen\*; jmdm/etw  
+ D einen Namen geben\*; **ta ulica**  
**została** ~wana **imieniem generała An-**  
**dersa** diese Straße wurde nach General  
Anders benannt **II** (określić) (be)nennen\*;  
**ten proces** ~ywamy **adaptacją** diesen  
Prozess nennen wir Adaptation, dieser  
Prozess wird Adaptation genannt **III** (zwracać się)  
nennen\*; ~wać **kogoś po imie-**  
**niu** jmdn beim Namen nennen\*

**II nazwać się** — **nazywać się** **I** (nadać  
sobie imię) sich (selbst) nennen\*; **i on**  
**~ywa się** **twoim przyjacielem?** und er  
will dein Freund sein? **II** (zwracać się do  
siebie) sich a. einander nennen\*; **~ywali**  
**się** **wspólnikami** sie nannten sich Ge-  
schäftspartner

**III nazywać się** **I** (nosić imię, nazwisko)  
heißen\*; **jak się** ~ywasz? wie heißt du?;  
**~ybam się** **Jan Kowalski** ich heiße Jan  
Kowalski **II** (mieć nazwę) heißen\*, genannt  
werden\* (+ *s*); **jak się** ~ywa **ta ulica?**  
wie heißt diese Straße?

Das Werk hat somit eindeutig einen monodirektionalen Charakter, was als positiv einzuschätzen ist.

Im Nachspann des poln.-dt. Teils befindet sich eine umfangreiche Liste der dt.-poln. Tautonyme (ca. 1 750).

### **2.1. Ein kurzer Vergleich der beiden Großwörterbücher:**

PONS Dt-Poln 2007 – reiche Lemmatisierung, reiche Außentexte (besonders im Nachspann), Info-Fenster, Markierungen in Deutsch

PWN Dt-Poln 2010 – unzureichende Lemmatisierung (Beispiel: Anglizismen), keine Info-Fenster, relativ reiche Mikrostruktur, treffende Äquivalente, wenige Faux Amis-Fehler, recht viele Kontexte, Markierungen in Polnisch

PONS Poln-Dt: 2008 – auch Vornamen als Lemmata. Ausführliche Informationen bei poln. Lemmata, weniger bei dt. Äquivalenten – für poln. Benutzer nicht günstig

PWN Poln-Dt – 2008 monodirektional für poln. Benutzer, eine umfangreiche Liste der Tautonyme im Nachspann

Jedes der beiden striktalphabetischen Großwörterbücher hat seine Vorteile und Nachteile, etwas zuverlässiger scheint aber das PWN-Wörterbuch zu sein. Zu den beiden Wörterbüchern vgl. auch: KAŃNY (2011a,b), KUR (2011), SADZIŃSKI (2011), SULIKOWSKA (2011), TABOREK (2011), WIKTOROWICZ/ FRĄCZEK (2011), NERLICKI (2013).

### **3. Abschliessende Bemerkungen**

In der neueren deutsch-polnischen Lexikografie in Polen kann man folgende Tendenzen beobachten:

- Immer häufiger nimmt man den Adressatenkreis in Betracht. Die neueren dt.-poln. und besonders die poln.-dt. Wörterbücher haben oft monodirektionalen Charakter – sie sollen nämlich in erster Linie den Deutsch lernenden Polen dienen. Dies ist an der mikrostrukturellen Beschreibung erkennbar: grammatische oder phonetische Angaben befinden sich bei deutschen Wörtern, sei es bei Lemmata oder auch bei Äquivalenten (vgl. Bender/Żak, Grucza, Langenscheidt Partner/Szkolny, PWN). Solch eine Beschreibung ist begrüßenswert, weil sie Interessen einer bestimmten Benutzergruppe ins Zentrum stellt und somit bestimmte Aspekte, die für diese Gruppe von Bedeutung sind, besser und genauer als eine bidirektionale Darstellung herausstellen kann. Man verzichtet damit auf die anderen Beschreibungsaspekte, die für die Zielgruppe – hier: für polnische Benutzer – als bekannt gelten, wie die Flexionsendungen der polnischen Substantive. Angesichts des begrenzten Raums bei den Printwörterbüchern ist das aus ökonomischen Gründen ein durchaus angemessenes Verfahren.
- Neben dem alphabetisch angeordneten Hauptteil findet man oft reiche Außentexte, die nicht nur grammatische Tabellen o.ä., sondern auch



- kommunikative Formeln, Verzeichnisse der falschen Freunde oder den Wortschatz zu bestimmten Gebieten enthalten.
- Man findet im Hauptteil enzyklopädische Fenster (Info-Fenster), die sowohl für das bestimmte Land spezifische Sachverhalte als auch lexikalisch-grammatische Erscheinungen betreffen. Als Info-Fenster werden oft dt.-poln. Tautonyme dargestellt (besonders Langenscheidt Partner 2006, Pons 2007). Es ist schon erfreulich, dass die Bemühungen der polnischen Germanisten auf das Thema der Faux Amis-Fehler (u.a. LIPCZUK 1995, 2000, 2001, 2002) in dt.-poln. Wörterbüchern aufmerksam zu machen, nicht ohne Echo geblieben sind.

#### Ausgewählte Wörterbücher in deutsch-polnischer Relation – chronologisch geordnet

**Bandtke, Jerzy Samuel** Słownik dokładny języka polskiego i niemieckiego do podręcznego używania dla Polaków i Niemców. Vollständiges Polnisch-Deutsches Wörterbuch zum Handgebrauch für Deutsche und Polen. Wrocław 1806.

**Mrongovius, Krzysztof Celestyn** Słownik niemiecko-polski krytycznie wypracowany. Ausführliches deutsch-polnisches Handwörterbuch nach Adelung und Linde. Gdańsk/Danzig 1823.

**Mrongovius, Krzysztof Celestyn** Dokładny Słownik Polsko-Niemiecki krytycznie wypracowany. Deutsches Wörterbuch. Królewiec 1835.

**Trojański, Jan Kajetan** Ausführliches polnisch-deutsches Handwörterbuch zum Gebrauche für Deutsche und Polen. Dokładny polsko-niemiecki słownik do podręcznego użycia dla Niemców i Polaków. Poznań, Berlin 1835-1836.

**Trojański, Jan Kajetan** Ausführliches deutsch-polnisches Handwörterbuch zum Gebrauche für Polen und Deutsche. Dokładny niemiecko-polski słownik do podręcznego użycia dla Polaków i Niemców. Poznań 1844-1847.

**Ippoldt, Juliusz** Słownik niemiecko-polski i polsko-niemiecki. Handwörterbuch der deutschen und polnischen Sprache. Warszawa 1938.

**Kalina, Paweł** Słownik podręczny niemiecko-polski i polsko-niemiecki. Część druga polsko-niemiecka. Warszawa 1956.

**Czochralski, Jan A.** Kleinwörterbuch Polnisch-Deutsch. Warszawa 1964.

**Jóźwicki, Jerzy** Minimalwörterbuch. Warszawa 1965.

**Walewski, Stanisław** Słownik kieszonkowy Langenscheidta. Langenscheidts Taschenwörterbuch der polnischen und deutschen Sprache. 3. Aufl. Berlin, München 1987.

**Ząbecka, Jolanta** Szkolny słownik polsko-niemiecki. Warszawa 1992.

**Bender, Anna/Żak, Krzysztof** Słownik niemiecko-polski, polsko-niemiecki. Warszawa 1999.

**Grucza, Sambor** Szkolny słownik niemiecko-polski, polsko-niemiecki. Warszawa 1999.

**Tkaczyk, Krzysztof** Kieszonkowy słownik niemiecko-polski, polsko-niemiecki z rozmówkami. Warszawa 2000.

**Dzida, Stanisław/Stanek, Teresa** Nowy podręczny słownik niemiecko-polski i polsko-niemiecki. Kraków 2001 (1. Aufl.: 1999).

**PONS. Duży słownik** niemiecko-polski, polsko-niemiecki. Poznań 2002.

**Sadziński, Roman/Czechowska-Blachiewicz, Aleksandra/Markowicz, Jan** Nowy słownik niemiecko-polski, polsko-niemiecki, Warszawa 2002.

**Larousse. Szkolny słownik** niemiecko-polski, polsko-niemiecki. Wrocław 2003.

**Langenscheidt. Słownik Partner** polsko-niemiecki, niemiecko-polski. Berlin u.a. 2006 (= Słownik szkolny polsko-niemiecki, niemiecko-polski. Berlin u.a. 2006).

**Taborek, Janusz** Piłka nożna. Słownik niemiecko-polski i polsko-niemiecki. Zielona Góra 2006.

**PONS. Wielki słownik** niemiecko-polski. Poznań 2007.

**PONS. Wielki słownik** polsko-niemiecki. Poznań 2008.

**PWN – Wiktorowicz, Józef/Fraćzek, Agnieszka** [Hg.] Wielki słownik polsko-niemiecki. Warszawa 2008.

**PWN – Wiktorowicz, Józef/ Frączek, Agnieszka** [Hg.] Wielki słownik niemiecko-polski. Warszawa 2010.

**Taborek, Janusz** Das Wörterbuch der Fußballsprache Polnisch – Russisch – Englisch – Deutsch. Hamburg 2014.

## Literaturverzeichnis

CZOCHRALSKI, J.A. (1977), Deutsch-polnische Wörterbücher in Volkspolen. In: ENGEL, U. [Hg.], *Deutsche Sprache im Kontrast*. Tübingen, 198-205.

CZOCHRALSKI, J.A. (1991), Die zweisprachige Lexikographie mit Polnisch. In: HAUSMANN, F.J. et al. [Hg.], *Wörterbücher: ein internationales Handbuch zur Lexikographie. Bd. 5, 2. Teilbd. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft*. Berlin, New York. 3061-3068.

FRĄCZEK, A. (1999), *Zur Geschichte der deutsch-polnischen und polnisch-deutschen Lexikographie*. Tübingen.

FRĄCZEK, A./ LIPCZUK, R. (2004), *Słowniki polsko-niemieckie i niemiecko-polskie. Historia i terażniejszość*. Szczecin.

GLÜCK, H./ SCHRÖDER, K. (2007), *Deutschlernen in den polnischen Ländern vom 15. Jahrhundert bis 1918. Eine teilkomentierte Bibliographie*. Wiesbaden.

HAENSCH, G. (1991), Die mehrsprachigen Wörterbücher und ihre Probleme. In: HAUSMANN, F.J. et al. [Hg.], *Wörterbücher: ein internationales Handbuch zur Lexikographie. Bd. 5, 2. Teilbd. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft*. Berlin, New York. 2909-2936.

HAUSMANN, F.J. (1977), *Einführung in die Benutzung der neufranzösischen Wörterbücher*. Tübingen.

- HAUSMANN, F.J./ REICHMANN, O./ WIEGAND, H.E./ZGUSTA, L. [Hg.] (1991), *Wörterbücher. Dictionaries. Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie*. Berlin.
- KĄTNY, A. (2011a), Zur Erfassung und Behandlung der Phraseologismen im Wielki Słownik niemiecko-polski von PONS. In: ZIELIŃSKI, L./ LUDWIG, K.-D./ LIPCZUK, R. [Hg.], *Deutsche und polnische Lexikographie nach 1945 im Spannungsfeld der Kulturgeschichte* (= Danziger Beiträge zur Germanistik Bd. 35). Frankfurt am Main. 261-268.
- KĄTNY, A. (2011b), Zu Phraseologismen im zweisprachigen Wörterbuch Wielki Słownik niemiecko-polski von PONS. In: LIPCZUK, R./ LISIECKA-CZOP, M./ MISIEK, D. [Hg.], *Phraseologismen in deutsch-polnischen und polnisch-deutschen Wörterbüchern. Theoretische und praktische Aspekte der Phraseologie und Lexikographie* (= Stettiner Beiträge zur Sprachwissenschaft Bd. 4). Hamburg. 65-72.
- KETTLER, W. (2008), *Untersuchungen zur frühneuhochdeutschen Lexikographie in der Schweiz und im Elsass. Strukturen, Typen, Quellen und Wirkungen von Wörterbüchern am Beginn der Neuzeit*. Bern u.a. (Rez. von R. Lipczuk, in: Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliografischen Hinweisen, Tübingen 2009, 50, H. 1-2, 57).
- KUR, E. (2011), Ausgewählte Phraseologismen mit animalistischer Lexik in zwei deutsch-polnischen Großwörterbüchern. In: LIPCZUK, R./ LISIECKA-CZOP, M./ MISIEK, D. [Hg.], *Phraseologismen in deutsch-polnischen und polnisch-deutschen Wörterbüchern. Theoretische und praktische Aspekte der Phraseologie und Lexikographie* (= Stettiner Beiträge zur Sprachwissenschaft Bd. 4). Hamburg. 93-102.
- LIPCZUK, R. (1995), Wörterbuch und "faux amis" (am Beispiel des Großwörterbuchs von J. Piprek/ J. Ippoldt). In: WAWRZYŃCZYK, J. [Hg.], *Bilingual Lexicography in Poland. Theory and Practice*. Warszawa. 72-78.
- LIPCZUK, R. (2000), „Falszywi przyjaciele tłumacza“ w słownikach niemiecko-polskich. In: KĄTNY, A./ HEJWOWSKI, K. [Hg.], *Problemy frazeologii i leksykografii*. Materiały z konferencji zorganizowanej przez Wydział Filologiczny Wszechnicy Mazurskiej Olecko, 16-17 czerwca 1999 r. Olecko. 72-78.
- LIPCZUK, R. (2001), Polnisch-deutsche und deutsch-polnische Wörterbücher gestern und heute. In: GRUCZA, F. [Hg.], *Tausend Jahre polnisch-deutsche Beziehungen. Sprache – Literatur – Kultur – Politik*. Materialien des Millennium-Kongresses 5.-8. April 2000. Warszawa. 456-469.
- LIPCZUK, R. (2002), "Faux Amis" in den deutsch-polnischen Wörterbüchern. In: WIESINGER, P. [Hg.], *Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000 "Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert"*. Bd. 2: Entwicklungstendenzen der deutschen Gegenwartssprache. Bern u.a. 299-304.
- LIPCZUK, R. (2008), Słowniki mono- czy bidyrekcjonalne? In: MYCZKO, K./ SKOWRONEK, B./ ZABROCKI, WŁ. [Hg.], *Perspektywy glottodydaktyki i*

- językoznawstwa. Tom jubileuszowy z okazji 70. urodzin Profesora Waldemara Pfeiffera*. Poznań. 437-445.
- LIPCZUK, R. (2010), Słownik Langenscheidt Partner – jego makro- i mikrostruktura, dyrekcjonalność. In: CHRUSZCZEWSKI, P./ PRĘDOTA, S. [Hg.], *Prace Komisji Nauk Filologicznych PAN we Wrocławiu II*. Wrocław. 63-75.
- LIPCZUK, R. (2011), Direkționalität in polnisch-deutschen Wörterbüchern. In: ZIELIŃSKI, L./ LUDWIG, K.- D./ LIPCZUK, R. [Hg.], *Deutsche und polnische Lexikographie nach 1945 im Spannungsfeld der Kulturgeschichte* (= Danziger Beiträge zur Germanistik 35). Frankfurt am Main, 269-282.
- LIPCZUK, R. *Bemerkungen zur deutsch-polnischen Lexikografie – Geschichte, Gegenwart, Tendenzen* (im Druck).
- LIPCZUK, R./NADOBNIK, R. (2007), Ist ein Schulwörterbuch schülerfreundlich? Anhand eines Larousse-Wörterbuchs. In: *Colloquia Germanica Stetinensia* 15, 17-36.
- LIPCZUK, R./ LISIECKA-CZOP, M. (2012), Opis słowników Pons. Duży słownik niemiecko-polski, polsko-niemiecki (2002) i Langenscheidt. Słownik Partner polsko-niemiecki, niemiecko-polski (2006). In: LIPCZUK, R./ LISIECKA-CZOP, M./ SULIKOWSKA, A. [Hg.], *Frazeologizmy w słownikach niemiecko-polskich i polsko-niemieckich*. Szczecin. 59-74.
- NERLICKI, K. (2013), Über die Notwendigkeit der Glossierung von Phraseologismen – am Beispiel der emotiven Formeln in deutsch-polnischen Wörterbüchern. In: MAZURKIEWICZ-SOKOŁOWSKA, J./ MISIEK, D./ WESTPHAL, W. [Hg.], *Sprachkontakte und Lexikon. Festschrift zum 65. Geburtstag von Prof. Ryszard Lipczuk* (= Stettiner Beiträge zur Sprachwissenschaft Bd. 4). Hamburg. 65-72.
- SADZIŃSKI, W. (2011), Verluste bei der Umkehrung eines deutsch-polnischen Wörterbuchs. Bemerkungen vorzugsweise am Beispiel deutscher Einwortphraseme mit wortgruppenlexematischen Äquivalenten im Polnischen. In: LIPCZUK, R./ LISIECKA-CZOP, M./ MISIEK, D. [Hg.], *Phraseologismen in deutsch-polnischen und polnisch-deutschen Wörterbüchern. Theoretische und praktische Aspekte der Phraseologie und Lexikographie* (= Stettiner Beiträge zur Sprachwissenschaft Bd. 4). Hamburg. 153-160.
- TABOREK, J. (2011), Ausgewählte syntaktische Informationen in gegenwärtigen deutsch-polnischen Wörterbüchern am Beispiel der Verben mit einem Subjektsatz. In: ZIELIŃSKI, L./ LUDWIG, K.-D./ LIPCZUK, R. [Hg.], *Deutsche und polnische Lexikographie nach 1945 im Spannungsfeld der Kulturgeschichte* (= Danziger Beiträge zur Germanistik Bd. 35). Frankfurt am Main. 297-306.
- TABOREK, J. (2013), Zum Stand der deutsch-polnischen Lexikographie am Anfang des 21. Jahrhunderts: Versuch einer Bilanz und Perspektiven. In: SZCZEPANIAK-KOZAK, A./ LANKIEWICZ, H.A. [Hg.], *The creative potential of the word: From fiction to education*. Piła, 147-160. Auch in: [https://repozytorium.amu.edu.pl/jspui/bitstream/10593/6074/1/taborek\\_2013\\_zum\\_stand\\_der\\_deutsch\\_polnische\\_n\\_lexikografie.pdf](https://repozytorium.amu.edu.pl/jspui/bitstream/10593/6074/1/taborek_2013_zum_stand_der_deutsch_polnische_n_lexikografie.pdf)
- WIKTOROWICZ, J./FRĄCZEK, A. (2011), Das Großwörterbuch Polnisch-Deutsch des PWN-Verlages. Zu einigen lexikographischen Problemen. In: ZIELIŃSKI, L./

- LUDWIG, K.-D./ LIPCZUK, R. [Hg.], *Deutsche und polnische Lexikographie nach 1945 im Spannungsfeld der Kulturgeschichte* (= Danziger Beiträge zur Germanistik Bd. 35). Frankfurt am Main. 81-87.
- WORBS, E. (1996), Das „Ausführliche polnisch-deutsche Handwörterbuch“ von Jan Kajetan Trojański. Ein Beitrag zur polnischen Lexikographie des 19. Jahrhunderts. In: *Prace Filologiczne* 40. Warszawa. 397-413.
- ŻMIGRODZKI, P. (2003), *Wprowadzenie do leksykografii polskiej*. Katowice.
- ŻWAK, I. (1984), *Słowotwórstwo przymiotników polskich w jedenastojęzycznym słowniku A. Kalepina z 1590 roku*. Wrocław u.a.

**Roman Opilowski**  
Uniwersytet Wrocławski

## **Kommunikative Strategien der Online-Öffentlichkeiten in digitalen Nachrichtenkommentaren**

### **1. Öffentlichkeiten im onlinebasierten Diskurs**

Presse-, Fernseh- und Hörfunkmeldungen der führenden Medienkonzerne werden in ihren institutionellen Verbreitungsträgern immer mehr wiederholt, fragmentarisch angeboten, thematisch fokussiert und um zusätzliche, audiovisuelle und geschriebene Beiträge erweitert. Der professionelle und nicht professionelle Journalismus ist heutzutage durch heterogene Wiederaufnahmen von bestehenden thematischen Schwerpunkten in diversen medialen Trägern gekennzeichnet (vgl. LUGINBÜHL 2016). Der Kommunikationsraum des Internets bietet sich hier als der geeignetste Platz für die Verbreitung, Fortsetzung und Kommentierung von Hauptmeldungen aus dem Hörfunk, Fernsehen und der Presse. Dieses Potential rührt von den technischen, interaktiven und gesellschaftlichen Vorteilen des Web 2.0 und seiner textuellen Materialisierung in Form von Hypertexten her (vgl. RUNKEHL 2012).

In die Hypertexte unterschiedlicher typologischer Provenienz sind stets Textproduzenten und -rezipienten eingeschrieben. Man könnte diverse Akteure in der Kommunikation im Begriff der *Öffentlichkeit* (vgl. GERHARDS / NEIDHARDT 1990: 20-26) zusammentragen. Eine in Zeit, Raum und Thema definierbare Öffentlichkeit lässt sich als ein spezifisches Kommunikationssystem auffassen, in dem einzelne Individuen und Kollektive verschiedene Rollen und Aufgaben übernehmen, in multimodalen Texten bestimmte Handlungen ausführen und ein kohärentes oder in sich gespaltenes Netz von Meinungen und Werten nach außen demonstrieren. Praktische Beispiele von den wirklich aktiven Öffentlichkeiten lassen sich durchaus im Online-Journalismus beobachten, der heutzutage sowohl von Experten als auch Laien mitgestaltet wird. So etablieren sich verschiedene Sphären der sog. *Online-Öffentlichkeit*, die nach den beteiligten Akteuren, Themen und digitalen Kommunikationsformen bzw. Textsorten gegliedert werden kann. Eine übersichtliche Gliederung der Online-Öffentlichkeiten wird von SCHMIDT (2013: 41ff.) angeboten, indem er von den sog. Kommunikationsarenen ausgeht.

- *Arena der massenmedialen Öffentlichkeit* als Kommunikationsfeld von journalistischen Hypertexten für die Online-Leser.
- *Arena der Expertenöffentlichkeit*, wo Experten professionelle Inhalte in Fachnetzwerken veröffentlichen.

- *Arena der kollaborativen Öffentlichkeit*, in der Internetnutzer einen Hypertext gemeinsam erstellen.
- *Arena der persönlichen Öffentlichkeit*, die sich in den sozialen Netzwerken mit der Funktion des Beziehungsaufbaus verwirklicht.

Im Unterschied zu den traditionellen Medienorganen bieten digitale Nachrichtenmeldungen einen größeren Interaktionsraum der direkten Anschlusskommunikation, an der sich die Internetnutzer in Form von kommentierenden Beiträgen zahlreich beteiligen.<sup>3</sup> So konstituieren sich zu den wichtigsten Weltereignissen (z.B. Flüchtlingswelle, Terroristenangriffe in Paris, FIFA-Affäre, Präsidentenwahl in den USA), *alternative Öffentlichkeiten* (vgl. HAUSER/ OPIŁOWSKI/ WYSS 2017), die durch digitale Kommentare zu diesen Ereignissen ihre Meinung zum Ausdruck bringen.

Hier gelangen wir zu einem eigentlichen Ziel dieses Beitrags: Nicht nur inhaltliche Stellungnahmen, in denen bestimmte Wissensvorräte durch die Thematisierung und Interpretation der Artefakte vermittelt werden und die bei den Internetnutzern zur Konstruktion bzw. Profilierung des eigenen Wissens führen, sondern *kommunikative Strategien*, mit denen ein Ereignis beschrieben, argumentiert oder bewertet wird, geben ein kommunikatives Bild der sog. *Anschlusskommunikation*. Das im vorliegenden Beitrag angestrebte Veranschaulichen und Interpretieren von kommunikativen Strategien gestattet kommunikativ-funktionale Grundlagen von dominanten sprachlichen und multimodalen Handlungen darzustellen. Vor diesem Hintergrund der intentionalen Texthandlungen könnte man in einer weiteren Studie z.B. Konstruktion und Profilierung des onlinebasierten Wissens mittels bestimmter Strategien zu ermitteln. Zunächst gilt aber die Aufmerksamkeit in diesem Beitrag für kommunikative Strategien. Sie werden hier anhand von Online-Nachrichtenkommentaren herausgestellt. Die fokussierten Kommentare beziehen sich auf eine Nachricht in der Fernsehsendung *Tagesschau*, die über den Terroranschlag in Paris vom 13. November 2015 berichten.

Nutzerkommentare sind nicht nur sprachlich, sondern auch multimodal konstituiert, d.h. der sprachliche Textanteil schafft grundsätzlich das kommunikativ-funktionale Gerüst von Nutzerkommentaren, die um bildlich-grafische Inszenierungen, wie z.B. visuelle Symbole, Fotos, Memes oder Emoticons ergänzt werden. Diese Faktoren lassen sich im Feld von zwei Begriffen – Online-Diskurs und Multimodalität – erfassen und näher beschreiben, die im nächsten Kapitel aufgegriffen werden.

---

<sup>3</sup> Presse-, Hörfunk- und Fernsehbeiträge können durchaus in denselben Medienträgern kommentiert werden und eine Art Anschlusskommunikation bilden, denn bestimmte Sendungsformate (Interviews, Talkshows, Fernsehdebatten, Live-Reportagen vor Ort etc.) dies durchaus gestatten. Das Medium Internet und seine Anschlusskommunikation überholt jedoch aus dialogisch-kommentierender Perspektive die traditionellen Medien in zumindest drei Faktoren: Zeit, Raum, Menge.

## 2. Online-Diskurse und Multimodalität

Die Ausdifferenzierung von Kommunikationsformen (vgl. HAUSER/ LUGINBÜHL 2015: 12ff.), denen traditionelle und digitale Technologien der Erstellung und Verbreitung von Informationen zugrunde liegen, findet sich in einer permanenten Entwicklung. Ein schon nahezu konstantes Merkmal der heutigen Medienkommunikation ist ein breites und fast unüberschaubares Netz von Aussagen zu einem bestimmten Thema. Ein solches Netz nimmt in seinem Ausmaß vornehmlich dann zu, wenn ein bestimmtes politisches, wirtschaftliches oder kulturelles Ereignis länderübergreifende bzw. übereinzelkulturelle Dimensionen annimmt. Ein gemeinsamer Nenner für einen *Online-Diskurs* ist der thematische Ausgangspunkt (vgl. FRAAS/ MEIER/ PENTZOLD 2013: 14), d.h. ein konkretes Artefakt samt seiner initiativen Erstmeldung in einem Leitmedium des jeweiligen Landes. Von daher beginnt ein thematischer Diskurs zum jeweiligen Thema mit unzähligen medialen Wiedergaben und Aktualisierungen, die auch, wie angemerkt, in anderen, fremden Medien und Ländern in der jeweiligen Landessprache geschehen können.<sup>4</sup> Meinungsbildende, onlinebasierte Presseorgane, Fernsehen, Hörfunk und Online-Portale berichten daher über ein gemeinsames Ereignis, dass folglich von vielen anderen, öffentlichen und privaten Mediennutzern aufgegriffen und kommentiert wird. Der Online-Diskurs verschränkt sich demnach mit dem Offline-Diskurs und hat insofern einen zirkulären Charakter, indem Offline-Diskurse von Online-Diskursen aufgenommen und weiter geführt werden. Online-Texte erscheinen dann wieder im Offline-Diskurse, etwa als Zitate von Twitter-Beiträgen von Spitzenpolitikern.

Ein abgeschlossenes *diskursives Netz* der intermedialen und intramedialen Beziehungen festzuhalten, scheint unmöglich zu sein. Demgegenüber ist es viel mehr sinnvoller und für ein Analyseziel effizienter, ein diskursives Fragment eines Informationsnetzes zu fokussieren. Bei breit angelegten Untersuchungen können zeitlich, institutionell-medial oder räumlich trennbare Diskurse herausgefiltert und mit anderen Informationsdiskursen, selbst im demselben thematischen Fokus, verglichen werden.

Die komplexe Struktur von Online-Diskursen ergibt sich auch aus deren *multimodalen Aufbau*. Allerdings scheint diese Feststellung schon eine Selbstverständlichkeit zu sein, denn die Multimodalität ist eine „konstitutive Eigenschaft aller Formen der Kommunikation“ geworden (BUCHER 2010: 43). Darüber hinaus steht die Multimodalität als Textmerkmal im engen Zusammenhang mit der Ausdifferenzierung von Textsorten in der Kommunikation:

---

<sup>4</sup> Solchen Fällen begegnen wir in den Online- oder Fernsehmeldungen über relevante inländische oder ausländische Ereignisse. Dann werden andere, meinungsbildende institutionelle Medien (Medienkonzerne, Presseagenturen, Fernsehsender, Presseblätter oder Online-Portale) als Informations- und auch Argumentationsquellen zitiert, so dass ein intermediales und zugleich internationales Diskursnetz entsteht.



Multimodalisierung der Medienkommunikation und die Ausdifferenzierung von Gattungen und Formaten sind in der Medienentwicklung untrennbar miteinander verbunden. (...). Man kann dementsprechend Gattungs- und Medienwandel nicht unabhängig von diesem Prozess der Multimodalisierung untersuchen (BUCHER 2010: 42).

Tragen wir die dynamischen und komplexen Faktoren, d.h. kommunikative Interaktivität, Partizipation und Kollaboration in den Online-Texten, Etablierung neuer Öffentlichkeiten, multimodale Textkomposition, Zusammenwirken von Zeichenmodalitäten im Rezeptionsprozess, typologische Referenzen von Hypertexten aufeinander sowie nicht zuletzt Hybridisierung von Textsorten zusammen, so gelangen wir zu einer *Medienlinguistik 3.0* (vgl. BAECHLER/ECKKRAMMER/ MÜLLER-LANCÉ/ THALER 2016), die als medienlinguistische Forschungsrichtung mit den onlinebasierten kommunikativen Herausforderungen vor dem Hintergrund der allerdings jüngst etablierten Medienlinguistik aufgefasst werden kann. Nicht nur diese vereinende Perspektive auf Medientexte in der Online-Umgebung, sondern auch die Interaktion von diesen mit bewährten, traditionellen Medien (Presse, Rundfunk, Fernsehen) veranlasst zu dieser spezifischen Forschungsrichtung innerhalb der Medienlinguistik.<sup>5</sup>

Diese Entwicklungen und Tendenzen in der Medienlinguistik können mit Ausführungen von STÖCKL (2016: 28) zusammenfassen. In der Verknüpfung von Zielen und Aufgaben von Multimodalität und Medienlinguistik in der Offline- und Online-Umgebung nennt STÖCKL (ebd.) vier Forschungsdomänen:

- *Textsortenwandel*: ein diachronischer Blick auf multimodale Entwicklung, Koexistenz und Interaktion von traditionellen und onlinebasierten Textsorten,
- *Pragmatik*: ein partizipatorischer und kollaborativer Umgang mit den Normen der Textproduktion,
- *Soziolinguistik*: multimodaler Beziehungsaufbau zwischen den Online-Akteuren,
- *Korpuslinguistik*: Strategien der Multimodalität am Beispiel von umfangreichen Textkorpora.

---

<sup>5</sup> Dieser Versuch der Etablierung der Medienlinguistik 3.0 erinnert unentwegt an einen anderen Versuch, die sog. Bildlinguistik als eine Forschungsperspektive in der Linguistik durchzusetzen, denn die Gründe im Sinne von neuen und kontinuierlichen Textwandlungen sind hier ähnlich. Man möchte der Medienlinguistik 3.0 ein etwas besseres Schicksal als das der Bildlinguistik wünschen, obwohl die Legitimation der Bildlinguistik als Subdisziplin (vgl. KLEMM/ STÖCKL 2011) m.E. völlig überzeugend ist.

Diese linguistischen Subdisziplinen sollen m.E. zumindest um zwei weitere Forschungsbereiche ergänzt werden, da ihre Eigenschaften bestimmte Relevanzen in der aktuellen Online-Kommunikation zeigen:

- *Wissenslinguistik*: Offline- und Online-Diskurse profilieren das Wissen der jeweiligen Gemeinschaft. Im heutigen Zeitalter der medial aktiven Gesellschaften kann man die Ansicht riskieren, dass ein Wissen von Gesellschaften ein vornehmlich medial vermitteltes und multimodal konstruiertes Wissen ist.
- *Interkulturelle Linguistik*: Globale Kommunikation vollzieht sich an der Schnittstelle der translokalen (globalen), und lokalen kommunikativen Praktiken (vgl. HAUSER/ LUGINBÜHL 2011). „Interkulturell“ gilt aber nicht unbedingt als „international“, sondern es ist ein kommunikativer Verbindungspunkt von multimodal handelnden *communities*, die als Akteure einen gemeinsamen Diskurs bilden. Translokale und lokale Praktiken von *communities* sollen verglichen und interpretiert werden, weil solche Analysen einen übereinkulturellen und umfangreichen Aufschluss über Multimodalität und deren kulturelle Determinanten geben.

Im Hinblick auf die skizzierten Forschungsdomänen verfolgt die vorliegende Studie vor dem Hintergrund der Medienlinguistik 3.0 einen pragmatischen Gesichtspunkt.

### 3. Print- und Online-Kommentare – Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Kommentare in den gedruckten, gesprochenen, audiovisuellen sowie onlinebasierten Medien haben ein gemeinsames Merkmal der *Dialogizität*. Demnach kann man sie als dialogische Textsorten bezeichnen. Im Zentrum dieses Dialogs steht die Referenz eines Kommentars zu einem Quelltext, der eine gedruckte oder Online-Meldung bzw. ein anderer journalistischer Text informativer Provenienz ist. Im dialogischen Referenzfeld gehören Pressekommentare zum „Kernbereich der meinungsbetonten journalistischen Textformen“ (LENK 2005: 160), und werden auch als „prototypische Meinungstextsorte“ (DEMARMELS 2015: 145) angesehen.<sup>6</sup> Auf weitere relevante Merkmale des Kommentars verweisen BUBENHOFER und SPIEB (2012):

Gegenstand und Zweck von Kommentaren ist die Konflikthaftigkeit bzw. die Problematisierung von Sachverhalten, Positionen oder Handlungen sowie die Rechtfertigung und Begründung solcher strittiger Sachverhalte, um letztlich akzeptanzschaffende Wirkungen zu erzielen und Positionsgegner zu überzeugen bzw. um meinungsbildend zu wirken (BUBENHOFER/ SPIEB 2012: 87).

---

<sup>6</sup> LENK (2016) bietet einen umfassenden Überblick über Forschungsfragen und -lage zu Kommentaren im europäischen Kontext.

Auf den verschiedenen Ebenen der Lexik, Syntax und der Themenentfaltung kommen also Bewertungen und Einstellungskundgaben zum Ausdruck (vgl. BUBENHOFER / SPIEB ebd.). Sie haben auch einen diversen Intensitätsgrad.

Während Kommentare in der Print- und Online-Presse zu den führenden Leitartikeln von Journalisten verfasst werden und in einem diskurssprachlichen Sinne das journalistische Profil eines Pressetitels mitbestimmen, gibt es auch *Kommentare der sog. zweiten Stufe*, die von Lesern bzw. Internetnutzern verfasst werden. Man kann sagen, die Kommentare von Laien sind von einer instabilen, alternativen Öffentlichkeit verfasst, während sich Kommentare der ersten Stufen aus der professionellen Arbeit von Journalisten ergeben. Ungefähr an dieser Stelle gehen die Wege des Presse- und Online-Kommentars auseinander, weil das Medium (Print vs. Digital), und die situative Umgebung (Akteure, Zeit- und Raumverhältnisse), andere Möglichkeiten geben und zugleich andere Konventionen auferlegen.

In der Online-Presse ist die situative Landschaft von Kommentaren vielfältiger: Nicht nur einige wie in der Presse, sondern hunderte oder tausende Leser, d.h. Internetnutzer schreiben einen oder mehrere Kommentare, was offensichtlich aufgrund der uneingeschränkten Kapazität des Internets durchaus möglich und praktiziert wird. Schauen wir auf die Partizipation als ein der wichtigsten Merkmale des Web 2.0, ergeben sich die Online-Kommentare als grundlegendes Werkzeug des Einflusses auf die professionelle Berichterstattung eines Presseorgans und der Mitgestaltung der vermittelten Textbotschaften in den Online-Zeitungen. Der professionelle Journalismus und Bürgerjournalismus verknüpfen sich immer häufiger in einem Hypertext:

Online-Kommentare sind bezüglich Teilhabe zentral, weil sie den Nutzerinnen und Nutzern in ganz neuem Ausmaß ermöglichen, innerhalb der Online-Zeitung selbst die Berichterstattung zu kommentieren und dabei die Verlässlichkeit der etablierten Medienorgane kritisch zu hinterfragen; damit eröffnet sich ihnen auch die bisher über Leserbriefe nur sehr eingeschränkte Möglichkeit, am Agenda-Setting-Prozess teilzuhaben (...) (LUGINBÜHL 2016: 164).

Das Netz wechselseitiger interner Bezugnahmen der Online-Kommentare ist stark verschachtelt. Die Quantität hat hier auf den ersten Blick den Vorrang vor der Qualität. So entstehen nach den die jeweilige Kulturgemeinschaft betreffenden Berichten mitunter unendliche Listen von Kommentaren, deren sprachliches Niveau oft der Alltagssprache entspricht. Fehler in der Rechtschreibung, Grammatik, Stilistik und Interpunktion sind dabei ein Standardmerkmal von Online-Kommentaren. Einerseits bedeutet das eine mangelnde Kenntnis oder ein gleichgültiger Umgang mit den Schreibregeln bei den Nutzern, andererseits lassen sich permanente Fehler mit den situativen Faktoren der Texthandlungen erklären: ein schnelles Schreibtempo, Emotionalisierung von Inhalten, ein näher unbekannter Empfängerkreis und nicht zuletzt eine inoffizielle Handlungssphäre.

Die Presse- und Online-Kommentare können jedoch durchaus im gleichen Maße ein Wissensprofil eines relevanten Artefaktes prägen und von anderen Medienorganen als politisches, wirtschaftliches und gesellschaftliches Argument

gelten.<sup>7</sup> Dabei müssen einige kontextuelle und textuelle *Parameter* berücksichtigt werden, damit man die pragmatische Relevanz und Wirkung eines Kommentars einschätzen kann:

- *Status des Textproduzenten und Textrezipienten*, d.h. ob ein prominenter Politiker, ein angesehener Journalist oder Laie schreibt. Auf der anderen Seite muss man fragen, wer ein potentieller Empfänger ist, d.h. ein Leserkreis mit einem bestimmten ethno-soziologischen Profil oder eine disperse Öffentlichkeit, wie das z.B. der Fall in allgemein thematischen Online-Portalen ist.
- *Interne Textstruktur* eines Kommentars; hier stellt sich die Frage nach den die Aufmerksamkeit erregenden Überschriften, Anreden, Gruß- und Abschiedsformeln und anderen potentiellen strukturellen Elementen, die die Vermittlung von Informationen systematisieren.
- *Multimodale Elemente* als eine Information oder auch Argumentation unterstützende Avatare, Emoticons, bildliche Symbole, eingebundene Fotos oder verlinkte Videodateien.
- *Diskursive Einbettung* im Sinne von direkten Bezugnahmen zwischen den Kommentaren und mit einer eventuellen Beteiligung eines Bündels von Kommentaren an einem öffentlichen Diskurs.
- *Themenrelevanz des Kommentars* bedeutet einen direkten, indirekten oder ausbleibenden Bezug zum Quellenthema. Demzufolge handelt es sich um die Entwicklung des Hauptthemas und das Vorhandensein von Neben- und Zusatzthemen sowie thematischen Abweichungen.
- *Kommunikative Strategien* geben Aufschluss über intentionale Handlungen (Informieren, Argumentieren, Bewerten etc.), in Kommentaren und sind eine pragmatische Basis für das Herausstellen von anderen linguistischen Phänomenen in Kommentaren.

Diese Parameter von Kommentaren werden im Sinne eines top-down-Verfahrens zusammengestellt und umfassen prototypische, kommunikativ-funktionale Merkmale des Online-Kommentars.

Im Folgenden beziehe ich mich pauschal auf die oben genannten Merkmale, weil im nächsten Schritt vornehmlich kommunikative Strategien in einer Sammlung von Online-Kommentaren fokussiert werden.

---

<sup>7</sup> Nicht selten werden Online-Kommentare von Autoritäten in Twitter als meinungsbildende Aussagen betrachtet und in den traditionellen oder Online-Medien als offizielle Stellungnahmen und Ansichten zitiert.

#### 4. Kommunikative Strategien in Nutzerkommentaren

Um einen Grundriss der kommunikativen Handlungen und der virtuellen Konstituierung einer Online-Öffentlichkeit zu geben, beziehe ich mich auf deutschsprachige Kommentare von Internetnutzern zu einer Online-Nachrichtensendung *Tagesschau* in ihrem Facebook-Profil.



Abb. 1: *Tagesschau* im Online-Modus

Die kurze Online-Berichterstattung, die ein Fragment der Hauptausgabe der *Tagesschau* im Fernsehen darstellt, thematisiert die *Terroranschläge in Paris vom 13. November 2015*. Das Nachrichtenfragment (vgl. Abb. 1) trägt den Titel „Trauer und Ermittlungen in Frankreich“ und vermittelt grundlegende Informationen über den Anschlag, getötete und verletzte Menschen und die Fahndung nach Attentätern. In den sich daran anschließenden Kommentaren zeigen sich diverse Teilthemen, Stellungnahmen und Argumentationen, die im übergeordneten Rahmen der „kommunikativen Strategien“ im Folgenden charakterisiert werden.

##### a) *Informative Strategie*

Sie gilt als Standardmerkmal jedes Textes und auch des Online-Beitrags, obwohl eine unterschiedliche Intensität der *Informationsvermittlung* zu berücksichtigen ist. In den Studien zu größeren Korpora könnte man innerhalb der Informationsvermittlung weitere Parameter annehmen und analysieren, wie z.B. Wahrheitsanspruch oder Themenwechsel der vermittelten Informationen. In dieser

Strategie werden grundlegende Merkmale der Quantität (Menge) und Qualität (Bindung ans Ausgangsthema) in den Vordergrund gestellt.

Für die Informationsmenge lässt sich ein nachfolgendes Beispiel in Abb. 2 anführen. In diesem kurzen Online-Beitrag, der ein Update-Beitrag der *Tagesschau* ist, gibt es allerdings eine geringe Informationsmenge, aber demgegenüber eine hohe Informationsdichte und intensive Bindung an das Ausgangsthema. Das zentrale Themenelement, d.h. die Opfer des Terroranschlags, wird hier aufgegriffen und entfaltet.

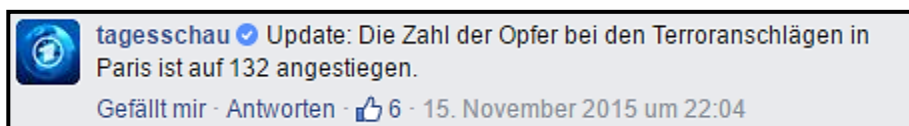


Abb. 2: Update-Beitrag der *Tagesschau* mit der Aktualisierung der Opferzahl



Abb. 3: Nebenthemen

Eine gleiche, themenbezogene Strategie wird in Abb. 3 genutzt, aber das Hauptthema wird um Nebenthemen bereichert, indem ein Internetnutzer zwischen den getöteten zufälligen Menschen und den Tätern als Opfer zu unterscheiden versucht.

Wie ein weiterer Kommentar in Abb. 4 vor Augen führt, können nicht nur Nebenthemen, sondern Zusatzthemen auftreten, die vom inhaltlichen Kern des Hauptthemas entfernt sind, so dass man von einer deutlichen Themenerweiterung sprechen kann.

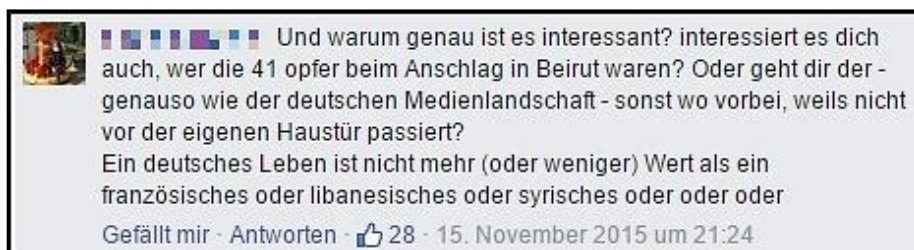


Abb. 4: Zusatzthemen

## b) Multimodale Strategie

Eine intermodale Kohärenz vollzieht sich in vielen Hypertexten. Online-Kommentare folgen auch diesem Trend, obwohl sprachliche Handlungen das strukturell-informative Gerüst bilden. Vor diesem Hintergrund der sprachlichen Dominanz lassen ästhetisierende, d.h. kreative und persuasive Texte schaffen, die ihre Hauptbotschaft entweder im Bild allein oder in einem Wechselverhältnis von Sprache und Bild vermitteln. Dem Beispiel in Abb. 5 entnehmen wir bildliche Emoticons, die durch ihre dreifache Vervielfältigung eine erhöhte Traurigkeit wegen der im Terroranschlag getöteten Personen ausdrücken. Aus intentionaler Sicht ist dieses bildliche Kommunikat ist eine adäquate Handlung, da die Kürze des Ausdrucks und ein gewisses Schweigen zum Terrorakt die verstorbenen Menschen zusätzlich würdigt.<sup>8</sup>

In Abb. 6 verdeutlicht sich schon eine intermodale Kohärenz, indem ein visuelles Symbol der Antiterror-Bewegung mit dem sprachlich konstruierten Inhalt des Online-Beitrags zusammenwirkt. Die sprachlichen Textteile des Kommentars können wir als eine sprachliche Monosemierung des Bildes betrachten, ansonsten hat das visuelle Symbol eine mehrdeutige Bedeutung. Die Textteile wie „Schon unterschrieben?“ oder „Paris: Solidarität mit den Opfern!“ konkretisieren den allgemeinen repräsentativen Bildakt in Richtung eines direktiven, am Appell orientierten Bildaktes (vgl. OPIŁOWSKI 2015: 73ff.). Dadurch erweitert sich auch der Themenkreis, indem bestimmte Zusatzthemen sowohl bildlich als auch sprachlich hinzukommen.



Abb. 5: Visuelle Kommunikation

<sup>8</sup> Erwähnung verdient, dass eine solche Art visueller Kommunikation nicht als Text gelten kann. Für einen (multimodalen) Text ist eine Beteiligung sprachlicher Textteile erforderlich. Allerdings werden diese drei Emoticons in den umfassenden sprachlichen Kontext eingeschrieben, der offensichtlich die Grundlage der Interpretation gibt, aber die ikonischen Symbole können nicht als Text betrachtet werden.



Abb. 6: Ein Antiterror-Symbol mit Zusatzthemen

### c) *Bewertende Strategie*

In den Online-Kommentaren haben wir es mit einer diversen Intensität der oft emotionalen Strategie des Bewertens zu tun. Allerdings lassen sich in Bezug auf Ereignisse, Personen und ihre Kommentare neutrale Bewertungen finden, aber ein negatives oder positives Bewerten wird durch seine Ausdruckskraft besonders sichtbar. In der Handlung des Bewertens können auch Teilhandlungen vorkommen, wie z.B. Beleidigen, Abwerten, Ablehnen oder Loben, Aufwerten, Akzeptieren. In Abb. 7 findet sich ein negatives Bewerten bezüglich des Terroraktes, während sich der Kommentar in Abb. 8 auf den Beitrag eines anderen Nutzers bezieht.



Abb. 7: Negatives Bewerten bezüglich des Ereignisses



Abb. 8: Negatives Bewerten bezüglich eines fremden Nutzerkommentars

### d) *Rhetorische Strategie*

In der rhetorischen Strategie handelt es sich um den Gebrauch von stilistischen Figuren, Phraseologismen, Zitaten und Anspielungen, die als eine spezifische Unterstützung in der Durchsetzung der eigenen Perspektive gelten. So veranschaulicht der Online-Beitrag in Abb. 9 eine Polemik eines Nutzers mit den politischen Ansichten der Bundeskanzlerin Angela Merkel. Der Nutzer negiert allerdings die Flüchtlingspolitik von Merkel, aber ohne Bezüge zu Ansätzen dieser



Politik hätte er eigene Negation nicht entwickeln können. Von Bedeutung ist auch der vom User eingeblendete Link zu Nachrichten mit einem Statement von Merkel.

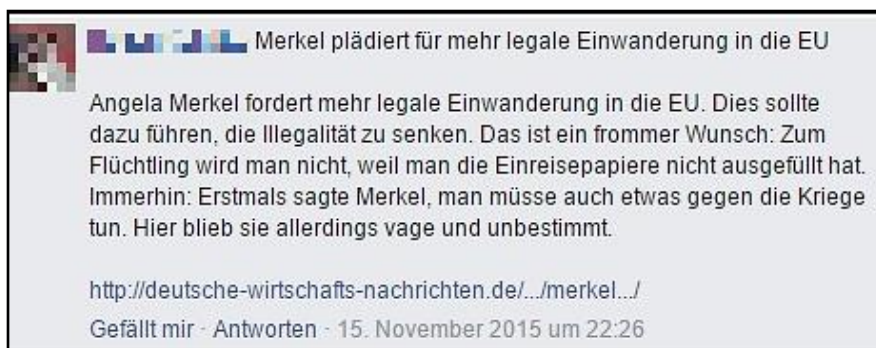


Abb. 9: Bezug zur Stellungnahme von Angela Merkel

#### e) *Argumentative Strategie*

Der grundlegende Weg im Argumentationsverfahren verläuft von einer strittigen Aussage, die sich durch ein Argument in eine unstrittige Aussage wandelt. Argumente gründen sich auf alltagslogische und konventionelle Topoi und haben einen unterschiedlichen Umfang, wenn man ihre sprachliche Vermittlung und die von ihnen betroffenen Wirklichkeitsausschnitte in Rücksicht nimmt (vgl. JANICH 2013: 131ff.). Im Online-Beitrag in Abb. 10 verdeutlicht sich eine alltagslogische Argumentation, die sich auf das Hauptereignis des Terrorangriffs und dessen Einzelheiten bezieht. Das Argument findet sich bei der Phrase „bei so vielen schwerstverletzten“ und funktioniert als Grund für die in der Konklusion geäußerte Folge: „ist nichts gutes zu erwarten“. Oberflächliche und ausgebaute, alltagslogische und konventionelle, am Hautthema orientierte oder von ihm abweichende Argumente können in einem Textteil gemeinsam auftreten und die jeweilige Textbotschaft, je nach der Anwendung und der Überzeugungskraft eines Arguments, entweder glaubwürdig oder (auch im Gegenteil), unwirksam machen.



Abb. 10: Argumentation mit dem alltagslogischen Schlussmuster: Grund und Folge

#### f) *Metakommunikative Strategie*

Die Metakommunikation ist ein der erfolgreichsten Mittel der Persuasion, da sie über die Grenzen der erwarteten Sprachhandlung hinausgeht, das Textziel direkt

darlegt und so das Augenmerk der Rezipienten fesselt. Zum metakommunikativen Inhalt eines Online-Beitrags gehören grundlegende Elemente und Prozesse im Online-Kommentieren: Struktur, Schreibstil und multimodale Textelemente des Online-Beitrags, Haupttextes oder des jeweiligen Diskurses. Genauso können kommunikative Prozesse, wie z.B. einzelne Handlungen, metakommunikativ kommentiert werden, wie Abb. 11 und Abb. 12 dies verdeutlichen. In Abb. 11 setzt sich ein Nutzer mit der Qualität der Berichterstattung auseinander und referiert somit auf ihre Informationsdichte. Aus dem weiteren Beispiel in Abb. 12 geht ein metakommunikatives Hinweisen auf zwei kommunikative Strategien hervor: Argumentieren und Beleidigen. Das bewertende Beleidigen wird als Mangel an überzeugenden Argumenten nahegelegt. In gewisser Hinsicht kann das Metakommunizieren als Sonderform der Argumentation aufgefasst werden, denn metakommunikativ genannte Artefakte des Textes und Kontextes beweisen Praxiswissen, Kenntnis der Verhaltensregeln und der kommunikativen Textprozesse und ergeben sich auf diese Weise als Vermittler der Glaubwürdigkeit und Akzeptanz.



Abb. 11: Metakommunikativer Bezug zum Stil der Berichterstattung



Abb. 12: Metakommunikativer Bezug zur Argumentation und Beleidigung

## 5. Schlussfolgerungen und Ausblick

Die Schilderung der kommunikativen Strategien in Online-Beiträgen versteht sich als eine sprachliche und multimodale Handlungsbasis, die in der jeweiligen onlinebasierten Textsorte entsprechend zu entwickeln ist. Obwohl der übergeordnete mediale Rahmen des Internets dasselbe ist, ändern sich stets die handelnden alternativen Öffentlichkeiten (*communities*), Textziele und -inhalte sowie Kulturräume. Mehr noch: In den „kommentarartigen“ Online-Textsorten, wie z.B. Käuferurteile, Kundenbeschwerden oder Bücherrezensionen, müssen primäre kommunikative Strategien auf ihre Dominanz in dem jeweiligen Online-Diskurs überprüft und spezifische Teilhandlungen festgestellt werden.

Alternative Öffentlichkeiten bilden eine Diskussionssphäre. Ein solcher Kommunikationsraum hängt stark von außertextuellen Faktoren sowie von der

Struktur und dem thematischen Profil eines sozialen Netzwerkes ab. Deswegen sind auch den anfangs vorgeschlagenen Merkmalen eines prototypischen Kommentars andere, aktuelle Merkmale hinzuzufügen, um einen kommunikativ-funktionalen Rahmen der Textsorte Online-Kommentar für ein bestimmtes Untersuchungsziel zu erstellen. Von Bedeutung ist ein permanentes Ineinandergreifen der kommunikativen Strategien, dass im Hinblick auf die Kürze der meisten oben dokumentierten Online-Beiträge umso mehr überrascht.

Einige der untersuchungswürdigsten Ziele in der Meinungsäußerung in sozialen Netzwerken ist m.E. der *Wissenstransfer*, d.h. Einfluss der virtuellen Wissensprofile auf reale Artefakte in der Öffentlichkeit und die Beobachtung, wie sich eine alternative Öffentlichkeit auf die Handlungs- und Denksphäre einer Kulturgemeinschaft auswirkt.

Eine weitere Möglichkeit für eine Analyse von umfassenden Online-Diskursen bietet sich im *Kontrastieren* von kulturell verschiedenen Aussagen in einem sozialen Netzwerk an. Dies ist insofern legitim, weil führende Tageszeitungen, Special-Interest-Zeitschriften, Fernsehprogramme und nicht zuletzt soziale Netzwerke häufig äquivalente landesspezifische Versionen haben, in denen die kommunikative Aktivität einer *community of practice* im *interkulturellen Focus* miteinander verglichen werden kann. Ein *tertium comparationis* ist dementsprechend aufgrund der äquivalenten und globalen Online-Kommunikation gegeben und umso mehr sind hier Studien zu einem Kommunikationsaspekt, d.h. zu einem engen *tertium comparationis* wünschenswert.

## Literaturverzeichnis

- BAECHLER, C./ ECKKRAMMER, E.M./ MÜLLER-LANCÉ, J./ THALER, V. [Hg.] (2016), *Medienlinguistik 3.0 – Formen und Wirkung von Textsorten im Zeitalter des Social Web*. Berlin.
- BUBENHOFER, N./SPIEB, C. (2012), Zur grammatischen Oberflächenstruktur von Kommentaren. Eine korpuslinguistische Analyse typischer Sprachgebrauchsmuster im kontrastiven Vergleich. In: GRÖSSLINGER, CH./ HELD, G./ STÖCKL, H. [Hg.], *Presstextsorten jenseits der ‚News‘. Medienlinguistische Perspektiven auf journalistische Kreativität*. Frankfurt a. M. u.a. 85-105.
- BUCHER, H.-J. (2010), Multimodalität – eine Universalie des Medienwandels: Problemstellungen und Theorien der Multimodalitätsforschung. In: BUCHER, H.-J./ GLONING, T./ LEHNEN, K. [Hg.], *Neue Medien – neue Formate. Ausdifferenzierung und Konvergenz in der Medienkommunikation*. Frankfurt/New York. 41-79.
- DEMARMELS, S. (2015), Alles ist Kommentar. Die Hybridisierung von journalistischen Textsorten mit bewertenden Elementen. In: HAUSER, S./ LUGINBÜHL, M. [Hg.], *Hybridisierung und Ausdifferenzierung. Kontrastive Perspektiven linguistischer Medienanalyse*. Bern u.a. 143-159.

- FRAAS, C./ MEIER, S./ PENTZOLD, CH. (2013), Zur Einführung: Perspektiven einer interdisziplinären transmedialen Diskursforschung. In: FRAAS, C./ MEIER, S./ PENTZOLD, CH. [Hg.], *Online-Diskurse. Theorien und Methoden transmedialer Online-Diskursforschung*. Köln. 7-34.
- GERHARDS, J./ NEIDHARDT, F. (1990), *Strukturen und Funktionen moderner Öffentlichkeit. Fragestellungen und Ansätze*. Berlin.
- HAUSER, S./ LUGINBÜHL, M. (2011), Medientexte zwischen Globalisierung und Lokalisierung. Raumkonstitution aus Sicht der kontrastiven Medienanalyse. In: SCHÄFER, P./ SCHOWALTER, CH. [Hg.], *In mediam linguam. Mediensprache – Redewendungen – Sprachvermittlung*. Landau. 73-93.
- HAUSER, S./ LUGINBÜHL, M. (2015), Hybridisierung und Ausdifferenzierung – Einführende begriffliche und theoretische Anmerkungen. In: HAUSER, S./ LUGINBÜHL, M. [Hg.], *Hybridisierung und Ausdifferenzierung. Kontrastive Perspektiven linguistischer Medienanalyse*. Bern u.a. 7-30.
- HAUSER, S./ OPIŁOWSKI, R./ WYSS E. L. [Hg.] (2017), *Alternative Öffentlichkeiten. Soziale Medien zwischen Partizipation, Sharing und Vergemeinschaftung*. Bielefeld (im Erscheinen).
- JANICH, N. (2013), *Werbepsprache. Ein Arbeitsbuch*. Tübingen.
- KLEMM, M./ STÖCKL, H. (2011), „Bildlinguistik“ – Standortbestimmung, Überblick, Forschungsdesiderate. In: DIEKMANN-SHENKE, H./ KLEMM, M./ STÖCKL, H. [Hg.], *Bildlinguistik. Theorien – Methoden – Fallbeispiele*. Berlin. 7-18.
- LENK, H.E.H. (2005), Form und Funktion von Kommentarüberschriften in deutsch-, finnisch- und englischsprachigen Tageszeitungen. In: LENK, H.E.H./ CHESTERMAN, A. [Hg.], *Presstextsorten im Vergleich – Contrasting Text Types in the Press*. Hildesheim u.a. 159-184.
- LENK, H.E.H. (2016), Zur Entwicklung des Projektes Persuasionsstile in Europa und des Helsinker Kommentarkorpus. In: LENK, H.E.H. [Hg.], *Persuasionsstile in Europa II. Kommentartexte in den Medienlandschaften europäischer Länder*. Hildesheim u.a. 7-20.
- LUGINBÜHL, M. (2016), Nutzergenerierte Inhalte in Zeitungen: „Bürgerjournalismus“ oder „Billigcontent“. In: BAECHLER, C./ ECKKRAMMER, E.M./ MÜLLER-LANCÉ, J./ THALER, V. [Hg.], *Medienlinguistik 3.0 – Formen und Wirkungen von Textsorten im Zeitalter des Social Web*. Berlin. 157-177.
- NEUMANN-BRAUN, K./ AUTENRIETH, U.P. (2011), Soziale Beziehungen im Web 2.0 und deren Visualisierung. In: NEUMANN-BRAUN, K./ AUTENRIETH, U.P. [Hg.], *Freundschaft und Gemeinschaft im Social Web. Bildbezogenes Handeln und Peergroup-Kommunikation auf Facebook und Co*. Baden Baden. 9-30.
- OPIŁOWSKI, R. (2015), *Der multimodale Text aus kontrastiver Sicht. Textdesign und Sprache-Bild-Beziehung in deutschen und polnischen Presstexten*. Wrocław-Dresden.
- RUNKEHL, J. (2012), Vom Web 1.0 zum Web 2.0. In: SIEVER, T./ SCHLOBINSKI, P. [Hg.], *Entwicklungen im Web 2.0. Ergebnisse des III. Workshops zur linguistischen Internetforschung*. Frankfurt a. M. u.a. 9-24.

- SCHMIDT, J.-H. (2013), Onlinebasierte Öffentlichkeiten: Praktiken, Arenen und Strukturen. In: FRAAS, C./ MEIER, S./ PENTZOLD, CH. [Hg.], *Online-Diskurse. Theorien und Methoden transmedialer Online-Diskursforschung*. Köln. 35-56.
- STÖCKL, H. (2016), Multimodalität im Zeitalter des Social Web: Eine forschungsmethodische Skizze. In: BAECHLER, C./ ECKKRAMMER, E.M./ MÜLLER-LANCÉ, J./ THALER, V. [Hg.], *Medienlinguistik 3.0 – Formen und Wirkungen von Textsorten im Zeitalter des Social Web*. Berlin. 21-30.

**Aldona Sopata**

Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu

## Referenzielle Nullargumente im Erstspracherwerb

### 1. Einführung

Die Sprachverwendung verlangt vom Sprecher, phonologische, morphologische, syntaktische und pragmatische Informationen zu integrieren. Die Wahl der Form der referentiellen Argumente ist einer der Sprachbereiche, die an der Schnittstelle zwischen Syntax, Pragmatik und Diskurs liegen. Die Untersuchung unterschiedlicher Formen der Argumentrealisierungen kann uns einen Einblick in den Mechanismus der Koordination von syntaktischen und pragmatischen Informationen gewähren. Der Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Studie sind daher die referenziellen Nullargumente und zwar insbesondere die Nullobjekte sowie die Dynamik ihrer Entwicklung während des Erstspracherwerbs.

Referenzielle Argumente können in mehreren Sprachen als Nullargumente realisiert werden. Als referenzielle Nullargumente werden Satzglieder verstanden, deren Referenz bestimmt werden kann, die jedoch ausgelassen werden, d.h. sie werden phonetisch nicht realisiert.

(1) Person 1: *Was hast du mit dem Kuchen gemacht?*

Person 2:

(1a) *Ich habe den Kuchen/ihn gegessen.*

(1b) *\_ hab ich gegessen.*

Auf die Frage der Person 1 im Beispiel 1 kann ihr Gesprächspartner mit einer Äußerung antworten, die eine volle Nominalphrase (NP) oder ein Pronomen enthält (siehe 1a). Eine mögliche Alternative ist jedoch auch in 1b zu sehen. In der Äußerung wird das Objekt phonetisch nicht realisiert, aber seine Referenz kann bestimmt werden. Wir haben hier mit einem Nullobjekt zu tun.

Die Möglichkeit des Gebrauchs der Nullargumente unterliegt einigen pragmatischen und syntaktischen Einschränkungen. Die Bedingungen, unter denen es möglich ist, Argumente als Null zu realisieren, können von Sprache zu Sprache unterschiedlich sein.

## 2. Referenzielle Nullargumente in der Erwachsenensprache

### 2.1 Pragmatische Faktoren

Referenzielle Argumente werden als unterschiedliche Formen realisiert, die von indefiniten Nominalphrasen über definite Nominalphrasen (NP) und Pronomen bis hin zu Nullargumenten reichen.

GUNDEL u.a. (1993) schlagen eine Hierarchie vor, in der die Möglichkeiten des kognitiven Status eines referentiellen Ausdrucks geordnet werden, der die Wahl der entsprechenden Form in hohem Grade determiniert (siehe Tabelle 1).

Tabelle 1 *Givenness*-Hierarchie (GUNDEL u.a. 1993)

*in focus* > *activated* > *familiar* > *uniquely identifiable* > *referential* > *type identifiable*  
**In Fokus > Aktiviert > Vertraut > Identifizierbar > Referentiell > Typ-Identifizierbar**

Jeder kognitive Status ist nach GUNDEL u.a. (1993) eine notwendige und ausreichende Bedingung für den Gebrauch einer gegebenen Form, wie beispielsweise die definite NP, die indefinite NP, das Pronomen oder die Nullform. Mehrere Faktoren beeinflussen den kognitiven Status eines Referenten, wie beispielweise die Stelle des Arguments in der Gegebenheitshierarchie, die Salienz des Diskursreferenten oder seine visuelle Präsenz. Wenn ein Argument im Kopf des Sprechers aktiviert ist, dann kann es als Nullargument realisiert werden.

Sowohl im Deutschen als auch im Polnischen muss das Objekt auch den kognitiven Status des vertrauten Arguments haben, d.h. es muss im Kopf des Sprechers aktiviert werden, um als Nullobjekt realisiert werden zu können. Die Aktivierung des Arguments kann durch seine Erwähnung in der Äußerung des Gesprächspartners erfolgen (siehe Beispiel 1 oben fürs Deutsche und Beispiel 2 fürs Polnische).

- (2) Person 1: *Co zrobiłaś z ciastem?*  
 ‘Was hast du mit dem Kuchen gemacht?’  
 Person 2: *Zjadłam \_.*  
 Ich habe \_gegessen.  
 ‘Ich habe den Kuchen gegessen.’

Wenn das Argument im Kopf der Gesprächspartner nicht aktiviert ist, dann kann kein Nullobjekt verwendet werden (siehe Beispiel 3),

- (3) Person 1: *Co zrobiłaś?*  
 ‘Was hast du gemacht?’  
 Person 2: *\*Zjadłam \_.*  
 ‘Ich habe \_gegessen.’

Die Aktivierung des Arguments kann im Polnischen nicht nur durch die Erwähnung im vorhergehenden Diskurs sondern auch durch den situativen Kontext erfolgen (siehe Beispiel 4),

(4) Person 1: *Co z tym?*

‘Was damit?’

(der Sprecher deutet auf einen leeren Teller hin, wo vorher ein Kuchen lag)

Person 2: *Jan zjadł \_.*

Jan hat \_ gegessen.

‘Jan hat den Kuchen gegessen.’

## 2.2 Syntaktische Faktoren

Die Form der referentiellen Argumente wird im hohen Maße auch durch die syntaktischen Eigenschaften der Einheiten determiniert. Nach HUANG (1984), HOLMBERG (2005) und SIGURDSSON (2011) kann man von drei Klassen von Nullargumenten in der Hinsicht reden:

- Nullargumente, die kongruenzbedingt sind, weil sie mit der Subjekt-Verb oder Objekt-Verb-Kongruenz verbunden sind, wie beispielsweise Nullsubjekte in romanischen Sprachen und im Polnischen oder Nullobjekte in Pashto;
- Nullargumente, die von der Topik-Position konditioniert werden, weil sie nur am Satzanfang vorkommen können, wo in der Satzstruktur hervorgehobenen Elemente auftauchen, wie beispielsweise Nullsubjekte und Nullobjekte im Deutschen;
- Nullargumente, die satzextern bedingt sind, wie beispielsweise Nullsubjekte oder Nullobjekte im Chinesischen und Nullobjekte im Polnischen.

Im Deutschen sind die Nullargumente an die Topik-Position gebunden. Das Objekt in Form einer vollen NP oder eines Pronomens kann sowohl im Satzinneren als auch in der sog. Topik-Position, d.h. am Satzanfang vorkommen (siehe 5a und 5b). Wenn das Objekt als Nullobjekt realisiert wird, kann es sich nur am Satzanfang, in der sog. Topik-Position, befinden (siehe 5c). Im Satzinneren kann das Objekt nicht als Nullform realisiert werden, auch wenn es im Kopf des Hörers aktiviert ist, weil es in der vorausgehenden Frage vorgekommen ist (siehe 5d).

(5) Person 1: *Was hast du mit dem Kuchen gemacht?*

Person 2:

(5a) *Ich habe den Kuchen/ihn gegessen.*

(5b) *Den Kuchen/Ihn hab ich gegessen.*

(5c) *\_ hab ich gegessen.*

(5d) *\*Ich habe \_ gegessen.*



Die syntaktischen Einschränkungen im Polnischen (siehe MYKHAYLYK/ SOPATA 2015) unterscheiden sich aber deutlich von denen im Deutschen. Die Objekte können im Polnischen auch im Satzinneren ausgelassen werden (siehe Beispiel 6).

(6) Person 1: *Co zrobiłaś z ciastem?*

‘Was hast du mit dem Kuchen gemacht?’

Person 2: *Wczoraj zjadłam \_.*

gestern habe gegessen\_.

‘Ich habe den Kuchen gestern gegessen.’

Die Nullobjekte sind also im Polnischen nicht an die Topik-Position gebunden, sondern satzextern bedingt. Sie werden durch den Diskurs interpretiert.

### 2.3 Mechanismen der Referenzfestlegung der Argumente

Mehrere Forscher nehmen an, dass pragmatische und diskursbedingte Merkmale der Äußerungen ihre Widerspiegelung in der Syntax finden (SIGURDSSON 2004, SPEAS 2004, HAEGEMAN/ HILL 2013 u.a.). Während der Satzverarbeitung werden alle Merkmale der sprachlichen Elemente mit der Berücksichtigung des Diskurses und des pragmatischen Kontexts gewertet. Der Mechanismus der Referenzfestlegung der Argumente kann nach in zwei Stufen eingeteilt werden: Referenzsuche durch Kontextdurchsuchung und C/edge-Verbindung. Der Begriff der C/edge-Verbindung wurde von SIGURDSSON (2011) eingeführt, der annimmt, dass die Referenz aller definiten Argumente in der sog. C-Domäne festgelegt wird, die als Syntax/Diskurs/Pragmatik-Schnittstelle fungiert. Alle definiten Argumente, sowohl die, die phonetisch realisiert werden als auch die Nullargumente, müssen nach SIGURDSSON (2011) an einen sog. C/edge-Binder gebunden sein. Wenn das Objekt im Kopf des Gesprächspartners nicht aktiviert wird, wird die Referenz des Arguments durch freie Kontextdurchsuchung festgelegt (siehe Beispiel 7)

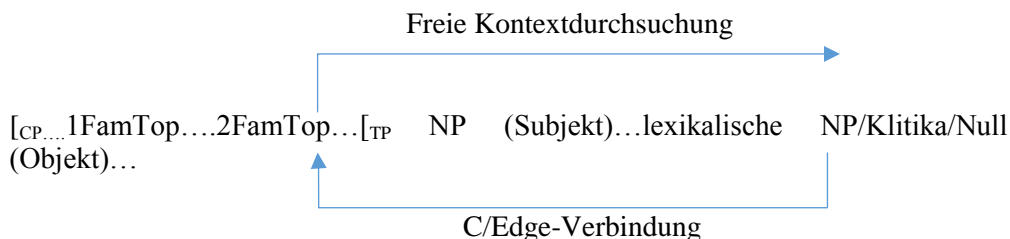
(7) Peter hat einen Kuchen gegessen.

Freie Kontextdurchsuchung →

[CP.....[TP NP (Subjekt)....lexikalische NP (Objekt)...

Wenn das Objekt im Kopf des Gesprächspartners aktiviert wird, dann ist es als zweites Topik des Satzes zu sehen (vgl. GIVON 1984: 169-171). Die Festlegung seiner Referenz erfolgt dann in zwei Stufen. Siehe Beispiel 8:

- (8) Person 1: *Co Piotr zrobił z ciastem?*  
 ‘Was hat Peter mit dem Kuchen gemacht?’  
 Person 2: *Zjadł \_.*  
 hat gegessen \_.  
 ‘Er hat den Kuchen gegessen.’



Die Mechanismen der Referenzfestlegung der Argumente werden in Tabelle 2 zusammengefasst.

Tabelle 2 Mechanismen der Referenzfestlegung der Argumente

Argument	Definite NP, Pronomen, Nullargumente	Indefinite NP
Mechanismen der Referenzfestlegung	C/edge-Verbindung + Freie Kontextdurchsuchung	Freie Kontextdurchsuchung

### 3. Nullobjekte im Erwerb des Deutschen als Erstsprache

Die Koordination von syntaktischen und pragmatischen Aspekten der Sprache ist eine Herausforderung für Kinder, die Sprache erst erwerben und die relevanten Mechanismen entdecken müssen. Die noch nicht perfekte Meisterung der Phänomene an der Schnittstelle Syntax-Diskurs-Pragmatik führt oft zu Auslassungen von obligatorischen morpho-syntaktischen Elementen. Die Nullelemente, die in der Sprache kleiner Kinder anzutreffen sind, können nicht vorbehaltlos den Nullargumenten in der Erwachsenensprache gleichgesetzt werden. Um eine Hypothese über die Natur der Nullelemente in der Sprache der Kinder aufzubauen, muss man ihre Distribution detailliert untersuchen.

HAMANN (1996: 180) hat in ihrer Studie den Gebrauch der Nullobjekte im Erwerb des Deutschen untersucht. Das erste von Hamann untersuchte Kind – Christoph – wurde vom Alter 3;4 bis zum Alter 3;7 und das zweite – Elisa vom Alter 3;1 bis zum Alter 3;4 aufgenommen. Die Aufnahmen wurden von der Autorin in vier Entwicklungsstufen zusammengefasst (vgl. HAMANN 1996: 174). Die Tabellen 3 und 4 stellen die Anzahl von Nullobjekten in den Daten von Christoph und Elisa in vier Phasen (P1-P4) dar, die von Hamann identifiziert worden sind.

Tabelle 3 Nullobjekte in den Daten von Christoph (nach HAMANN 1996)

Zeit	Nullobjekte in der Topik-Position	Nullobjekte in der Nicht-Topik-Position
P1	28,5%	2,7%
P2	44,4%	2,5%
P3	31,8%	1,3%
P4	50,0%	5,0%

Tabelle 4 Nullobjekte in den Daten von Elisa (nach HAMANN 1996)

Zeit	Nullobjekte in der Topik-Position	Nullobjekte in der Nicht-Topik-Position
/P1	28,5%	2,3%
P2	13,0%	0,5%
P3	42,0%	1,6%
P4	20,0%	1,5%

Die Tabellen zeigen, dass Kinder, die Deutsch erwerben, häufig von der Möglichkeit Gebrauch machen, Nullobjekte in der Topik-Position zu benutzen. Solche Nullformen sind als normgerecht zu betrachten, da solche Strukturen auch in der Erwachsenensprache vorkommen. Darüber hinaus lassen die Deutsch erwerbenden Kinder aber auch Objekte in der Nicht-Topik-Position aus, in der die Erwachsenensprache keine Nullobjekte zulässt. Die Anzahl dieser Nullelemente ist jedoch niedrig.

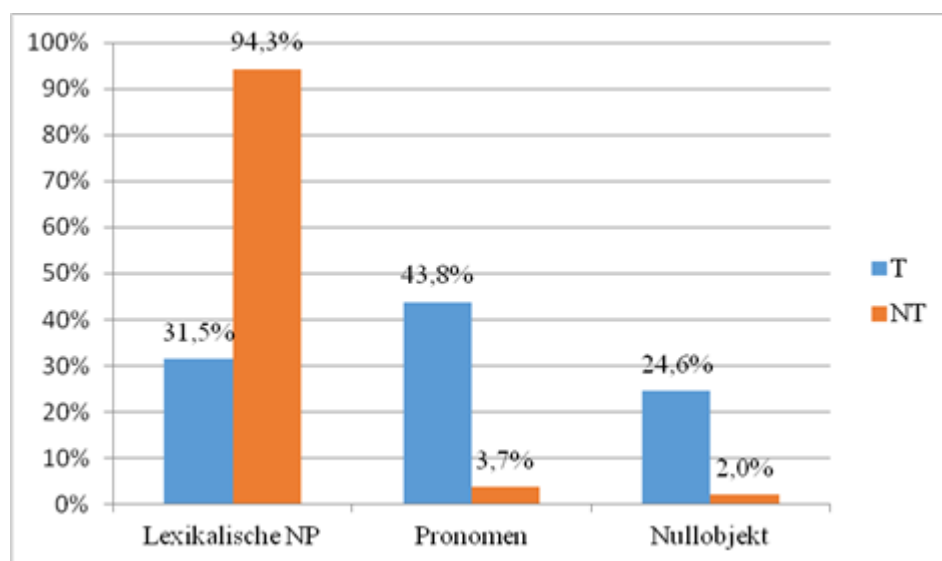
#### 4. Nullobjekte im Erwerb des Polnischen als Erstsprache

Bei der Untersuchung der Nullobjekte im Erwerb des Polnischen als Erstsprache steht nicht die Erforschung des Vorkommens der Nullelemente in der Satzstruktur im Vordergrund, da Polnisch die Nullobjekte in allen Positionen im Satz zulässt. Die

Studie von SOPATA (2016) konzentriert sich auf die Untersuchung des Auftauchens der Nullelemente unter zwei Bedingungen, im Kontext, in dem das Objekt das zweite Topik im Satz ist und im Kontext, in dem das Objekt nicht das Topik ist. Im ersten Fall kann das Objekt in der Erwachsenensprache als lexikalische NP, Pronomen oder Nullobjekt realisiert werden. Im zweiten Fall muss das Objekt in Form der lexikalischen NP vorkommen, sonst könnte seine Referenz nicht festgelegt werden.

In der Abbildung 1 sind die Daten zur Erwachsenensprache Polnisch zu sehen. Man kann der Abbildung entnehmen, dass erwachsene Sprecher des Polnischen unter experimentellen Bedingungen gemäß der Erwartungen im Topik-Kontext (T) von allen drei Möglichkeiten Gebrauch machen. Erwachsene haben 31,5 % lexikalische NP, 43,8% Pronomen und 24,6% Nullobjekte im Topik-Kontext benutzt. In dem Nicht-Topik-Kontext (NT) haben die Erwachsenen dafür 94,3% lexikalische NP gebraucht.

Abb. 1 Gebrauch der Objekte durch erwachsene Polnischsprecher



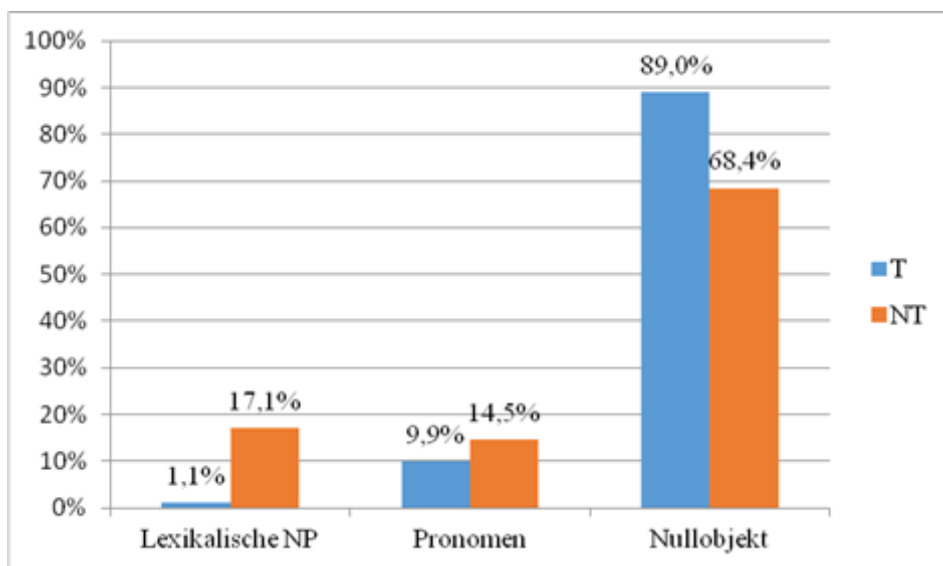
Dasselbe Experiment wurde bei den Kindern durchgeführt, die Polnisch als ihre Erstsprache erwerben. Die genauen Angaben zur Anzahl der Kinder, ihrem Alter und Geschlecht sind in der Tabelle 5 enthalten.

Tabelle 5 Angaben zu Kindern, die Polnisch als ihre Erstsprache erwerben

	Anzahl	Alter	Durchschnittsalter	Mädchen	Jungen
3-jährige	12	3;1-3;9	3;4	7	5
4-jährige	12	4;1-4;9	4;4	5	7

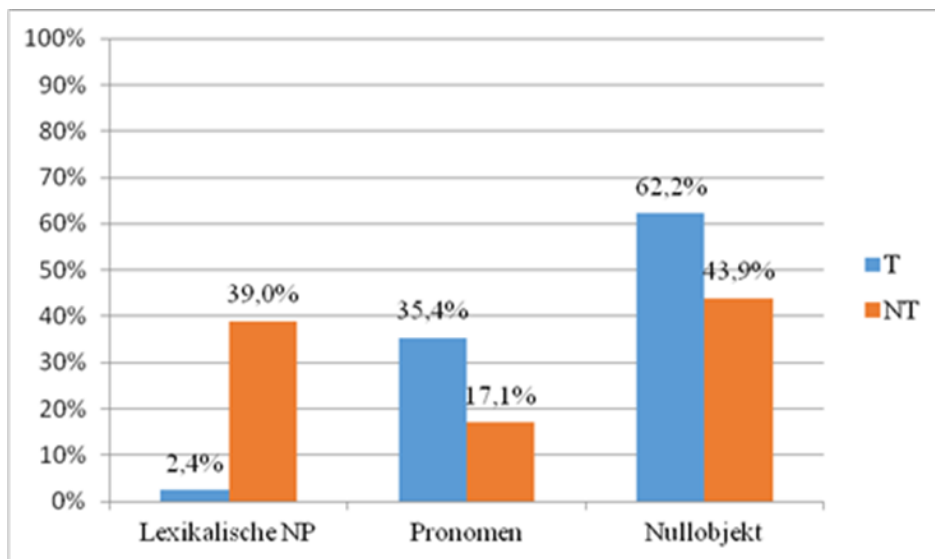
Die Ergebnisse der Kinder unterscheiden sich von denen der erwachsenen Sprecher des Polnischen im hohen Maße. Wie man das der Abbildung 2 entnehmen kann, gebrauchen die 3-jährigen Kinder die Nullelemente in beiden Kontexten, d.h. sowohl im Kontext, in dem das Objekt das zweite Topik im Satz ist (T) als auch im Kontext, in dem das Objekt nicht das Topik ist (NT), am häufigsten. Im Topik-Kontext benutzen die 3-jährigen Kinder 89% Nullelemente und im Nicht-Topik-Kontext, in dem Erwachsene fast nie Nullobjekte gebrauchen, benutzen die 3-jährigen 68,4% Nullelemente.

Abb. 2 Gebrauch der Objekte durch 3-jährige Kinder



Der Gebrauch der Objekte durch 4-jährige Kinder, die Polnisch als ihre Erstsprache erwerben, unterscheidet sich auch stark von dem der Erwachsenen und ist mit dem Schema der jüngeren Kinder vergleichbar. Wie man es der Abbildung 3 entnehmen kann, gebrauchen die 4-jährigen die Nullelemente in beiden Kontexten am häufigsten. Im Topik-Kontext benutzen die 4-jährigen 62,2% Nullelemente und im Nicht-Topik-Kontext benutzen sie 43,9% Nullelemente. Die Anzahl ist zwar niedriger als die Anzahl der Nullelemente bei den 3-jährigen, aber viel höher als die entsprechende Zahl in den Daten der Erwachsenen (2%).

Abb. 3 Gebrauch der Objekte durch 4-jährige Kinder



Die Studie zeigt, dass sich der Gebrauch der Nullelemente durch die Kinder, die Polnisch als ihre Erstsprache erwerben, von dem der erwachsenen Sprecher des Polnischen stark unterscheidet.

## 5. Interpretation der Ergebnisse

Mehrere Erklärungen für Nullargumente in der Sprache der Kinder sind in den letzten Jahren entstanden. Ein Teil der Erklärungen für die Nullobjekte, die im Laufe des Spracherwerbs auftauchen, verbinden das Fehlen der obligatorischen Objekte in der Sprache der Kinder mit unterschiedlichen Einschränkungen des Kognitionssystems der Kinder oder mit den Unterschieden zwischen ihren mentalen Grammatiken und denen der Erwachsenen auf verschiedenen Ebenen. Hypothesen, die eine syntaktische Erklärung der Argumentauslassungen suchen, verbinden sie meistens mit der Verarbeitungskomplexität der klitischen Elemente (z.B. HAMANN u.a. 1996, GRÜTER 2006, GAVARRO, TORRENS/ WEXLER 2010, GRÜTER/ CRAGO 2012). Die Hypothesen, die die pragmatischen Aspekte als Grund für das Phänomen der Nullelemente sehen, verbinden die Auslassungen mit unterschiedlichen Diskurseigenschaften (HUGHES/ ALLEN 2013, MATTHEWS/ LIEVEN/ THEAKSTON/ TOMASELLO 2006). Einen Überblick über die unterschiedlichen Hypothesen kann man in CASTILLA/ PEREZ-LEROUX (2010) oder in GAVARRO u.a. (2010) finden.

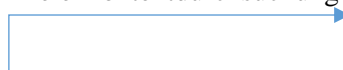
Bei der Interpretation der Ergebnisse der Untersuchung der Kinder, die Polnisch erwerben, muss die Tatsache berücksichtigt werden, dass die Kinder die Referenz der Argumente nicht auf die gleiche Art wie die Erwachsenen festlegen. Der Unterschied kann nicht auf die syntaktische Verarbeitungskomplexität der klitischen Elemente zurückgeführt werden, weil die von den Autoren des Ansatzes

vorgeführten Argumente aus den romanischen Sprachen für Polnisch nicht zutreffen. Die Studie zeigt ja, dass während des Erwerbs des Polnischen nicht Klitika sondern lexikalische Nominalphrasen am häufigsten ausgelassen werden.

Die Ergebnisse der Untersuchung des Gebrauchs der Nullelemente im Erwerb des Polnischen zeugen davon, dass die kleinen Kinder die Referenz aller Argumente durch die freie Kontextdurchsuchung festlegen und den Prozess der C/edge-Verbindung oft überspringen. Im Gegensatz zu den Erwachsenen, die die Nullobjekte nur in den Topik-Kontexten verwenden, gebrauchen die Kinder ihre Nullelemente auch in den Nicht-Topik-Kontexten. Das zeigt, dass die Nullelemente der Kinder nicht den Nullobjekten der Erwachsenen gleichzusetzen sind. Die Nullelemente, die von den Kindern in der Objektposition eingesetzt werden, werden durch freie Kontextdurchsuchung interpretiert (siehe Beispiel 9)

(9)

Freie Kontextdurchsuchung



[CP...1FamTop...[<sub>TP</sub> NP (Subjekt)... lexikalischeNP/Klitika/Nullelement (Objekt)...

Die Ergebnisse der Untersuchung des Gebrauchs der Nullobjekte durch Kinder, die Deutsch als ihre Erstsprache verwenden, sind nicht direkt mit der Studie zum Gebrauch der Nullobjekte im Erwerb des Polnischen vergleichbar, da sich beide Studien unterschiedlicher Methodologie bedienen. Die experimentellen Daten können nicht genauso wie die Daten aus einer longitudinalen Studie betrachtet werden. Es ist anzunehmen, dass die Kinder, die Deutsch erwerben, auch die freie Kontextdurchsuchung übergeneralisieren und die Nullelemente in Nicht-Topik-Kontexten benutzen. Auf Grund der bisherigen Studien zum Erwerb des Deutschen kann jedoch diese Hypothese nicht verifiziert oder falsifiziert werden.

Die im Abschnitt 3 vorgestellte Studie von Hamann zeigt jedoch, dass die Kinder, die Deutsch erwerben, ziemlich schnell die syntaktischen Bedingungen für den Gebrauch der Nullobjekte verwenden. Die in der Erwachsenensprache nicht vorkommenden Nullobjekte in der Nicht-Topik-Position tauchen auch bei den Kindern fast nie auf. Die Tatsache zeugt davon, dass der Erwerb des Unterschieds zwischen der Topik- und der Nicht-Topik-Position allein keine große Schwierigkeit für die Kinder darstellt. Es ist eher der Fall, dass die Syntax-Diskurs-Schnittstelle, in der der Mechanismus der Referenzfestlegung der Argumente zu platzieren ist, Probleme den Kindern bereitet, was die Studie zum Erwerb des Polnischen gezeigt hat.

## 6. Schlussfolgerungen

Die Berücksichtigung der Ergebnisse der Untersuchungen zur Dynamik der Entwicklung der Nullargumente während des Erstspracherwerbs unterschiedlicher Sprachen ermöglicht einen besseren Einblick in die Natur der Nullelemente. Die

Erforschung des Gebrauchs der Nullobjekte in der Sprache der Kinder, die Polnisch erwerben, hat gezeigt, dass die Nullelemente in der Sprache der kleinen Kinder durch Diskurs, und zwar insbesondere durch freie Kontextdurchsuchung, und nicht durch syntaktische Operationen interpretiert werden, wie das in der Erwachsenensprache zu sein scheint. Die Untersuchung des Gebrauchs der Nullelemente in der Sprache der Kinder, die Deutsch erwerben, hat dafür gezeigt, dass die syntaktischen Faktoren, die die Nullargumente bedingen, relativ schnell erworben werden.

Die Untersuchungen zur ontogenetischen Entwicklung grammatischer Strukturen in unterschiedlichen Sprachen können einmalige Informationen über die Sprache selbst liefern. Sie können auch Rückschlüsse auf die Struktur der menschlichen Kognition gewähren. Damit wir über ein fundiertes Wissen über unser Sprachverarbeitungsmechanismus verfügen können, müssen mehrere Erkenntnisse aus unterschiedlichen Sprachen verglichen werden.

### Literaturverzeichnis

- CASTILLA, A./ PÉREZ-LEROUX, A. (2010), Omissions and substitutions in Spanish object clitics: Developmental optionality as a property of the representational system. In: *Language Acquisition* 17. 2-25.
- GAVARRÓ, A./ TORRENS, V./ WEXLER, K. (2010), Object clitic omission: two language types. In: *Language Acquisition* 17. 192-219.
- GIVON, T. (1984), *Syntax. A Functional-Typological Introduction*. Volume 1. Amsterdam.
- GRÜTER, T. (2006), *Object clitics and null objects in the acquisition of French*. Dissertation. Montréal.
- GRÜTER, T./ CRAGO, M. (2012), Object clitics and their omission in child L2 French: The contributions of processing limitations and L1 transfer. In: *Bilingualism: Language and Cognition* 15. 531-549.
- GUNDEL, J./ HEDBERG, N./ ZACHARSKI, R. (1993), Cognitive status and the form of referring expressions in discourse. In: *Language* 69 (2). 274-307.
- HAEGEMAN, L./ HILL, V. (2013), The syntacticization of discourse. In: FOLI R./ SEVDALI CH./ TRUSWELL R. [Hg.], *Syntax and its Limits*. Oxford Scholarship Online. DOI: 10.1093/acprof:oso/9780199683239.001.0001
- HAMANN, C. (1996), Null arguments in German child language. In: *Language Acquisition* 5. 3. 155-208.
- HAMANN, C./ RIZZI, L./ FRAUENFELDER, U. (1996), On the Acquisition of Subject and Object Clitics in French. In: CLAHSSEN H. [Hg.], *Generative Approaches to Language Acquisition*. Amsterdam. 309-334.
- HOLMBERG, A. (2005), Is there a little pro? Evidence from Finnish. In: *Linguistic Inquiry* 36. 533-564.
- HUANG, C.-T.J. (1984), On the distribution and reference of empty pronouns. In: *Linguistic Inquiry* 15. 531-574.



- HUGHES, M./ ALLEN, Sh. (2013), The effect of individual discourse-pragmatic features on referential choice in child English. In: *Journal of Pragmatics* 56. 15–30.
- MATTHEWS, D./ LIEVEN, E./ THEAKSTON, A./ TOMASELLO, M. (2006), The effect of perceptual availability and prior discourse on young children's use or referring expressions. In: *Applied Psycholinguistics* 27. 403-422
- MYKHAYLYK, R./ SOPATA, A. (2016), Object pronouns, clitics, and omissions in child Polish and Ukrainian. In: *Applied Psycholinguistics* 5 (37). 1051-1082.  
DOI: <http://dx.doi.org/10.1017/S0142716415000351>
- SIGURDSSON, H. (2004), The syntax of person, tense, and speech features. In: *Italian Journal of Linguistics* 16. 219-251.
- SIGURDSSON, H. (2011), Conditions on argument drop. In: *Linguistic Inquiry* 42. 267-304.
- SOPATA, A. (2016), Null objects in adult and child Polish: Syntax, discourse and pragmatics. In: *Lingua* 183C. 186-106.  
DOI: <http://dx.doi.org/10.1016/j.lingua.2016.05.007>
- SPEAS, M. (2004), Evidentiality, logophoricity and the syntactic representation of pragmatic features. In: *Lingua* 114. 255-76.

**Katarzyna Sztandarska**  
 Uniwersytet Szczeciński

## **Über einige Verdeutschungsvorschläge im Bereich der Fremdwörter der Schullexik**

### **1. Einleitung**

Im folgenden Beitrag wird der Versuch unternommen, einige Verdeutschungsvorschläge im Bereich der Fremdwörter der Schullexik zu untersuchen. Das Forschungsmaterial wird einer puristischen Arbeit aus dem Jahre 1933 entnommen, wobei im Artikel auch andere ausgewählte puristische Werke berücksichtigt werden. Zu diesen gehören sog. *Verdeutschungswörterbücher*, die normalerweise keine grammatischen oder phonetischen Informationen beinhalten und ihr Ziel ist nicht, die fremdsprachlichen Lemmata zu erklären, sondern sie aus dem Gebrauch zu eliminieren. Die Autoren sind bestrebt, ihre Ersatzwörter als einheimische/native Ausdrücke oder völlig eingebürgerte Entlehnungen anstelle der Fremdwörter durchzusetzen (vgl. LIPCZUK 2016: 57 ff.). Zu Verdeutschungswörterbüchern gehören u.a. folgende Wörterbücher: Joachim Heinrich CAMPE (1801), Hermann DUNGER (1882), Daniel SANDERS (1884), Otto SARRAZIN ([1886] 1918, 5. Aufl.), Eduard ENGEL (1918) (vgl. dazu u.a. KIRKNESS 1984; LIPCZUK 2007, 2011a, 2011b, 2013, 2014, 2016; HEIER 2012; SZTANDARSKA 2013; LIPCZUK/ SZTANDARSKA 2015a; LIPCZUK/ SZTANDARSKA 2015b).

Zu fremdwortbezogenen Wörterbüchern im Deutschen, also zu Nachschlagewerken mit Fremdwort-Lemmata, zählen auch *Fremd- und Verdeutschungswörterbücher* bzw. *erklärend-verdeutschende Wörterbücher* (vgl. dazu HEIER 2012). Hier werden fremdsprachige Lemmata sowohl erklärt als auch (meist) native Ersatzwörter (Ersatzausdrücke) angeboten, um den Gebrauch des Fremdwortes (mindestens) zu beschränken (vgl. LIPCZUK 2016: 59 ff.). Als Fremd- und Verdeutschungswörterbücher gelten u.a. Werke von Johann Christian August HEYSE ([1804] 1873, 15. Aufl.) und Günter A. SAALFELD (1898)<sup>9</sup>.

Im Beitrag wird für die Veranschaulichung der Verdeutschungsproblematik im Bereich der Fremdwörter der Schullexik folgende Arbeit herangezogen:

---

<sup>9</sup> Zu lexikographischen Werken mit Wörtern fremder Herkunft als Lemmata gehören auch *typische erklärende Fremdwörterbücher* (vgl. u.a. LIPCZUK 2013, 2016; SZTANDARSKA 2013). In diesen Wörterbüchern werden Wörter fremder Herkunft nur erklärt, man findet etymologische, grammatische oder phonetische Angaben zum Lemma (vgl. LIPCZUK 2016: 57). Typische erklärende Fremdwörterbücher haben keine puristischen Ziele, deswegen werden sie im Artikel nicht berücksichtigt.

## 2. Vorschläge für die einheitliche Verdeutschung der Fachwörter in der deutschen Sprachlehre ([1930] 1933, 3. Aufl.) von Dr. Klaudius Bojunga.

Zuerst wird kurz über die Geschichte der Verdeutschungsvorschläge aus der Sprache der Schule berichtet. Wir machen uns Gedanken darüber, von wem deutsche Ersatzwörter der Schullexik stammen. Dann konzentrieren wir uns auf das Werk von BOJUNGA aus dem Jahre 1933. Die Arbeit wird allgemein charakterisiert. Abschließend wird anhand des *WAHRIG-Wörterbuchs* (2002), des *DUDEN. Universalwörterbuchs* (2011), des *Metzler-Lexikons* (Hg. GLÜCK 2005, 2010) und des *Lexikons der Sprachwissenschaft* (Hg. BUSSMANN 2008) die Geläufigkeit der von BOJUNGA vorgeschlagenen Verdeutschungen der Schulsprache untersucht.

Die Verwendung gerade des Werkes von BOJUNGA ist darin begründet, dass die Arbeit nur dem Wortschatz des Hochschulwesens gewidmet ist. Das bedeutet aber nicht, dass in dieser Zeit keine anderen Arbeiten zu diesem Bereich erschienen sind. Mit der Bekämpfung des Fremdwortschatzes in der Sprache der Schule hat sich Otto ARNDT beschäftigt. In seiner Arbeit *Gegen die Fremdwörter in der Schulsprache* (1886) meint der Autor, dass der Kampf gegen Wörter fremder Herkunft aus zwei Gründen betrieben wird: einem vaterländischen und einem allgemeinmenschlichen. Die Schule – so ARNDT – sollte zur Entwicklung des Nationalgefühls beitragen. Sie sollte neben der vaterländischen auch eine allgemeinmenschliche Bildung geben, um die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten zu überwinden (vgl. ARNDT 1886: 20 ff., nach: BUSZKO/ LIPCZUK 1998: 51). Bekannt ist auch eine andere Arbeit von Klaudius BOJUNGA aus dem Jahre 1921, die sich mit wichtigen Fragen des deutschen Sprachunterrichts auseinandersetzt. Der Titel des Buches lautet: *Schule und Leben. Schriften zu den Bildungs- und Kulturfragen der Gegenwart – Der deutsche Sprachunterricht* (Heft 4). Die beiden Arbeiten, von ARNDT (1886) und BOJUNGA (1921), setzen sich aber nicht zum Ziel, Fremdwörter durch ihre Verdeutschungen zu ersetzen, deswegen werden sie im Artikel nicht besprochen.

Mit der Verdeutschung der Schullexik befasste sich auch das Verdeutschungswörterbuch von Karl SCHEFFLER (1896). SCHEFFLERS Wörterbuch wurde im Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins herausgegeben. Es enthält den Wortschatz aus dem Bereich des Schulwesens, z.B.: Fachbegriffe (*Flexion*), Bezeichnungen der Schulfächer (*Physik*), Schulpersonal (*Historiker*) und Namen der Schuleinrichtungen (*Aula*). Außer dem Schulwortschatz wurden in das Wörterbuch viele allgemeine Lexeme aufgenommen: *analog*, *Interesse*, *Regal* (vgl. auch LIPCZUK 2007: 107 f.). Im Jahre 1920 erschien noch ein anderes Verdeutschungswörterbuch mit dem Thema der Schulsprache. Sein Autor, Konrad RICHTER, betont, dass das Werk das erste Wörterbuch mit dem österreichischen Schulwortschatz sei (vgl. RICHTER 1920, nach: LIPCZUK 2007: 114). Im Wörterbuch sind Bezeichnungen für Schularten (*Gymnasium*), Prüfungsarten (*Matura*) und Personennamen (*Professor*) zu finden (nach LIPCZUK 2007: 114). Die beiden Arbeiten gehören zur Reihe der *Spezialverdeutschungswörterbücher*. Mit ihrer Darstellung und Beschreibung beschäftigten sich schon einige Autoren (u.a.

BUSZKO/ LIPCZUK 1998; LIPCZUK 2007, 2014; SŁOWICKI 2015). Deswegen werden diese Wörterbücher nicht näher besprochen.

Nicht zu übersehen ist auch die Tatsache, dass viele Verdeutschungsvorschläge<sup>10</sup> aus der Sprache der Schule in allgemeinen Verdeutschungswörterbüchern, Fremd- und Verdeutschungswörterbüchern anzutreffen sind. Hier folgen einige Beispiele:

Johann Christian August HEYSE (1873)

*Angleichung* (Assimilation), *Bedeutungslehre* (Semasiologie),

Hermann DUNGER (1882)

*Umstandswörter* (Adverbia), *Beifügung* (Attribut), *Wenfall* (Dativ), *Mundart* (Dialekt), *Fälle* (Kasus), *Lippenlaute* (Labiale), *Werfall* (Nominativ), *Mehrzahl* (Plural), *Vorsilben* (Präfixe),

Daniel SANDERS (1884)

*Wenfall* (Akkusativ), *beschreibend* (deskriptiv), *Zweizahl* (Dual), *beugbar* (flektierbar), *Wesfall* (Genetiv), *geschichtlich* (historisch), *Zeiten* (Tempora),

Günter A. SAALFELD (1898)

*Wirklichkeitsform* (Indikativ), *Steigerung* (Komparation), *Zusammensetzungen* (Komposita),

Eduard ENGEL (1918)

*Übertreibungen* (Hyperbel), *Satzaussage* (Prädikat), *Zeitwörter* (Verba),

Otto SARRAZIN (1918)

*Beifügungssätze* (Attributivsätze), *Glimpfwörter* (Euphemismus), *Ruffall* (Vokativ).

### 3. Über die Herkunft der Verdeutschungsvorschläge der Schullexik

„Im 17. Jh. entstanden im deutschen Sprachraum erste Sprachgesellschaften. Die bedeutendste Vereinigung dieser Art war die FRUCHTBRINGENDE GESELLSCHAFT (...)“ (LIPCZUK 2007: 27), die 1617 in Weimar gegründet wurde. Von Mitgliedern der Gesellschaft stammen mehrere Verdeutschungsvorschläge aus der Sprache der Schule. Bei Justus Georg SCHOTTELIUS (SCHOTTEL) sind u.a. sprachwissenschaftliche Termini: *Ableitung* (statt: Derivation), *Geschlecht* (Genus), *abwandeln* (konjugieren), *Nennwörter* (Nomina), *Zahlwort* (Numerale), *Mittelwort* (Partizipium) zu finden. Von Christian GUEINZT stammen folgende Begriffe:

---

<sup>10</sup> Verdeutschungsvorschläge werden kursiv geschrieben; in Klammern sind Fremdwörter zu finden.

*Geschlechtswort* (statt: Artikel), *Doppellaut* (Diphthong), *Sprachlehre* (Grammatik) (vgl. ENGEL 1919).

Joachim Heinrich CAMPE, Verfasser des ersten Verdeutschungswörterbuches aus dem Jahre 1801, hat z.B. *Beisatz* (statt: Apposition), *Verhältniswörter* (Präpositionen) und *Einzahl* (Singular) vorgeschlagen (vgl. ENGEL 1919).

Von Dichtern, Schriftstellern und Lexikographen des 18. und 19. Jhs. kommen viele deutsche Ersatzwörter der Schullexik: von Johann Christoph GOTTSCHED: *Bindewörter* (statt: Konjunktionen), *Fürwörter* (Pronomina), *Hauptwörter* (Substantiva), von Karl Wilhelm RAMLER: *sächlich* (statt: Neutrum), von Johann Christoph ADELUNG: *Eigenschaftswörter* (statt: Adjektiva), *Empfindungswörter* (Interjektionen) (vgl. ENGEL 1919).

#### **4. Klaudius Bojunga: *Vorschläge für die einheitliche Verdeutschung der Fachwörter in der deutschen Sprachlehre* (1933)**

Interessant ist Klaudius BOJUNGAS Arbeit *Vorschläge für die einheitliche Verdeutschung der Fachwörter in der deutschen Sprachlehre*, die zum ersten Mal im Jahre 1930 herausgegeben wurde (vgl. HEIER 2012: 542). Im Jahre 1933 erschien ihre dritte Auflage. *Sprachlehre* ist für BOJUNGA (vgl. 1933: 36) als Verdeutschung für *Grammatik* zu verstehen. Der Autor bezeichnet unter dem Begriff „Grammatik“ die Gesamtheit der morphologischen und syntaktischen Beschreibungen der Sprache, die sich geschichtlich und beschreibend behandeln lässt (vgl. BOJUNGA 1933: 15). Auch die Phonetik/Phonologie, Semantik/Semasiologie und Sprachgeschichte werden dazugerechnet.

Das Werk besteht aus 56 Seiten, die einen Vorbericht (S. 1-14), einen Hauptteil (S. 15-35), Anmerkungen (S. 36-42), ein Verzeichnis der deutschen Fachwörter (S. 43-53) und ein Verzeichnis der fremden Fachwörter (S. 54-56) bilden. Der Hauptteil besteht insgesamt aus zwölf Kapiteln, in denen Begriffe des Hochschulwesens präsentiert werden. Zuerst wird ein Verdeutschungsvorschlag angegeben, danach sein Fremdwort. Dazu Beispiele:

Die Nennwörter unterscheiden durch Endungen meist *Zahlen* (423: Numeri) und *Fälle* (424: Kasus), bei einzelnen Gruppen auch *Geschlechter* (425: Genera). Außer der *Einzahl* (426: Singular) und der *Mehrzahl* (427: Plural) kannten frühere Sprachstufen auch die *Zweizahl* (428: Dual), fremde Sprachgruppen auch die *Dreizahl* (429: Trial) (BOJUNGA 1933: 24),

oder:

Die Nennwörter bezeichnen ihr Satzverhältnis durch Fälle. Die deutsche Sprache kennt noch einen *Werfall* (432: Nominativ), *Wenfall* (433: Akkusativ), *Wemfall* (434: Dativ) und *Wesfall* (435: Genetiv) (BOJUNGA 1933: 24).

Dem Autor zufolge ist die Form „Zahlen“ ein deutsches Äquivalent für „Numeri“ und das Fremdwort „Numeri“ ist im Verzeichnis der fremden Fachwörter unter der Nummer 423 zu finden.

Im Verzeichnis der fremden Fachwörter befinden sich 266 Fremdwörter (besonders Substantive) und im Verzeichnis der deutschen Fachwörter 985 Verdeutschungsvorschläge. Das bedeutet, dass nicht jedem einheimischen Wort ein Fremdwort zugeordnet ist. Ein Beispiel:

Die *Sprachlehre* (1: Grammatik) umfaßt die *Lautlehre* (2), die *Wortlehre* (3) und die *Satzlehre* (4: Syntax). Jeder dieser Teile läßt sich *geschichtlich* (5: historisch) und *beschreibend* (6: deskriptiv) behandeln, also als *Sprachgeschichte* (7) mit den Unterabteilungen der *Lautgeschichte* (8), der *Wortgeschichte* (9) und der *Satzgeschichte* (10), und als *Sprachbeschreibung* (11) mit den Unterabteilungen der *Lautbeschreibung* (12), der *Wortbeschreibung* (13) und der *Satzbeschreibung* (14) (BOJUNGA 1933: 15).

Dem Werk schweben puristische Ziele vor. BOJUNGA findet, dass die Höheren Schulen „ein kauderwelsches Gemengsel deutscher und fremder Bezeichnungen“ benutzen (BOJUNGA 1933: 5). Die Fachwörter sollten – seiner Meinung nach – „einheitlich und gemeinverständlich sein, das heiße aber: rein deutsch“ (BOJUNGA 1933: 4).

Im Jahre 1984 erschien eine Bibliografie der fremdwortbezogenen deutschen Wörterbücher von Alan KIRKNESS für die Jahre 1800-1945. KIRKNESS nennt 277 Titel von allgemeinen und Spezialwörterbüchern (die Zusammenstellung – so KIRKNESS – ist nicht vollständig) und unter diesen Werken ist BOJUNGAS Arbeit (vgl. S. 168) zu finden. Auch in der umfangreichen Bibliografie der Sprachkontaktwörterbücher (inkl. Autoren- und Verlagsregister) von Anke HEIER aus dem Jahre 2012 verzeichnet die Autorin dieses Werk (vgl. S. 542). Die Struktur der Arbeit von BOJUNGA erregt aber leise Zweifel, ob wir in diesem Fall mit einem typischen Wörterbuch zu tun haben.

Unseres Erachtens sollte die Arbeit BOJUNGAS zwei Funktionen erfüllen: eine puristische und eine didaktische. Der Schwerpunkt seiner Ausführungen liegt einerseits auf der Ersetzung einiger Fremdwörter durch einheimischen Wortschatz oder völlig eingebürgerte Entlehnungen, andererseits enthält die Arbeit Fachbegriffe, die beim Lernen des Spezialwortschatzes behilflich sein sollten.

So<sup>11</sup> enthält das erste Kapitel *Sprachlehre* u.a. solche Fachwörter: die *Lautlehre*, die *Wortlehre* und die *Satzlehre* (Syntax). Die drei Teile der Grammatik – Phonetik/Phonologie, Morphologie und Syntax – gliedern sich in weitere Wissenschaften. Zum Beispiel zur *Lautlehre* gehört die *Lautbildungslehre* (Phonetik) und zur *Wortlehre* die *Bedeutungslehre* (Semasiologie). „Jeder dieser Teile läßt sich *geschichtlich* (historisch) und *beschreibend* (deskriptiv) behandeln, (...)“ (BOJUNGA 1933: 15).

---

<sup>11</sup> Kursiv geschrieben sind deutsche Fachwörter; in Klammern sind manchmal Fremdwörter zu finden. Alle Beispiele stammen aus dem Werk von BOJUNGA (1933).

Im zweiten Kapitel der Arbeit BOJUNGAS, das *Sprachwerkzeug* genannt wird, sind die Fachwörter zu finden, die in der Lehre vom Bau der Sprachorgane herrschen: *Bauchatmung*, *Brustatmung*, *Rippen*, *Brustkorb*, *Zwerchfell*, *Einatmung* und *Ausatmung*.

Der nächste Teil *Lautbildung* enthält Fachwörter aus dem Bereich Phonetik/Phonologie, z.B.: *Ausatmungslaute* (expiratorische Laute), *Einatmungslaute* (inspiratorische Laute), *Stimmbandsprenglaut* (Glottisexplosiva), *Klanglaut* (Vokal), *Geräuschlaute*, *Reibelaute* (Spiranten) und *Verschlußlaute* (Explosivae).

Das vierte Kapitel wird der *Lautgeschichte* gewidmet. Hier erfährt der Leser, was u.a. das „Vernersche Gesetz“ ist.

Im fünften Kapitel sind mehrere Fachbegriffe zu finden, die im Zusammenhang mit der *Silbe* stehen, vgl.: *Anlaut*, *Inlaut*, *Auslaut*, *Hochton* (Akut), *Tiefen* (Gravis), *Schleifton* (Zirkumflex).

Das sechste Kapitel betrifft die *Wortlehre* und umfasst solche Bereiche der Sprachwissenschaft wie: Morphologie und Semantik/Semasiologie. BOJUNGA unterscheidet *einfache Wörter* (Simplizia) und *zusammengesetzte Wörter/Zusammensetzungen* (Komposita). Für das lateinische Fachwort „Artikel“ wird in der Arbeit *Geschlechtswort* vorgeschlagen. Hier werden auch Wörter in *beugbare* und *unbeugbare* eingeteilt. Zu der ersten Gruppe gehören: *Nennwörter* (Nomina) und *Zeitwörter* (Verba). Dagegen bilden *unbeugbare Wörter*: *Umstandswörter* (Adverbia) und *Empfindungswörter* (Interjektionen) (vgl. BOJUNGA 1933: 23 f.). BOJUNGA schreibt von folgenden Wortarten: von *Haupt- oder Dingwörtern* (Substantiva), *Fürwörtern* (Pronomina) und *Beiwörtern* (Adjektiva im weiteren Sinne) und fasst diese unter dem Sammelbegriff der *Nennwörter* zusammen. Der Oberbegriff *Beiwort* umschließt zwei Unterbegriffe: *Eigenschaftswort* und *Zahlwort* (vgl. BOJUNGA 1933: 9).

Das nächste Kapitel – *Nennwörter* – enthält Informationen und Fachwörter innerhalb der vier Wortarten. Das sind: Substantive, Pronomen, Adjektive und Zahlwörter. In diesem Teil der Arbeit sind u.a. Bezeichnungen für die Kasus: *Werfall* (Nominativ), *Wenfall* (Akkusativ), *Wemfall* (Dativ), *Wesfall* (Genetiv) und Steigerungsstufen: *Mehrsstufe* (Komparativ), *Meiststufe* (Superlativ) zu treffen.

Das achte Kapitel bespricht die *Zeitwörter*. *Zeitwörter* versteht der Autor als Verdeutschung für das fremdsprachige Wort „Verba“ (vgl. BOJUNGA 1933: 26 ff.). Es werden sechs Tempora, die die deutsche Grammatik unterscheidet, erwähnt: *Gegenwartsdauer* (Präsens), *Vergangenheitsdauer* (Imperfektum), *Zukunftsdauer* (Futurum), *Gegenwartsvollendung* (Perfektum), *Vergangenheitsvollendung* (Plusquamperfektum) und *Zukunftsvollendung* (Futurum exaktum). Die deutsche Sprache kennt auch *Befehlsform* (Imperativ), *Bedingform* (Konjunktiv) und *Wirklichkeitsform* (Indikativ).

Im Kapitel *die Unbeugbaren* findet der Leser Fachwörter, die mit den Adverbien, Präpositionen, Konjunktionen und Interjektionen verbunden sind. Man kann hier erfahren, dass die *Umstandswörter* (Adverbien) in verschiedene Typen unterteilt werden können (vgl. *Zeitumstandswort*, *Ortsumstandswort*). Unter den

*Verhältniswörtern* werden, je nach ihrer Stellung, *Vorwörter* (Präpositionen), *Nachwörter* (Postpositionen) und *Klammerwörter* (um...willen), unter den *Bindewörtern* (Konjunktionen) u.a. *gegensätzliche* („oder“) und *beschränkende* („aber“) und unter den *Empfindungswörtern* (Interjektionen) *Gefühlswörter* („au“), *Zurufe* („he“) und *klangmalende Wörter* („trara“) unterschieden.

In der Lehre von der *Wortbedeutung* sind – so BOJUNGA – üblich die deutschen Fachwörter, u.a.: *Begriff*, *Bedeutungswandel*, *Glimpfwörter* (Euphemismen), *Übertreibungen* (Hyperbeln) und *Beseelungen* (Personifikationen).

Im elften Teil der Arbeit mit dem Titel *Satzlehre* (Syntax) sind z.B. Informationen über Satzarten (*Mitteilungssätze*, *Fragesätze* usw.) und Bestandteile der Sätze (*Hauptglieder*, *Nebenglieder*) angegeben.

Das zwölfte letzte Kapitel wird der *Sprachgeschichte* gewidmet. Der Autor betont, dass die Unterscheidung von *Erbwörtern*, *Lehnwörtern* und *Fremdwörtern* von Bedeutung sei (vgl. BOJUNGA 1933: 34). BOJUNGA nennt hier auch u.a. solche – für ihn – wichtigen sprachgeschichtlichen Fachwörter: *Mundart* (Dialekt), *Sondersprache*, *Umgangssprache*, *Gemeinsprache*, *Schriftsprache* und *Hochsprache*.

## 5. Geläufigkeit der Verdeutschungen im Bereich der Schullexik

Die Verdeutschungen im Bereich der Schullexik können in zwei Gruppen untergliedert werden. Erstens gibt es erfolgreiche Verdeutschungen (*kursiv* geschrieben), die zwar in das Deutsche aufgenommen worden sind, aber die Fremdwörter (in Klammern) aus dem Gebrauch nicht beseitigt haben und heute bei diesen als ihre Synonyme funktionieren, vgl.:

*Umstandswörter* (neben: Adverbia);  
*Geschlechtswörter* (Artikel);  
*Beifügung* (Attribut);  
*beschreibend* (deskriptiv);  
*beugbar* (flektierbar);  
*Sprachlehre* (Grammatik);  
*Steigerung* (Komparation);  
*Mehrzahl* (Plural);  
*Vorsilben* (Präfixe);  
*Bedeutungslehre* (Semasiologie);  
*Einzahl* (Singular).

Zweitens sind manche Verdeutschungsvorschläge (*kursiv* geschrieben) vorhanden, die den Fremdwortschatz (in Klammern) nicht ersetzt haben, vgl.:

*Gedankendingwörter* (für: Abstrakta);  
*Sinnendingwörter* (Konkreta);  
*seitengig* (lateral);



*Zeitwortbegriffswörter* (Verbalabstrakta).

## 6. Zusammenfassende Bemerkungen

Das Hauptanliegen des vorliegenden Beitrags war eine Darstellung und Beschreibung einiger Verdeutschungsvorschläge im Bereich der Fremdwörter der Schullexik aus der Arbeit von Klaudius BOJUNGA (1933).

Das Werk besteht aus zwölf Kapiteln, in denen fremsprachige Wörter des Hochschulwesens durch ihre Verdeutschungsvorschläge ersetzt werden. Zu den zwölf Kapiteln gehören: Sprachlehre, Sprachwerkzeug, Lautbildung, Lautgeschichte, Silbe, Wortlehre, Nennwörter, Zeitwörter, die Unbeugbaren, Wortbedeutung, Satzlehre und Sprachgeschichte. Der Autor konzentriert sich nur auf den grammatischen Wortschatz, wobei der Gegenstandsbereich der Grammatik in der vorliegenden Arbeit Phonetik/Phonologie, Morphologie, Semantik/Semasiologie, Syntax und Sprachgeschichte berücksichtigt.

Dem Werk schweben puristische und didaktische Ziele vor. Einerseits verfolgt es das Ziel, die deutsche Sprache von Fremdwörtern zu reinigen, andererseits sollte die Arbeit auch als Hilfsmittel beim Lernen des Spezialwortschatzes behilflich sein.

Das Werk zählt insgesamt 266 Fremdwörter und 985 Verdeutschungen, wobei es kein typisches Verdeutschungswörterbuch ist.

Man sollte die Aufmerksamkeit auch darauf lenken, dass die Mehrheit der von BOJUNGA vorgeschlagenen Verdeutschungen der Schullexik den fremden Wortschatz nicht ersetzt hat. Die einheimischen (nativen) Äquivalente sind oft umständlich (*Sinnendingwörter* für Konkreta) und irreführend (*Zeitwortbegriffswörter* für Verbalabstrakta). Der größte Teil der Verdeutschungen funktioniert heute bei Fremdwörtern als ihre Synonyme (*beschreibend* neben deskriptiv; *Einzahl* neben Singular). Obwohl die Arbeit BOJUNGAS keinen großen puristischen Erfolg hatte, muss sicherlich festgestellt werden, dass das Werk dank seinen Verdeutschungsvorschlägen den deutschen sprachwissenschaftlichen Wortschatz wesentlich bereichert hat.

## Literaturverzeichnis

- ARNDT, O. (1886), *Gegen die Fremdwörter in der Schulsprache*. Paderborn. Nach:  
 BUSZKO, I./ LIPCZUK, R. (1998), Zu einigen Verdeutschungsvorschlägen im Bereich der Schullexik im 19. Jh. In: LIPCZUK R. [Hg.], *Colloquia Germanica Stetinensia* 7. 49-63.
- BOJUNGA, K. (1921), *Schule und Leben. Schriften zu den Bildungs- und Kulturfragen der Gegenwart – Der deutsche Sprachunterricht*. H. 4. Berlin.
- BOJUNGA, K. (1933), *Vorschläge für die einheitliche Verdeutschung der Fachwörter in der deutschen Sprachlehre*. (Im Auftrage des Reichsministeriums des Innern aufgestellt vom Ausschuß für die einheitliche Verdeutschung der Fachwörter in der deutschen Sprachlehre). 3. Aufl. Frankfurt am Main.
- BUSSMANN, H. [Hg.] (2008), *Lexikon der Sprachwissenschaft*. 4. Aufl. Stuttgart.

- BUSZKO, I./ LIPCZUK, R. (1998), Zu einigen Verdeutschungsvorschlägen im Bereich der Schullexik im 19. Jh. In: LIPCZUK R. [Hg.], *Colloquia Germanica Stetinensia* 7. 49-63.
- CAMPE, J.H. (1801), *Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke. Ein Ergänzungsband zu Adelungs Wörterbuche*. In: <http://gdz.sub.uni-goettingen.de>
- DUDEN. *Deutsches Universalwörterbuch* (2011), 7. Aufl. Mannheim/Zürich.
- DUNGER, H. (1882), *Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter mit besonderer Berücksichtigung der von dem Großen Generalstabe, im Postwesen und in der Reichsgesetzgebung angenommenen Verdeutschungen. Mit einer einleitenden Abhandlung über Fremdwörter und Sprachreinigung*. Leipzig.
- ENGEL, E. (1918), *Entwelschung. Verdeutschungswörterbuch für Amt, Schule, Haus, Leben*. Leipzig.
- ENGEL, E. (1919), *Deutsche Sprachschöpfer. Ein Buch deutschen Trostes*. Leipzig.
- GLÜCK, H. [Hg.] (2005) u. (2010), *Metzler Lexikon Sprache*. 3. u. 4. Aufl. Stuttgart/Weimar.
- HEIER, A. (2012), *Deutsche Fremdwortlexikografie zwischen 1800 und 2007. Zur metasprachlichen und lexikografischen Behandlung äußeren Lehnguts in Sprachkontaktwörterbüchern des Deutschen*. Berlin/Boston.
- HEYSE G. (1873), *Dr. Joh. Christ. Aug. allgemeines verdeutschendes und erklärendes Fremdwörterbuch mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung der Wörter nebst genauer Angabe ihrer Abstammung und Bildung*. (Neu bearb. von Prof. Gustav Heyse). 15. Ausg. Hannover.
- KIRKNESS, A. (1984), Zur germanistischen Fremdwortlexikographie im 19./20. Jh.: Bibliographie der Fremd- und Verdeutschungswörterbücher 1800-1945. In: *Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie IV. [Germanistische Linguistik 1-3]*. Hildesheim et al. 4-174.
- LIPCZUK, R. (2007), *Geschichte und Gegenwart des Fremdwortpurismus in Deutschland und Polen*. Frankfurt am Main et al.
- LIPCZUK, R. (2011a), Anglizismen in Fremd- und Verdeutschungswörterbüchern. In: KOTIN M.L./ KOTOROVA E.G. [Hg.], *Geschichte und Typologie der Sprachsysteme. History and Typology of Language Systems*. Heidelberg. 377-386.
- LIPCZUK, R. (2011b), O słownikach wyrazów obcych, słownikach zniemczających i spolszczających. In: AFELTOWICZ B./ IGNATOWICZ-SKOWROŃSKA J./ WOJDAK P. [Hg.], *In silva verborum. Prace dedykowane Profesor Ewie Pajewskiej z okazji 30-lecia pracy zawodowej*. Szczecin. 205-216.
- LIPCZUK, R. (2013), Einige Anmerkungen zu synchronischen fremdwortbezogenen Wörterbüchern des Deutschen. In: LIPCZUK R./ NERLICKI K. [Hg.], *Synchronische und diachronische Aspekte der Sprache*. [= *Stettiner Beiträge zur Sprachwissenschaft*, Bd. 5]. Hamburg. 77-91.
- LIPCZUK, R. (2014) *Walka z wyrazami obcymi w Niemczech – historia i współczesność*. Kraków.

- LIPCZUK, R. (2016), Ist Deutschland ein Land der Fremdwörterbücher? In: ŻEBROWSKA E./ OLPIŃSKA-SZKIELKO M./ LATKOWSKA M. [Hg.], *Zwischen Kontinuität und Modernität. Metawissenschaftliche und wissenschaftliche Erkenntnisse der germanistischen Forschung in Polen*. [= Beiträge zur Germanistik]. Warszawa. 55-64. In: <http://www.sgp.edu.pl/pl/seria.php>
- LIPCZUK, R./ SZTANDARSKA, K. (2015a), Arabismen in deutschen Wörterbüchern. In: LIPCZUK R./ SOŚNICKA D. [Hg.], *Colloquia Germanica Stetinensia* 24. Szczecin. 103-121.
- LIPCZUK, R./ SZTANDARSKA K. (2015b), Türkismen in deutschen Wörterbüchern. In: MAŃCZAK-WOHLFELD E./ PODOLAK B. [Hg.], *Words and Dictionaries. A Festschrift for Professor Stanislaw Stachowski on the Occasion of His 85th Birthday*. Kraków. 181-192.
- RICHTER, K. (1920), *Verdeutschen der im Schulbetriebe und in der Schulverwaltung am häufigsten vorkommenden Fremdwörter*. (Zum Gebrauche für alle Arten Schulen und Schulämter). Ein Beitrag zur Entwelschung der Schulsprache. Wien. Nach: LIPCZUK, R. (2007), *Geschichte und Gegenwart des Fremdwortpurismus in Deutschland und Polen*. Frankfurt am Main et al. 114 f.
- SAALFELD, G.A. (1898), *Fremd- und Verdeutschungswörterbuch. Eine umfassende Sammlung von Fremdwörtern mit ausführlichen Verdeutschungen und sprachlichen Ableitungen nebst geschichtlicher Einleitung*. Berlin.
- SANDERS, D. (1884), *Verdeutschungswörterbuch*. Leipzig.
- SARRAZIN, O. (1918), *Verdeutschungs-Wörterbuch*. 5. vermehrte Aufl. Berlin.
- SCHEFFLER, K. (1896), *Die Schule. Verdeutschung der hauptsächlichsten entbehrlichen Fremdwörter der Schulsprache*. (Verdeutschungsbücher des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Die Schule. VII). Berlin.
- SŁOWICKI, E. (2015), *Der Wortschatz aus dem Schulwesen in den Verdeutschungswörterbüchern von Karl Scheffler und Konrad Richter mit Bezug auf das Polnische*. Magisterarbeit. Uniwersytet Szczeciński. Szczecin.
- SZTANDARSKA, Katarzyna (2013), *Problem ekwiwalentów w słownikach niemieckich i spolszczających na podstawie prac Eduarda Engela i Władysława Niedźwiedzkiego*. Dissertation. Uniwersytet Szczeciński. Szczecin.
- WAHRIG, G. (2002), *Deutsches Wörterbuch*. 7. Aufl. Gütersloh/München.

# **Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaft**

**Bruno Arich-Gerz**  
Bergische Universität Wuppertal

## **Namibische Flüchtlingskinder in der DDR (1979-1989). Diskurse von und über Kindheitserfahrungen zwischen Ostdeutschland und Afrika**

### **1. Einleitung**

Flüchtlingsbewegungen in Richtung Deutschland gab und gibt es seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs viele. In der Öffentlichkeit – medialisiert-bundesweit, regional oder lokal – sind allerdings nicht alle gleich präsent (geblieben). Im kulturellen Gedächtnis besonders verankert sind die deutschstämmigen Kriegsflüchtlinge, die nach 1945 aus unterschiedlichen Gründen in Richtung Westen migriert sind und auf die seither mit ebenso unterschiedlichen Termini Bezug genommen wird (Flucht und Vertreibung, „Bevölkerungsaustausch“). Allenfalls das aktuelle Fluchtgeschehen aus Syrien, dem Irak, Afghanistan, Eritrea und anderen Ländern nach Europa und Deutschland reicht, was die Intensität und Prominenz ihrer Thematisierung betrifft, an die Kriegsflüchtlinge von damals heran.

Dabei gab und gibt es zahlreiche andere Migrationsbewegungen aus politischen und anderen, existenzbedrohenden Gründen. Zu erwähnen wären beispielsweise die Boat People aus Vietnam, die in den 1970er und frühen 1980er Jahren ihr nach dem Vietnamkrieg rigide kommunistisch regiertes Heimatland auf überfüllten Booten verließen und über Umwege auch in die Bundesrepublik Deutschland gelangten. Noch weniger bekannt sein dürfte einer breiteren Öffentlichkeit das Schicksal von rund 430 Flüchtlingskindern aus Namibia, die es ab 1979 nach Ostdeutschland verschlug.

Auslösendes Moment für diese unfreiwillige Migration war ein Luftangriff der südafrikanischen Streitkräfte auf ein – ebenfalls als Flüchtlingslager be- und vor allem gekennzeichnetes – Areal im angolanischen Süden. Dieses Lager war im Zug der bewaffneten Auseinandersetzungen mit dem Apartheidregime vom Kap mit internationaler Hilfe von der namibischen Befreiungsbewegung – und späteren Regierungspartei – SWAPO (für South-West Africa People’s Organisation) eingerichtet worden.<sup>12</sup> Beim Angriff auf Cassinga starben mehrere Hundert

---

<sup>12</sup> Südafrika wurde das heutige Namibia nach dem Ersten Weltkrieg als Mandatsgebiet zuerkannt. Die Entscheidung des Völkerbunds hatte bis nach dem Zweiten Weltkrieg Bestand, ehe die UNO (als Nachfolgeinstitution des Völkerbundes) mit mehreren Resolutionen auf den Rückzug Südafrikas und die Unabhängigkeit Namibias hinarbeitete. Die Regierung in Pretoria verweigerte sich dem Anliegen und beharrte auf der Besetzung

namibische Liberation Strugglers; die ebenfalls dort anwesenden Kinder wurden in vielen Fällen zu Halb- oder Vollwaisen.

Die Führungsriege der Befreiungskampf-Organisation nahm wenige Wochen später Kontakt zur Staatsspitze der DDR auf und bat um Unterstützung für die betroffenen Kinder. Offiziell handelte es sich um eine Maßnahme der parteilichen (und nicht staatlichen) Zusammenarbeit; Ansprechpartner der SWAPO war also die SED. Die erste Kohorte namibischer Kinder gelangte im Jahr 1979 in das zum extra für jungen Flüchtlinge zum Kinderheim umfunktionierte Schloss Bellin in Mecklenburg, weitere Kohorten folgten 1982 und ab 1983 bis 1989 in Zweijahresabständen. „Mehr als die Hälfte dieser Kinder“, beziffert Timm in ihrer die konkrete Bildungszusammenarbeit zwischen SWAPO und SED beleuchtenden Monografie die Verluste an elterlichen Bezugspersonen, „waren Halbwaisen (57,3 %), weitere 13,3 % Vollwaisen“ (TIMM 2007: 133).

Die Beschulung der Flüchtlingskinder fand vor Ort statt, unter anderem in der Polytechnischen Oberschule des Nachbardorfes Zehna (vgl. ebenda: 56); in den späten 1980er Jahren wechselten die älteren Jahrgänge an eine weiterführende Schule in Staßfurt in Sachsen-Anhalt.

Unmittelbar nach dem Ende der DDR und der fast zeitgleichen Unabhängigkeit Namibias – die ersten freien Parlamentswahlen fanden vom 7. bis 11. November 1989 statt und umschließen damit den Tag des Mauerfalls in Berlin – wurde von den nun verantwortlichen namibischen und deutschen Politikern der Entschluss gefasst, die Flüchtlingskinder in ihr afrikanisches Heimatland zurück zu verbringen. Von nun an gelten sie wie viele aus dem ausländischen Exil zurückkehrende Liberation Strugglers (darunter auch zahlreiche von der SWAPO während des bewaffneten Konflikts diskreditierte, vermeintliche „Dissidenten“, mehr dazu GROTH 1996) als *Returnees*.

Das Schicksal und die weiteren Lebensläufe der ehemaligen DDR-Flüchtlingskinder nehmen von nun an die unterschiedlichsten Wege. Viele kehren in ihre (oftmals durch die bewaffneten Auseinandersetzungen dezimierten) Familien zurück; andere kommen in deutschsprachigen (und zumeist weißen) namibischen Familien unter. Die in Deutschland abgebrochenen Schulkarrieren nehmen längst nicht alle wieder auf. Ein Vierteljahrhundert nach der Rückverbringung fällt die Bilanz dessen, was aus den Kindern von damals geworden ist, uneinheitlich und höchst unterschiedlich aus. Einige haben studiert und verdingen sich als Anwälte, andere haben kaufmännische oder handwerkliche Ausbildungen abgeschlossen, sind mit ihren Deutschkenntnissen für die Tourismusbranche oder das deutschsprachige Radio interessant geworden. Wieder anderen haben die Rückkehr nach Namibia nicht gut verkräftet und sind in prekäre Daseinsverhältnisse abgeglitten. Schließlich gibt es die „zweifachen“ Rückkehrer, die beruflich oder privat (wieder) in Deutschland ansässig geworden sind.

---

Namibias, 1966 nahm die namibische Befreiungsbewegung den bewaffneten Kampf gegen Südafrika auf (WALLACE 2011: 243-308).

Den Narrativen und Diskursen rund um die ehemaligen „DDR-Kinder von Namibia“ (so die von den Betroffenen eher ungeliebte Fremdbezeichnung – sie selber nannten sich eine Zeitlang so sprach- und landeskundig wie selbstbewusst ‚die Osis‘, mehr dazu KENNA 1999: 50 und 52) nähern sich die folgenden Ausführungen. Genauer gesagt, lassen sich anhand individueller Erinnerungen der Betroffenen, vor allem aber mit den Thematisierungen durch Dritte – Publizisten, Filmemacher, Journalisten, Zeitungsleser – eine Reihe von Gesichtspunkten erfassen, deren Auswertung vor dem Hintergrund des aktuellen Flüchtlingsgeschehens von besonderen Erkenntniswert sein kann. Denn schließlich erfolgt der Blick auf die ‚Osis‘ im durchaus vorteilhaften, historischen Rückblick, bei dem die Distanz von mehreren Jahrzehnten Jahren nicht nur aktuelles Geschehen sichtbar macht, sondern auch die Nachgeschichte zu einer, eben nun, vergangenen Aktualität berücksichtigt.

## 2. Narrative und Diskurse über die ‚Osis‘: 1979 – 1990 – 2016

In den 25 Jahren seit ihrer Repatriierung nach Namibia haben die ehemaligen Flüchtlingskinder ein Zusammengehörigkeitsgefühl entwickelt, an dem zwar nicht alle teilhaben, das sich aber immer wieder deutlich artikuliert hat: etwa als sie 1995 in der Hauptstadt Windhoek einen Jugendtreff in Leben riefen (mehr dazu HOPF 1999: 156) oder einen Ehemaligen-Verein gründeten (mehr dazu HASHINGOLA 2006). Ausdruck dieses Zusammengehörigkeitsgefühls über Jahre und Jahrzehnte hinweg ist auch die in der DDR als kindliche „Geheimsprache“ erfundene und nach wie vor verwendete Varietät des Oshideutsch, in dem vornehmlich Elemente des Deutschen und der Muttersprache der meisten, Oshiwambo, auf eine kreative Art miteinander kontaktiert und kombiniert werden. Soziolinguistisch betrachtet, handelt es sich hierbei um einen Generatialekt, der zwar einen Funktionswandel durchlaufen hat – ursprünglich diente er der Verschleierung von Kommunikationsinhalten vor sowohl den ostdeutschen als auch den namibischen Erzieherinnen im Kinderheim Bellin in der DDR –, aber nach wie vor gruppen-identitätskonstitutiv zu sein scheint (WITTE/KLEIN-ZIMMER/SCHMITT 2013: 3f., ARICH-GERZ 2016).

Jenseits solcher kollektiv-identitätsstiftender Praktiken und Maßnahmen artikuliert sich auch, und zunehmend, ein Selbstbild als zuallererst afrikanische Individuen. „Die Frage, ob ich Deutsche oder Namibierin bin, stellt sich nicht für mich“, gibt stellvertretend für viele Monica Nambalela zu Protokoll. „Zu allererst bin ich Afrikanerin, dann Frau, dann Ovambo und schließlich gehöre ich zur Minderheit der schwarzen Bevölkerung, die Deutsch als Muttersprache hat“ (in: GIEFFERS 2010). Das migratorische Element, der Lebensabschnitt als Flüchtlingskind und vor allem die Prägekraft der Deutschlandenerfahrung – genauer, des ostdeutsch-sozialistischen Milieus – spielen bei diesem Selbstbild keine vorrangige Rolle mehr. Alle diese Faktoren scheinen (parallel zu den Bemühungen um *national reconciliation* und innenpolitische Befriedung Namibias nach der Unabhängigkeit) integriert worden zu sein in die Identität als fünfunddreißig bis vierzigjährige Namibier, deren heutiges Leben längst auch von anderen Dingen

bestimmt wird als den Erinnerungen an ihre Zeit als namibische Flüchtlingskinder in der DDR oder als *Returnees*.

Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass die Zeit als Flüchtlinge in der DDR bei den betroffenen ‚Ossis‘ kaum dauerhafte, negative Spuren hinterlassen hat. Dies gilt für die eine Hälfte von ihnen sogar in zweierlei Hinsicht. Die aus dem sambischen Nyango stammenden Flüchtlingskinder, die es in die DDR verschlagen hatte, waren im dortigen Lager so gut wie keinem Gewaltgeschehen ausgesetzt, das ihnen in traumatischer Erinnerung blieb. Anders verhält es sich bei den Kindern, die aus dem Flüchtlingslager Cassinga im Süden Angolas stammten. Wie eingangs erwähnt, bombardierten südafrikanische Streitkräfte Cassinga am 4. Mai 1978, was zum Anlass für die Anfrage der SWAPO in Ostberlin wurde, namibische Flüchtlingskinder aufzunehmen. Die Erinnerungen der daraufhin aus Cassinga nach Ostdeutschland verbrachten Kinder an den Luftangriff sind erkennbar traumatisch grundiert. „Hinter uns fiel ein Stuhl zu Boden“, heißt es in den Erinnerungen Lucia Engombes, „ich sah genauer hin und entdeckte, dass sich [...] Mark unter den Tisch verkrochen hatte. [...] Ich hatte keine Ahnung warum [...]. Mark verkroch sich jedes Mal unter Tische, wenn es einen lauten Knall gab“ (ENGOMBE 2005: 55). Ähnlich erging es Nawana Trianus, deren Mutter der Luftangriff auf das Lager in Cassinga das Leben kostete, während sie als Zweijährige von Nangula, einer Freundin ihrer Mutter, „vom Rücken meiner toten Mutter“ gerettet wurde: „Die Hälfte dieser Geschichte wurde mir von Nangula erzählt, die ich 1991 wiedersah, und der andere Teil wurde in meinen Träumen wieder lebendig“ (KENNA 1999: 65).

Spätfolgen sind zweitens, und dies gilt für alle Kinder, egal ob sie aus Nyango in Sambia oder Cassinga in Angola nach Ostdeutschland gelangt waren, weitestgehend ausgeblieben mit Blick auf ihre Zeit als Flüchtlingskinder in Deutschland. Der eiskalte Zucker, den die zum Teil nur Drei- oder Vierjährigen 1979 bei ihrer Ankunft in Schloss Bellin in Mecklenburg vorfanden, war zwar Teil eines kleinen Kulturschocks: Schnee gibt es im heißen Namibia, in Sambia oder Angola nicht, genausowenig ein Wort dafür<sup>13</sup>. Doch deuten die vorliegenden Erinnerungsberichte,

---

<sup>13</sup> „Wir kamen im Dezember 1979 in der DDR an. Es war ein kalter Winter. [...] Draußen wartete auf mich und die anderen die große Überraschung. Ich stellte mit Erstaunen fest, daß der ganze Boden voll Zucker lag. Die anderen Kinder liefen schon auf dem Zucker herum, Ich schrie ganz laut: ‘*Inamuljata osuuka!*’ (zu Deutsch. ‘Tretet doch nicht auf den Zucker!’). [...] Mit ausgezogenen Handschuhen schaufelte ich mir die Hände voll, dann aber schüttelte ich mir schnell das weiße Zeug von den Fingern weg, denn ich hatte mit Schrecken festgestellt, daß das, was ich für Zucker hielt, nichts anderes war als eiskalter Schnee” (WERNER 1999: 69).

Lucia Engombe führt im Kontext einer Fragebogenerhebung zum Thema ‚Schnee‘ (und der fehlenden Lexeme für diesen Signifikaten im Oshiwambo) aus: „Es kam dadurch, dass die namibischen Erzieher bald keine Oshiwambo-Wörter fuer die deutschen Wörter hatten. Dann haben sie einfach ein O am Anfang des deutschen Wortes gesetzt und dann langgezogen und einen weiteren Vokal am Ende gesetzt. Zum Beispiel haben wir kein Wort, das den Schnee beschreibt in unserer Stammessprache. Weil wir halt keinen Schnee damals in Namibia



Interviewaufzeichnungen und publizierten Ego-Dokumente nicht auf nachwirkende seelische Erschütterungen.

Traumatisch war für einige vielmehr das Ende ihres Flüchtlingskind-Daseins, nämlich die Rückkehr in ein kulturell fremdgewordenes Land Namibia. Insbesondere unter den Waisen, den bei deutschstämmigen, weißen namibischen Familien untergekommenen Rückkehrern und denen, deren Familien in ländlichen Gebieten im Norden Namibias lebten, kam es zu einer Reihe von Anpassungsschwierigkeiten (mehr dazu exemplarisch in KENNA 1999: 120 und 131, ENGOMBE 2005: 291 oder AUKONGO 2009: 146f.)<sup>14</sup>. Auch im heutigen Gespräch mit den Betroffenen stellen sich diese Reintegrationsschwierigkeiten als durchaus gravierend heraus. Erinnerungsdominant, gegenwartsrelevant oder gar identitätsbestimmend sind sie allerdings nicht.

Zwar nicht als traumatisch, aber doch problematisch empfunden wurde und wird von vielen der ehemaligen Flüchtlingskinder dagegen der Umgang anderer (also Dritter) mit ihrem Schicksal. Dabei bleibt der Umgang mit ihnen in der DDR, auf den sich die SED und die namibische SWAPO verständigt hatten, in den meisten Stellungnahmen außen vor. Die zunächst strikte Abschottung der jungen Namibier im Kinderheim Bellin, der fehlende Kontakt mit Nachbarn und die nur zögerliche Aufweichung dieser Direktive im Laufe der Jahre, als die ganz jungen Namibier zu Festen und Besuchen ins Dorf eingeladen wurden und die älteren Flüchtlingskinder zur weiterführenden Schulausbildung ins sachsen-anhaltinische Staßfurt verbracht wurden, wird auch aufgrund des damals jungen Alters der Flüchtlinge von diesen kaum thematisiert, geschweige denn problematisiert.<sup>15</sup> Eine Ausnahme stellen

---

hatten: Und dann haben sie es einfach aus dem englischen Wortschatz rausgeholt: Snow und haben daraus 'Osnowu' gemacht" (mehr dazu ARICH-GERZ 2016).

<sup>14</sup> „Einen Wasserhahn, den man oben aufdrehen konnte, gab es nicht“, schildert die als Flüchtlingskind mit ihrer schwererwundeten Mutter in die DDR gelangte und dort (auch nach 1989/90) von einer Ostberliner Familie betreute Stefanie-Lahya Aukongo in ihren Memoiren den Familienbesuch im Owamboland. „Auch keinen Brunnen. Das warf die Frage auf, woher das trübe Wasser kam, das alle tranken. Und natürlich auch ich. ‚Das wird aus einem Teich geholt‘, klärte meine Mutter mich auf. ‚Wenn die Kinder wieder Wasser holen, begleite sie. Du hast ja nichts zu tun.‘ [...] Und so ging ich das nächste Mal mit. Aber Clementine hatte nicht erwähnt, dass mich ein stundenlanges Marsch durch die Unendlichkeit des Owambolandes erwartete. Den Jugendlichen, mit denen ich unterwegs war, machte das nichts aus, sie waren es gewohnt. Sie mussten drei Stunden in den nächsten Ort gehen, wenn sie in die Schule wollten. Vorausgesetzt, sie waren nicht an der Reihe, *meekulus* weit verstreut lebende Rinder zu hüten. Das Überleben war wichtiger, als lesen, schreiben und rechnen zu können. So gesehen war ich ein Luxusgeschöpf“.

<sup>15</sup> Anders die Außenperspektive und die Sicht der Nachbarn: „Es war vor allem der Direktor des Heimes, der peinlichst darauf achtete, daß die Dorfbewohner und deren Kinder nicht auf das Gelände [des Schlosses bzw. Kinderheims in Bellin] kamen“ (RÜCHEL 2001: 48). Erst „[a]llmählich stellte sich eine Normalität ein [...]. Manche Familien luden – immer in Absprache mit dem Heim – namibische Kinder zu sich nach Hause ein, wie zum Beispiel der Vorsitzende der LPG, die ihr Gelände direkt vor dem alten Gutshaus hatte. Zum

freilich die differenzierten Schilderungen von Lucia Engombe dar, die sich an Kontakte mit deutschen Jugendlichen erinnert. Diese waren auf markante Weise zwiespältig. Einerseits gab es – vor allem unmittelbar nach dem Fall der Mauer – rassistische Ressentiment und von Neid motivierte Vorhaltungen gegen die namibischen Flüchtlinge („Euch Schwarzen steckt man alles in den Arsch!“, ENGOMBE 2005: 252), die einhergingen mit nationalistischen Parolen:

Plötzlich übertönte eine Stimme alle anderen: „Deutschland den Deutschen!“ Nach und nach fielen andere ein. Gut klang das nicht gerade. Aber ich dachte mir nichts dabei. Wir wollten ihnen Deutschland ja nicht wegnehmen, sondern nur noch ein Jahr lang zur Schule gehen.

Als sie dann wieder sangen: „Deutschland, Deutschland über alles in der Welt“, da schrien Melli und ich: „Deutschland ist nicht über alles!“ So weit reichte unser Mut. Dann tauchten wir hinter der Balkonbrüstung ab [...].

Im nächsten Augenblick hörten wir die erste Flasche zerplatzen. Dann flogen weitere leere Bierflaschen gegen die Wohnblöcke (262f.)<sup>16</sup>.

Andererseits kam es zu (seltenen) Begegnungen mit gleichaltrigen DDR-Jugendlichen, die von gegenseitiger Sympathie geprägt waren: „einige wenige lernten deutsche Jungs kennen und ein Mädchen freundete sich mit einem Vietnamesen an. Die Liebesgeschichte, die erzählt wurden, waren irgendwann kaum noch zu überblicken“ (240).

Mit der endgültigen Auflösung der DDR und der Rückverbringung der jungen Flüchtlinge nach Afrika instrumentalisierten konservative deutschnamibische Kreise deren Schicksal. Unter anderem in einer Zeitungskampagne ist von entführten Kindern oder Waisen von SWAPO-Dissidenten die Rede, die als Geiseln in Ostdeutschland lebten (mehr dazu KENNA 1999: 41 und ENGOMBE 2005: 240). Die Wirkmacht des Topos von den entführten Kindern beispielsweise ließ sich noch anderthalb Jahrzehnte nach dem Ende der DDR und der namibischen Unabhängigkeit nachweisen, wie der folgende Leserbrief in der deutschsprachigen *Allgemeinen Zeitung* aus dem Jahr 2005 zeigt:

Kinder aus fernen Ländern ohne Einverständnis und aktiver Mitwirkung ihrer Eltern bei der Erziehung für lange Zeit aufzunehmen, war keine gute Tat. Entführung bleibt Entführung. Ohne Frage war das nur möglich in einem Gebiet, das auch sonst Zwangsadoptionen in seinem eigenen Machtbereich vornahm. Margot Honecker lässt alle Beteiligten aus dem chilenischen Exil grüßen (KRAUT 2005).

---

Kindergeburtstag gab es ein gemeinsames Fest mit dem Kindergarten des Dorfes und dem Lehrlingswohnheim der LPG. Im Alltag trafen sich die deutschen und namibischen Kinder desöfteren beim Spazierengehen im Wald oder beim Baden am See“ (48f).

<sup>16</sup> Ausführlicher thematisiert werden die die fremdenfeindliche Atmosphäre und die Attacken gegen insbesondere namibische junge Menschen im Ostdeutschland der unmittelbaren Nachwendzeit in Lutz van Dijks Adoleszenzroman *Von Skindeads keine Spur* (Van Dijk 2008).

Äußerungen dieser Art waren und sind zu verstehen als Vorwurf an die neue, mehrheitlich mit schwarzen Politikern bestückte und vermeintlich kommunistisch ausgerichtete SWAPO-Regierung. Hinzu kommen Journalisten, Filmemacher und selbsternannte Biografen, die auf das inzwischen öffentlichkeitswirksame Thema anspringen.

Nicht immer fühlen sich die Betroffenen selbst von den deutschstämmigen namibischen Einwüfren und den – zumeist deutschen – Publizisten ernst genommen und angemessen repräsentiert. Im persönlichen Gespräch beklagte sich beispielsweise Onesmus Shimwafeni über die Darstellung seiner Person und Motivation in *Weißer Kinder mit schwarzer Haut* (BRASE/BRASE-SCHLOE 1996). Auch die Kritik (hier bei *booklooker*) lässt kein gutes Haar an der Publikation:

Das Buch, was [sic] sich mit dem Vornamen einer der drei Protagonisten schmückt, erweist sich als beispielhaft für die mediale Ausbeutung der DDR-Kinder, deren Biografie man sich bedient, um sie nach eigenen Intensionen [sic] auszuschnücken.<sup>17</sup>

Ähnlich sieht es Jürgen Krause, der ebenfalls ein persönliches Gespräch mit dem Porträtierten geführt hat:

Vieles an der Handlung (soweit vorhanden) ist nebulös. Wenn es um konkrete Informationen geht, sind sie oftmals nicht nur falsch, sondern auch peinlich erzählt. So besonders im einführenden Kapitel, wo es um die Schicksale der ins unabhängige Namibia gekommenen Kinder geht. Die frei erfundene Handlung des Buches verkörpert die Symbiose eines mit beiden Beinen im Leben stehenden Kindes – Onesmus – in überweltlicher Verbindung bis Abhängigkeit mit dem schwebenden ‚Barlach-Engel im Dom zu Güstrow‘. In einem von mir im September 2000 in Windhoek geführten Gespräch mit Onesi [sic] Shimwafeni äußerte er sich über das ihm gewidmete Buch recht abfällig und eindeutig (KRAUSE 2009: 119).

Das Dasein als rückgeführte Flüchtlinge und die damit einhergehenden Brüche und Verwerfungen im individuellen Selbstverständnis gelangt in der Autobiografie von Lucia Engombe besonders plakativ zum Ausdruck. *Kind Nr. 95* ist bei genauerem Hinsehen eine Lebensgeschichte, die unter Mithilfe eines Ghostwriters (Peter Hilliges) entstanden ist; in einer der reflektierenden Passagen wird deutlich, dass das Dasein bzw. Selbstgefühl als hybrides Wesen kein a priori einfaches ist – auch wenn der von postkolonialer Theorie beeinflusste Zeitgeist Hybridität anders, nämlich positiv und erstrebenswert darstellt. Nach der Rückkehr zu ihrer Mutter und ins freie Namibia tut sich Lucia schwer mit den neuen und ungewohnten Lebensumständen (und Erwartungen an sie):

---

<sup>17</sup> <https://www.booklooker.de/B%C3%BCcher/Brase-Schloe+Onesmus-Weisse-Kinder-mit-schwarzer-Haut-in-Namibia/id/A01joGBG01ZZy> (Zugriff 7. August 2016).

Wer war ich überhaupt? War ich so wie jenes Tierchen, vor dem ich mich als kleines Kind im sambischen Busch gefürchtet und das ich nie vergessen hatte? War ich ein *Fimbifimbi*? Ein Chamäleon? Mal weiß, mal schwarz? Welche Farbe sollte ich denn haben? Warum hatten sie mich zu einer Weißen gemacht, wenn sie jetzt eine Schwarze wollten? (ENGOMBE 2005: 298).

Noch einmal zum Stichwort Hybridität, das in den geistes- und kulturwissenschaftlichen Fachgebieten seit einigen Jahren Konjunktur hat: Zu den akademischen Annäherungen an die ehemaligen Flüchtlingskinder zählt neben bildungspolitischen (TIMM 2007) und ethnologischen Arbeiten (SCHMIDT-LAUBER 1998: 401ff) der sozialwissenschaftliche Ansatz von Matthias Witte und seinen Mitarbeiter/innen aus Mainz, die sich den besonderen transnationalen Aspekten in den Lebensläufen der ‚Ossis‘ widmen<sup>18</sup>. Auch hier sind die Erfahrungen der Ex-DDR-Kinder und ihre Selbst- oder Fremdzuschreibungen als hybride Subjekte, erstens, tendenziell positiv konnotiert. Zweitens werden sie dargestellt als eine Art gesichertes Wissen, das die vergangene Flüchtlingserfahrung und die spätere, bis heute anhaltende Erfahrungsverarbeitung umfasst und als solche resümiert.

Dass dem nicht so sein muss, zeigen Aussagen wie die oben angeführte von Monica Nambela, denen zufolge das Selbstverständnis inzwischen ein rein afrikanisches ist. Die Deutschlandenerfahrungen sind deswegen nicht verschwunden, verdrängt oder abgelegt: vielmehr erscheinen sie als verkapselte und teils – Stichwort Sprachbeherrschung in einem vor allem für deutsche Touristen attraktiven Land – sehr wohl nützliche Sedimente, die allerdings weder im Alltag noch für die aktuelle post-migratorische Identität eine prioritäre Rolle spielen.

### 3. Fazit

Die Erfahrung von nicht in erster Linie freiwilliger Migration, sei es als Flucht, Exil, Umsiedlung oder Vertreibung, ist zweifellos identitäts-mit-prägend. Das gilt auch für die namibischen Flüchtlingskinder, die von 1979 bis 1989 in der DDR aufgewachsen sind, dort Deutsch gelernt haben und in der für sie zunächst fremden Sprache beschult worden sind. Das Beispiel zeigt aber auch, dass weder der Fluchtgrund – ein bewaffneter Konflikt und die Gewalttat eines Massakers – noch die Zeit des Flüchtlingsdaseins in der DDR so gravierende Spuren hinterlassen haben, dass die jungen Namibier von damals heute ihr Selbstverständnis nur und exklusiv von diesen Fluchterfahrungen herschreiben. Im Gegenteil, als Ex-DDR-Kinder und ‚Ossis‘ begreifen sie sich zwar im (und als) Kollektiv. In erster Linie ist

---

<sup>18</sup> Zur Begriffsbestimmung von Transnationalität: „We define transnationality as cross-border interconnections between units seen as nation states. Cross-border interconnections are characterized by the permeability and linkage of national borders. These occasional openings allow new developments to take place by overcoming differences without national categories having to be lost entirely“ (Schmitt/Witte/Polat 2014: 250)

es aber die Identität als Afrikaner, die heute, fast dreißig Jahre später, die meisten als primär und prioritär erachten – zumindest die meisten derjenigen, die nach der Rückverbringung ins südliche Afrika im Jahr 1990 in Namibia geblieben sind.

Dieser Selbstbeschreibung gegenüber steht eine beträchtliche Anzahl literarischer, publizistischer und auch filmischer Zuschreibungen von außen, die sich als fragwürdig erweisen. Weder fühlen sich die namibischen Mittdreißiger und Vierzigjährigen heute richtig charakterisiert, wenn sie als postkoloniale Wesen par excellence, nämlich als transnationale hybride Subjekte bezeichnet werden. Noch erinnern sie ihre Zeit als Flüchtlingskinder in negativer Weise als Entführung, Verschleppung oder gar organisiertes Kidnapping durch Parteikader der SWAPO und SED.

### Literaturverzeichnis

- ARICH-GERZ, B. (2016) Oshideutsch. Eine deutsch-namibische Sondersprache zwischen Funktiolet, Generatiolet und Geheimsprache. Vortrag bei der 3. Gemeinsamen Tagung von SAGV (Germanistenverband des südlichen Afrika) und GAS (Germanistik in Afrika Subsahara), *Grenzen und Migration: Afrika und Europa*. Köln, 20. Juni.
- AUKONGO, S. (2009) *Kalungas Kind. Wie die DDR mein Leben rettete*. Reinbek.
- BRASE, K./BRASE-SCHLOE (1996) *Onesmus. Weiße Kinder mit schwarzer Haut*. Nienburg.
- DORNER, C. (2010) Gemeinschaftsgefühl im ‚Ossi-Klub‘. Die ‚DDR-Kinder‘ von Namibia. In: KUNZE, T./VOGEL, T. [Hg.] *Ostalgie international. Erinnerungen an die DDR von Nicaragua bis Vietnam*. Berlin, 57-68.
- ENGOMBE, L. (2005) *Kind Nr. 95. Meine deutsch-afrikanische Odyssee*. München.
- GIEFFERS, H. (2010) Die Kokosnüsse von Namibia. Auf der Suche nach einer Identität. In: *Allgemeine Zeitung*, 23. März. Windhoek.
- GROTH, S. (1996) *Namibische Passion. Tragik und Größe der namibischen Befreiungsbewegung*. Wuppertal.
- HASHINGOLA, P. (2006) ‚Wir haben viele Ideen‘. Interview mit Patrick Hashingola. In: *Allgemeine Zeitung*, 7. Juli. Windhoek.
- HOPF, H. (1999) Die DDR-Kinder sind besser als ihr Ruf. In: KENNA, C. *Die „DDR-Kinder von Namibia*, a.a.O. 151-159.
- KENNA, C. [Hg.] (1999) *Die „DDR-Kinder“ von Namibia. Heimkehrer in ein fremdes Land*. Göttingen.
- KRAUSE, J. (2009) *Das DDR-Namibia-Solidaritätsprojekt „Schule der Freundschaft“*. Möglichkeiten und Grenzen interkultureller Erziehung. Oldenburg.
- KRAUT, K. (2005) Entführung bleibt Entführung (Leserbrief). In: *Allgemeine Zeitung*, 18. Januar. Windhoek.
- RAMMERSTORFER, U. (2009) Die ‚Ossis‘ von Namibia. In: *Südwind*, Heft 7 (Juli), 26-27.

- RÜCHEL, U. (2001) „Wir hatten noch nie einen Schwarzen gesehen“. *Das Zusammenleben von Deutschen und Namibiern rund um das SWAPO-Kinderheim Bellin 1979-1990*. Schwerin.
- SCHMIDT-LAUBER, B. (1998) „Die verkehrte Hautfarbe“. *Ethnizität deutscher Namibier als Alltagspraxis*. Berlin und Hamburg.
- SCHMITT, C./WITTE, M.D./POLAT, S. (2014) International solidarity in the GDR and transnationality: an analysis of primary school materials for Namibian child refugees. In: *Transnational Social Review. A Social Work Journal*, 4:2-3, 242-258.
- TIMM, S. (2007) *Parteiliche Bildungszusammenarbeit. Das Kinderheim Bellin für namibische Flüchtlingskinder in der DDR*. Münster.
- VAN DIJK, L. (2008) *Von Skinheads keine Spur*. Gütersloh.
- WALLACE, M. (2011) *A History of Namibia*. London.
- WERNER, H. (1999) Zucker. In: KENNA, C. *Die „DDR-Kinder von Namibia*, a.a.O. 69.
- WITTE, M.D./KLEIN-ZIMMER, K./SCHMITT, C. (2013) Transnationales Aufwachsen namibischer Flüchtlingskinder zwischen SWAPO- und DDR-Erziehung – eine biografisch-ethnografische Studie. In: *Transnational Social Review. A Social Work Journal*, 3:2, 1-7.

**Wolfgang Brylla**  
Uniwersytet Zielonogórski

## **Hans Erick Nossacks *Der Untergang* oder Vom Zwiespalt zwischen Flucht und Rückkehr**

Flucht, oh Flucht! Gestaltwerdung des Tages und  
Gestaltenruhe der Nacht, beides hingewendet zum  
ruhenden Geschehen der Zeitlosigkeit! (BROCH  
1986: 65)

### **1. Ein Sinnbild des (menschlichen) Niedergangs**

Neben *Nekyia* gehört *Der Untergang* zweifellos zu Erich NOSSACKS bekanntesten Texten; er hat ihm viel Popularität beschert und wurde in den Schulkanon aufgenommen. Mit dem Prädikat „Dichter der Katastrophe“ versehen (GÄTHJE 2000: 69), avancierte der Hamburger Autor, der 1943 den infernalischen Bombenangriff auf seine Heimatstadt miterlebte, zum „Schulautor des Untergangs“ (GÄTHJE 2000: 69) – mit dieser Bezeichnung wird er immer wieder noch in Verbindung gebracht. Denkt man heutzutage an NOSSACKS Gesamtwerk, so denkt man sofort in erster Linie an seine narrativen Armageddon-Bilder. Auf *Der Untergang*, schon 1943 geschrieben, erstmals 1948 veröffentlicht als längerer Bericht, gründet sich nicht nur NOSSACKS Leseerfolg, sondern wird auch ein gewisser Perpetuierungsvorgang eingeleitet. NOSSACK wird als Sprachrohr der ganzen Kriegsgeneration betrachtet, die an der Heimatfront infolge der Bombardements leiden musste und den Krieg einfach – salopp ausgedrückt – ‚satt‘ hatte. Die Apokalypse des Bombenhagels und der Stadtauslöschung, die mehr oder weniger fast durch alle NOSSACK’schen Narrativwelten durchflimmern, bilden nur die Spitze des Eisberges und die Endstation in einer kausalen Vernichtungskette, die von der nationalsozialistischen Regierung, von der Idee der Eugenik, des Holocaust, des totalen Kriegs sowie der Politik der Menschheitszerstörung in Gang gesetzt wurden. Deshalb spricht auf Andrew WILLIAMS in Bezug auf *Der Untergang* von einem „Psychogramm einer durch Nazis zerstörten Existenz“ (WILLIAMS 2004: 119) und Jan GÄTHJE konstatiert, dass der ganze Text in Wirklichkeit als eine „Existenzberechtigungsfrage“ in Erwägung zu ziehen sei (GÄTHJE 2000: 74). Ob diese Frage für die kollektive Allgemeinheit der Ausgebombten oder auch für das ausgebombte Einzelindividuum beantwortet wird bzw. werden kann, steht auf einem ganz anderen Blatt.

Auffallend ist, wenn man sich einen Überblick über die erzielte Resonanz von NOSSACKS *Der Untergang* in der Literaturforschung verschafft, dass meistens ein

wichtiger Aspekt der textlichen Super-GAU-Konstruktion außen vor gelassen wird. Man verweist üblicherweise auf das Signum der Stadt- und Menschendemontage, indem man auf das ruinierte, durch Bombenanschläge kollabierte Stadtpanorama Hamburgs hindeutet; auch auf die Märchenhaftigkeit des Erzählens wird sehr oft abgehoben. In diesem märchenhaften Kontext spricht man dann bspw. von der „Grundlage mythischer Anonymität“ (WILLIAMS 2004: 122), die in *Der Untergang* ausfindig zu machen sei, vom „Modell mythischer Kausalität“ (WILLIAMS 2004: 121), von der „Mythomimesis“ (DÖRR 2004: 331), von einer gezielten erinnerungshaften Poetik der Mythisierung oder auch von einer „transzendierende[n] Erweiterung ins Mythische“ (BARNER 2006: 48). Ein relevanter Faktor wird vernachlässigt, und zwar das Paradigma der Flucht und der Flüchtlinge. Dieses Paradigma, dieses Motiv ist allerdings ein doppeltes bzw. ein Motiv mit einer Kehrseite, denn in *Der Untergang* bekommt man es nicht nur mit einer einzigen Fluchtform zu tun, sondern mit zwei Fluchtvarianten, die kaum unterschiedlicher hätten sein können. Einerseits stehen sie in einem völligen Kontrast zueinander und weisen auf zwei konträre Bewegungslinien und -richtungen hin, andererseits ergänzen sie sich und verdichten das Gesamtbild des Fluchtunglücks.

Bei NOSSACK kann man zwischen zwei Fluchtebenen differenzieren. Erstens: die Flucht nach außen, aus der Stadt hinaus, und zweitens: die Flucht nach innen, in die Stadt hinein, die Rückkehr in die Stadt. Charakteristisch ist auch die Tatsache, dass diese Dipoligkeit sich in der Textstruktur von *Der Untergang* widerspiegelt, nämlich in der verschiedenen Handhabung und im Einsatz des berichtenden Erzählsubjekts. Changiert wird zwischen einem Ich und einem Wir; im ersten Fall wird die Individualität und Inklusivität, im zweiten Fall viel eher das Gemeinsame, die gemeinsame Erfahrung und Exklusivität bedient. Der Stimmwechsel verdeutlicht die Allgegenwärtigkeit des verheerenden Klimas und die Ausweglosigkeit der Vertriebenen resp. Flüchtlinge. Denn die Flucht, das Wegrennen um des Überlebens willen, ist nicht nur dem persönlichen Wunsch nach *Rettung*, sondern auch dem kollektiven Wunsch nach *Errettung* geschuldet.

## 2. Flucht nach außen, Flucht aus der Zeit

In der Nacht vom 23. auf den 24. Juli 1943 wurde die Ruhe der Hansestadt Hamburg zum ersten Mal durch feindliche Alliierten-Luftangriffe gestört. Bis zum 3. August 1943 dauerte der Abwurf von Fliegerbomben an, infolgedessen 55.000 Menschen ums Leben kamen (siehe BARNER 2006: 48). Die Hamburger Innenstadt und die wichtigsten Industrie- sowie Wohnstadtteile lagen in Schutt und Asche, in den Straßen und in den eingefallenen Wohnhauskellern stapelten sich Leichenberge, die Stadtlandschaft glich einer einzigen großen Trümmerwüste. Die übriggebliebenen Häuserfassaden waren mit Russ und mit Phosphor zugedeckt, trotzdem versuchten sich die Überlebenden aufzurappeln und mit den Wiederaufbauarbeiten sofort loszulegen. In einer Fernsehdokumentation, die im Rahmen der gemeinsamen Initiative von „Stern“ und ZDF – „Gedächtnis der Nation“ – entstanden ist, wurde auch der Untergang Hamburgs nachskizziert und nacherzählt, die Ausmaße des



Bombenkrieges werden dort medial veranschaulicht. Gefragt nach den Erinnerungen an die Todesnacht äußert sich einer der vielen Überlebenden wie folgt: „Kein einziges Kind hat geweint oder geschrien“. Er heißt Wolf Biermann, als Kleinkind war er mit seiner ganzen Familie im Stadtzentrum eingekesselt und nahm das dämonische Orgel- und Orakelspiel wahr. Nur die Kinder haben nicht geweint. Eine ganz ähnliche Szene findet sich auch in NOSSACKS *Der Untergang*. Die Kinder weinen nicht, denn die Kinder sind mit Fußballspielen in den zerfallenen Trichterstraßen beschäftigt; das Leben muss seinen Gang weiter gehen. *Business as usual*.

Biermanns und NOSSACKS Perspektiven sind allerdings nur schwer in Einklang zu bringen. Wenn dieser die Tragödie der Stadt als „Zuschauer“, so der erste Satz, erlebt hatte und der sich in der Pflicht sieht, davon „Rechenschaft“ abzulegen (NOSSACK 1963: 7), dann ist jener mittendrin, in der Hölle selbst. Schon in dieser oppositionellen Stellung und in den gegensätzlichen Sichtweisen schlägt sich die Divergenz zwischen Außen und Innen nieder. Die Gefahr für NOSSACK bestand darin, „schauend und wissend durch Erleiden des Gesamtschicksals überwältigt zu werden“ (NOSSACK 1963: 7); die Gefahr für Biermann bestand darin, nicht von den Bombensplittern getroffen und verbrannt zu werden. Im Grunde ist NOSSACKS Ausgangsposition und der Blickwinkel dessen Erzählers bzw. Berichterstatters (vgl. BRYLLA 2012: 231) mit der Position auf der Jagdkanzel identisch; man beobachtet, man guckt sich die ganze Situationslage an, man macht sich Gedanken. Das Gefahrenpotential liegt für NOSSACK bei Null, weil er sich im Augenblick des ersten erbarmungslosen Feuersturms nicht mehr in Hamburg mit seiner Lebensgefährtin befindet, sondern im Grünen außerhalb der Stadtgrenzen. Irgendwo auf der Heide, die zum räumlichen Symbol der Idylle, eines Heiligtums, wird, obwohl im Hintergrund die Stadt niederbrennt. Welche Gründe den Erzähler dazu bewogen haben, Hamburg zu verlassen, bleibt ungeklärt, auch das erzählende Ich kennt keine konkrete Antwort. Das sich anbahnende Drama der Elbe-Stadt (NOSSACK 1963: 14) wurde von jedem erkannt, trotzdem wurde es von niemandem als real empfunden. Deshalb ist auch der Vernichtungsangriff etwas Unerwartetes, das auf der anderen Seite jedoch erwartet und befürchtet wurde. In dieser Kontradiktion von Wissen/Wollen und Verdängen spielt sich auf die *Untergang*-Geschichte ab; in der Ungewissheit der Gegenwart und Zukunft, die aber quasi in die Gewissheit der Zukunft mündet. Man weiß schon, wie das Morgen aussehen wird und was unternommen werden muss. Denn die Stadtzerstörung kann auch, dies meint der Erzähler, als Chance bewertet werden, sich aus dem alten Leben zu befreien, sich loszulösen, um erlöst zu werden. Aus der kriegerischen Erlöschung wird eine christliche Erlösung. „Wir müssen zerstören, um zu zeugen“ (NOSSACK 1963: 19), heißt es an einer Stelle, an einer anderen wird das Schicksal des Erzählers mit dem Schicksal der Stadt verknüpft, was im Endeffekt dazu führt, dass sich die Ich-Stimme an der Katastrophe mitschuldig fühlt:

Habe ich nicht gewußt, daß er eines Tages ausbrechen würde, und habe ich nicht auch diesen Tag herbeigesehnt, weil er mich endlich von der Aufgabe des Wächters erlösen würde? Ja, ich habe, wie ich es jetzt weiß, immer gewußt, daß, es sich bei dem Schicksal

der Stadt um mein Schicksal handeln würde. Und wenn es so ist, daß ich das Schicksal der Stadt herbeigerufen habe, um mein eigenes Schicksal zur Entscheidung zu zwingen, so habe ich auch aufzusehen und mich am Untergang der Stadt schuldig zu bekennen (NOSSACK 1963: 18).

So ist er nur folgerichtig, dass Walter BOEHLICH im Verderben und Zusammenbruch Hamburgs den Aufgang des Autors NOSSACK erkennt: „Der Untergang der Stadt war die Erlösung des Schriftstellers, der von nun an nichts mehr übend für sich selbst schrieb, sondern gestaltend für Leser“ (BOEHLICH 1963: 76). Auch BOEHLICH macht auf das Heiden-Idyll aufmerksam, in dem sich die „Zeichen der Katastrophe“ abbilden (BOEHLICH 1963: 80). Das aus dieser Sicht gesehene Fege-Feuer ist eines in „Pastelltönen“ (BOEHLICH 1963: 80). Dem Hot Spot ‚Heide‘ kommt insoweit eine signifikante Funktion zu, als dass sie nicht nur als Utopie der Unzerstörbarkeit und Idyllentopos in Anschlag gebracht wird, sondern vielmehr den Fluchtraum und den Umschlagplatz zugleich darstellt. Und dieser Raum ist durch eine Komponente geprägt, die in der virulenten Kriegszeit abhanden gekommen ist. Durch Zeitlosigkeit:

Wir lieben die Heide, wir gehören irgendwie dorthin, vielleicht sind wir vor Zeiten dort geboren. Andere fühlen sich dort krank und werden schwermütig. Sie können nicht ohne Zeit leben; denn die Heide ist ohne Zeit. Sie wollen es nicht wissen, daß wir einem Märchen entstammten und wieder ein Märchen werden. Wir begannen den Krieg zu vergessen (NOSSACK 1963: 12).

Die zeitlose Heide versinnbildlicht eine zeitlich-räumliche Trennung; diversifiziert wird zwischen der Zeit vor den todbringenden Fliegerkommandos und vor der Flucht sowie der Zeit nach den Bombardements bzw. nach und während der Flucht. Mit anderen Worten: zum Ausdruck kommt die Unterscheidung zwischen dem Früher/Gestern und dem Jetzt/Heute. Die Heide ist allerdings von diesen Veränderungsmaßnahmen im Zeitkomplex und Zeitgang nicht betroffen; die Heide ist ebenso wie NOSSACK ein Zuschauer des urbanen Untergangs und der Flüchtlingswelle, die das Früher hinter sich ließ, um im Jetzt Obhut auf der zeitlosen Heide zu finden.

Die Flucht nach außen aus der Stadt bedeutet eine Flucht auf die Heide. NOSSACKS *Der Untergang* beinhaltet viele Beschreibungen der Fluchtrouten und -aktivitäten oder der Verhaltensweisen der Flüchtlinge, die aus dem Blickpunkt des Ich-Erzählers geschildert werden. Diesen sollte man in Wahrheit auch als Flüchtling apostrophieren, konkreter gesagt als Vor-Flüchtling, denn geflohen ist er noch sozusagen in der Zeit. Seine privilegierte Beobachterstellung außerhalb der Zeit, in der Zeitlosigkeit und Geborgenheit des Heideraumes, ermöglicht ihm, die Flüchtlinge aus der Zeit, die sich ohne einen Plan ab und davon machten, vorzustellen:

Und damit setzte ein pausenloses Fahren auf allen Straßen der Umgegend ein, am Tage und nachts, diese Flucht aus Hamburg, ohne zu wissen, wohin. Es war ein Strom, für den

es kein Bett gab; fast lautlos, aber unaufhaltsam überschwemmte er alles, und die Unruhe sickerte durch kleine Rinnsale bis in die entlegensten Dörfer. Manchmal glaubte sich ein Fliehender an einem Ast halten zu können und ein Ufer gefunden zu haben, aber nur für ein paar Tage oder Stunden, und er warf sich wieder in den Strom, um sich weitertreiben zu lassen. Es wußte keiner, das er die Friedlosigkeit wie eine Krankheit mit sich trug, und alles, was davon berührt wurde, verlor seine Festigkeit (NOSSACK 1963: 20–21).

Die Friedlosigkeit erzeugt bei den Flüchtlingen Rastlosigkeit, die sich wiederum aus der Lebensgefahr speist und zur weiteren Mobilität zwingt. Der Heimatverlust löst keine neue Heimatsuche aus, sondern einen „Strom“ ins Ziellose, ins Unendliche des Gestern, des Heute und des Morgen. Überraschenderweise hat Khalil GIBRAN in seinem Buch *Der Prophet* von 2006 auch den Begriff „Strom“ im Zusammenhang mit dem Zeitlosen gebraucht. Bei GIBRAN heißt es wie folgt: „Doch das Zeitlose in Euch ist sich der Zeitlosigkeit des Lebens bewusst und weiß, dass Gestern nichts anderes ist als die Erinnerung von Heute und Morgen der Traum von Heute“ (GIBRAN 2006: 62).

Diese Unendlichkeit kann einerseits in der Ferne und Weite jenseits von Hamburg und der Zeit (nicht) erreicht oder kann andererseits in der „maskenlosen Zeit“ (NOSSACK 1963: 25) der Heide ausgelebt werden, auf der es zu einer Re-Konfiguration der bisherigen zwischenmenschlichen Relationen kommt. „Wir alle haben in diesen Wochen erkennen müssen, daß die Gewichte, mit denen wir bisher gewogen hatten, nicht mehr stimmten“ (NOSSACK 1963: 26), verkündet der Erzähler nachdem er den Flüchtlingstreck porträtiert hat, der still und schweigsam in der Provinz nach Hilfe suchte. Die Fliehenden „brachten eine unheimliche Stille mit sich“ (NOSSACK 1963: 24) und die restlichen Alltagsgegenstände, die sie retten konnten und die halbwegs an das vergangene laute Leben in der Zeit erinnerten. Obwohl die Gleichgewichtung relativiert werden musste im Angesicht der Trümmer und des Leides der vorbeiziehenden Menschenkarawanen, funktionierte die Nothilfe ohne größere Probleme. Man war darum bemüht, die Ausgebombten, die Zeitvertriebenen mit den wichtigsten Lebensutensilien einzudecken, allerdings viele davon „vertraten auch den Standpunkt: Wir haben alles verloren, nun gebt uns bitte die Hälfte von dem euren ab!“ (NOSSACK 1963: 25). Solch eine Erwartungshaltung evozierte bei den anderen Hilfesuchenden Abneigungszustände und Desinteresse:

Und auf der Gegenseite gab es genug Menschen, die dachten: Wir sind nicht schuld daran, was geht es uns also an? Und wenn sie etwas gaben, dann nur aus Angst. Ja, vielleicht war diese erbärmliche Tatsache, daß sich die Verschonten von vornherein beneidet fühlten, erst der Anlaß, daß der Neid in den Flüchtlingen aufglomm und allmählich wuchs (NOSSACK 1963: 25).

Die bei NOSSACK zur Sprache gebrachte Parole „was geht es uns also an?“, die für einen Großteil der Bevölkerung galt, scheint auch heutzutage nicht viel an Aktualität verloren zu haben, wenn man sich die Migrationspolitik einiger Länder vor dem Hintergrund der Flüchtlingskrise anschaut. Die demonstrierte Gleichgültigkeit

gegenüber dem Schicksal der Flüchtlinge ist allerdings durch den Verweis auf die eigene schlechte Sachlage zu erklären: wenn man nicht viel hat, dann will man auch nicht teilen. Und wenn man schon teilt, dann werden die Geschenke nicht selten heruntergesetzt und als unbedeutend taxiert:

Über das Gesicht des Beschenkten huschte vielleicht so etwas wie Freude, aber es blieb nicht haften. (...) warum klagten und weinten sie nicht? Und warum diese Gleichgültigkeit im Tonfall, wenn sie von dem, was hinter ihnen lag, sprachen, diese leidenschaftslose Art der Rede (...) (NOSSACK 1963: 27–28).

Der Erzähler weiß eine Antwort zu liefern: „Wir erwarteten, daß uns jemand anrufen würde: Wacht doch auf! Es ist ja nur ein schlechter Traum!“ (NOSSACK 1963: 28). Stattdessen erweist sich die Kriegswirklichkeit nicht als Traum, sondern vielmehr als Trauma, das von der Vergangenheit gesteuert, beeinflusst wird und als zerstörerische Kraft des Ich oder des Wir agiert. „Wir haben keine Vergangenheit mehr“ (NOSSACK 1963: 29) stellt die Erzählfigur fest, die nach BOEHLICH keine „herkömmliche“ Erzählstimme ist, weil sie keine Fabeln produziert und nur Zeugnisse serviert: „Bericht, Verhör, Recherche, diese drei eng nebeneinanderliegenden Formen, sind die Formen NOSSACKS. (...) Mit Fiktion haben sie ihrem Wesen nach nichts zu tun“ (BOEHLICH 1963: 77). Das Trauma des Verlustes des Hauses, der Stadt, der Vergangenheit und der Zeit drückt seinen Stempel auf die Fliehenden ab, die, beziehe man Max HERMANN-NEISSES Gedicht *Heimatlos* mit ein, „sinnlos durch der Fremde Labyrinth (...) ohne Heimat irren so verloren“ (zit. nach RADEMACHER 1993: 192); als die männliche Erzählfigur von dem Abbrennen ihres Wohnhauses – das einzige zerbombte Haus in der Straße – erfährt, nennt sie sich sofort Flüchtling. Denn auf der Flucht sein heißt sowohl vor dem Tod zu fliehen als auch seine ganze Familiengeschichte hinter sich zu lassen:

Mit dem Erhalt der Nachricht waren wir sofort Flüchtlinge geworden. Es blieb sich also gleich, daß uns der Zufall ein paar Tage vor der Katastrophe hatte fliehen lassen. Ob wir wollten oder nicht, wir wurden zu unseresgleichen hingezogen und hatten sogar eine Scheu vor den anderen. Die Flüchtlinge waren übrigens alles sehr einfache Leute, aber niemand achtete auf so etwas; das gemeinsame Schicksal machte und gleich (NOSSACK 1963: 32–33).

Durch die Gleichsetzung der geflüchteten Menschen anhand des Schicksalsverweises wird das Kollektivbewusstsein akzentuiert, das sich durch Hetze und Sinnlosigkeit kennzeichnet. Zum Flüchtling geworden, wobei er sich gegen solch eine Abstempelung wehrt – „Nur kein Flüchtling werden!“ (NOSSACK 1963: 36) –, muss er mit den anderen Flüchtlingen im „tierischen Zusammenhocken“ (NOSSACK 1963: 35) auf der Heide, dem Sammelplatz für alle Hamburger, ausharren und mit denen zurecht kommen. Mit Nichts angekommen, am Abgrund stehend – „Der Abgrund war ganz nah neben uns, ja, vielleicht unter uns, und wir schwebten nur durch irgendeine Gnade darüberhin“ (NOSSACK 1963: 34) ist eben dieses Nichts, oder korrekterweise gesagt, die Ergatterung des Nichts, das

Einzigrichtige, das Lebensziel selbst: „Wir hatten keine Betten, keine Decken, keine Mäntel, keine warme Wäsche und vor allem kein Schuhzeug. Plötzlich glaubten wir erkannt zu haben, daß diese Dinge das einzig Notwendige zum Leben wären“ (NOSSACK 1963: 35). Die neu erzwungene Existenz in der Zeitlosigkeit des neuen offenen nichturbanen Raumes der Heide führt zu einem Umwandlungsprozess; die Zeitlosigkeit ist bei den Flüchtlingen verantwortlich für die Umkehrung ins Gehetztsein, für das Herausfallen aus der Zeit (NOSSACK 1963: 36). Eben diese Hetzerei und Raserei des eigenen Herzens auf der Suche nach der Zurückgewinnung des Sinns, des Lebenssinns, ist als Anstoß zu subsumieren, die Flüchtlingswelt zu verlassen und sich auf den Weg zu machen. Man könnte auch von der Flucht vor der Flucht oder der Flucht vom Flüchtling-Werden sprechen, die dem hätte-Diktum und Konjunktivdenken des Erzählers Einhalt gebieten könnten (vgl. BRYLLA 2012: 235). Die Flucht von der Heide in die Stadt, nach Hamburg zurück, steht auf einer Stufe mit der Flucht aus der Zeitlosigkeit in die Zeit zurück. In die verwandelte Zeit zurück.

### **3. Flucht nach innen, Flucht in die Nicht-Zeit**

Die Rückkehr in die verlorene Heimat ist ein gängiges, ja musterhaftes Begehren vieler Vertriebenen, Flüchtlinge oder Ausgesiedelter. Zurückkehren kann man auf unterschiedliche Art und Weise. Entweder materiell im Sinne des tatsächlichen Aufsuchens des alten Wohnorts oder ideell im Sinne der Vergegenwärtigung der Heimat in Form von Erinnerungen, die bspw. aufgeschrieben und somit konserviert werden können. Alle Ästhetisierungsentwürfe, die man zurate zieht, um das geschichtliche Bild der Heimat, die keine mehr ist, aus der Taufe zu heben, gehören in die Rubrik Heimat- und Nostalgieromantik. Blickt man auf die ganze Reihe von sentimental schmonzettenhaften Erinnerungstexten, die in den letzten zwanzig Jahren erschienen sind und in denen die Heimat als heiliger Ort des Friedens aus der Perspektive des Heimatvertriebenen präsentiert wird, wird klar, dass es früher oder später zur Überstrapazierung des Heimatbegriffs kommen muss(te), der inflationär gebraucht wurde, nur um die persönliche Gier nach Legitimierung und Erklärung zu stillen. Die medialen Rückerinnerungsträger bilden eine neue, eine andere Variante der Flucht – der Flucht ins Metaphysische der Schrift. Indem man in die Literatur flüchtet, beschwört man einen vergessenen, nicht mehr ‚seienden‘ Heimatkosmos herauf, der einfach nicht standhalten kann. Dies trägt nicht nur zur Fiktionalisierung des Stoffes, sondern auch des erlittenen Verlustes bei. Bei NOSSACK ist die Verluststruktur keine irreversible, sie kann auch reversibel gemacht werden, infolge eines einfachen, aber auch mutigen Zuges: des Zurückgehens. Die Flucht in die Stadt entpuppt sich als logische Konsequenz der Flucht aus der Stadt. „Nichts konnte die Gedanken daran hindern, nach Hamburg zu gehen“ (NOSSACK 1963: 32). Das Nichts bezieht sich auf das Nicht(s)-Haben und das Nicht(s)-Sein in den Flüchtlingsräumen, die selbst ein großes Nichts waren. Wenn man im Nichts zu hausieren gezwungen war, dann besser doch im Nichts des Bekannten, das vor kurzem, vor den Bombardierungen, noch ein Etwas war. Mit der Flucht nach

Hamburg wird vom Erzähler der Versuch gestartet, des „Fremde[n]“ und des „Nicht-Mögliche[n]“ Herr zu werden (NOSSACK 1963: 45) einerseits; andererseits zeigt sich in der partiellen simplen Rückkehrentscheidung das Vorhaben nach der Neuordnung des Lebens in der neu ausgebrochenen Zeit in alten verwüsteten Mauern. Die Kaprizierung auf die Gegenwart, so heißt es auch in einem der letzten Sätze, dass das Wir „gegenwärtig“ wurde (NOSSACK 1963: 70), hat die Ausschließung der Außenwelt zur Folge. „Was außerhalb von uns geschah, existierte einfach nicht“ (NOSSACK 1963: 39), diagnostiziert der episch-protokollarische Erzähler (siehe DÖRR 2004: 331). Existieren konnte der Außenraum deswegen nicht, weil auch der Innenraum einen wesentlichen Schaden abbekommen hat. Die Menschen, die zurückgegangen oder im verschütteten Hamburg geblieben sind, waren „ohne Mittelpunkt; die Wurzeln waren ausgerissen, pendelten hierhin und dahin (...)“ (NOSSACK 1963: 38). Zu der Entwurzelung gesellt sich allerdings auch deren Gegensatz, die Wurzellegung, eine Grundsteinlegung in der dezentrierten Welt. Die Hafenstadt mag einem Friedhof gleichen (NOSSACK 1963: 47), man kann sich in ihr verirren, weil die Bausubstanz und die Stadtanatomie kaum mehr zu erkennen sind (NOSSACK 1963: 49), aber die „tote Stadt“ bedeutet auch eine Chance:

Da überkam mich, ich weiß nicht woher, ein so echtes und zwingendes Glücksgefühl, daß es mich Mühe kostete, nicht jubelnd auszurufen: Nun beginnt endlich das wirkliche Leben. Als ob eine Gefängnistür vor mir aufgesprungen wäre und die klare Luft der längstgeahnten Freiheit schlug mir entgegen. Es war wie eine Erfüllung (NOSSACK 1963: 43).

Die Flüchtlinge auf der Gegenflucht werden mit verbrannten Leichenbergen und dem Geruch von Fäulnis und Verwesung (siehe NOSSACK 1963: 52) konfrontiert, bekommen Raten und Fliegen, die neuen Stadteinwohner, zu Gesicht; Hamburg wurde „des Zeitlichen entkleidet und [ist] ewig geworden“ (NOSSACK 1963: 47). Durch die Beraubung des Zeitlichen und so gesehen durch die Exklusion der Zeit aus der Zeitgeschichte wird aber eben den Flüchtlingen gestattet, zurückzukehren und auf der Grundlage der Zeitbeschneidung, mit den Erfahrungen der Zeitlosigkeit der Heide, ein neues Zeitdenken herzustellen. Nicht die Beweggründe, nicht der Grundmovers für die Flucht sind von Relevanz, sondern die Ursachen für die Rückkehr, in Wirklichkeit die Gründe für die Enthabitualisierung der Flüchtlinge. ‚Warum kommt man zurück?‘, fragt sich die Erzählinstanz. Um weiter so zu leben wie vor dem Bombendesaster, obwohl man so nur den Schein der Rekonstruktion der alten Welt simuliert: ‚Sie wissen, daß es nur Schein ist. Sie glauben nicht daran. Die Kulisse fehlt, die Illusion der Wirklichkeit‘ (NOSSACK 1963: 70). Doch diese Scheinheiligkeit und Desillusionierung werden dazu benötigt, um sich aus der Zeit zu lösen und um ein Zeit-Erkennen auszulösen. Ein seltsamer Widerspruch zwischen dem Streben nach der Nicht-Zeit und der Verständlichmachung der alten Ist-Zeit breitet sich aus. Die Ist-Zeit wird mit Besitz und Gegenständen gefüllt, die Nicht-Zeit ist ohne Besitz. Es geht nicht mehr darum, so wenig zu haben, damit man ohne Bedenken in einer erneuten Gefahrensituation fliehen kann, sondern zu bleiben, weil

man zeitfrei ist. Die Zeitlosigkeit impliziert die Losbindung von allem Möglichen und Nicht-Möglichen. Hiermit ist auch die Flucht als Losbindung von allem Möglichen und Nicht-Möglichen zu signifizieren; als eine Flucht ins Zeitlose eben dorthin, wo die Zeit präsent war.

#### 4. Ontologie des Zeitschwunds

„Wir haben das Schwerste hinter uns, das Schwerere zählt dagegen nicht“ (NOSSACK 1963: 71). In der Graduierung der Schwere, die aus der Hamburger Katastrophe 1943 und der Flucht herausgeht, wird von NOSSACK der Lebenssinn der Flüchtlinge auf den Punkt gebracht. Das Schwerste – die Flucht – wurde schon gemeistert, um das Schwerere braucht man sich keinen Kopf zu machen, weil das Schwerere zeitentbunden ist. Irgendwie wird es schon werden. Beide Fluchtwege – der nach außen und der nach innen – sind für das erzählende Ich, das Anspruch auf eine kollektive Generationsstimme erhebt, erforderlich, um sich seiner eigenen Flüchtlingsidentität bewusst zu werden. Das Unglück von Hamburg ist das Glück des Einzelnen, der sein Leben neu sortieren muss. Wenn Winfried Georg SEBALD im Hinblick auf *Der Untergang* von der „Naturgeschichte der Zerstörung“ spricht (SEBALD 2001: 40), hat er zwar nicht ganz Unrecht, aber somit wird der Text NOSSACKS auf die literarische Wiedergabe des städtischen Katastrophenszenarios reduziert. Vielmehr, so der Eindruck, schwebte NOSSACK hervor, nicht die bloße Schilderung einer urbanen Verwüstung, sondern die Herauskrystallisierung und Hervorhebung des Zeitausschlusses, der mit den Flüchtlingen, mit ihren Räumen und ihren Wahrnehmungen eine Symbiose eingeht. So gefasst stellt NOSSACKS Zeitlosigkeitskonzeption ein Gegenstück zu Martin Heideggers Ende der 1920er Jahre erschienenem Zeitmodell dar, in dem die Zeitlichkeit, die Zeitlichkeit im Werden als Maßstab für das menschliche Dasein fungiert. Die Ontologie der Zeit, oder des 1) Schon-in-der-Welt, des 2) Sein-bei, und des 3) Sich-vorweg-sein (vgl. THOMÄ 2003: 69) wird bei NOSSACK durch die Ontologie des Zeitschwunds ersetzt. Denn in Anbetracht des Menschheitsverfalls ist ein Denken in Zeitkategorien fehl am Platze, weil die Zeit zum Stillstand kam und somit sich selbst aus dem Spiel gebracht hatte. BOEHLICH meint, dass *Der Untergang* ein Beweis für die Entwicklung des Unzerstörbaren aus der Zerstörbarkeit sei (BOEHLICH 1963: 82). Mehr noch: es ist ein nichtzeitliches Unzerstörbares aus der zeitgebundenen Zerstörbarkeit. Ohne die Flucht, d.h. den Gang aus der Zeitlichkeit und zwischen den Zeitlichkeitsräumen und -dimensionen wäre das Unzerstörbare nicht zu realisieren und demnach auch, was paradox anmutet, wäre die zeitliche Erzählbarkeit des Zeitlosen kaum zu bewerkstelligen, weil die Zeitlosigkeit ein narratives Zeit-Sein im Moment des Erzählens sowie im Moment des Zuhörens oder Lesens ist. Mit Paul RICOEURS Worten:

Der gemeinsame Charakter der menschlichen Erfahrung, der im Akt des Erzählens in all seinen Formen offenbart, artikuliert, verdeutlicht wird, ist ihr zeitlicher Charakter. Alles, was man erzählt, geschieht in der Zeit, kostet Zeit, spielt sich in der Zeit ab; und das, was sich in der Zeit abspielt, kann erzählt werden. Vielleicht wird sogar jeder zeitliche

Prozeß als solcher nur erkannt, insofern er auf die eine oder andere Weise erzählbar ist (RICOEUR 1987: 233).

Von der Zeitlosigkeit der Flucht und von der Zeitlosigkeit auf der Flucht zu erzählen, heißt: Zeit produzieren, eine Zeitwelt schaffen, oder auch, zurück zu Herrmann BROCH und somit zum vorangestellten Zitat, es heißt „Gestaltwerdung“.

## Literaturverzeichnis

- BARNER, W. [Hg.] (2006), *Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart*. München.
- BOEHLICH, W. (1963), Nachwort. In: NOSSACK, H.E., *Der Untergang*. Frankfurt am Main. 75–82.
- BROCH, H. (1986), *Der Schlafwandler (I. Roman: Pasenow oder die Romantik)*. In: BROCH, H., *Das dichterische Werk. Kommentierte Werkausgabe*. Hrsg. von P.M. LÜTZELER (Teil I). Frankfurt am Main. 9–181.
- BRYLLA, W. (2012), Die Stadt als Ruine. Zur Narrativierung von urbanen Kriegsräumen in „Der Untergang“ von Hans Erich Nossack. In: GOŁASZEWSKI, M./ KUPCZYŃSKA, K. [Hg.], *Industriekulturen: Literatur, Kunst und Gesellschaft*. Frankfurt am Main. 225–238.
- DÖRR, V. (2004), *Mythomimesis: Mythische Geschichtsbilder in der westdeutschen (Erzähl-)Literatur der frühen Nachkriegszeit (1945–1952)*. Berlin.
- GÄTHJE, J. (2000), „Über die Sintflut hinweg...“. Ein Vortrag zur Katastrophe bei Hans Erich Nossacks. In: DAMMANN, G. [Hg.], *Hans Erich Nossack. Leben, Werk, Kontext*. Würzburg. 69–81.
- GIBRAN, K. (2006) *Der Prophet*. Köln.
- NOSSACK, H.E. (1963), *Der Untergang*. Frankfurt am Main.
- RADEMACHER, G. (1993), *Von Eichendorff bis Bienek. Schlesien als offene literarische „Provinz“*. Studien zur Lyrik schlesischer Autoren des 19. und 20. Jahrhunderts. Wiesbaden.
- RICOEUR, P. (1987), Erzählung, Metapher und Interpretationstheorie. In: Zeitschrift für Theologie und Kirche 84. 232–253.
- SEBALD, W.G. (2001), *Luftkrieg und Literatur. Mit einem Essay zu Alfred Andersch*. Frankfurt am Main.
- THOMÄ, D. [Hg.] (2003), *Heidegger-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart.
- WILLIAMS, A. (2004), *Hans Erich Nossack und das Mythische. Werkuntersuchungen unter besonderer Berücksichtigung formalmythischer Kategorien*. Würzburg.



**Joanna Godlewicz-Adamiec**  
 Uniwersytet Warszawski

## **Erzählen und Beschreiben von Raum: narrative Techniken im Mittelalter und im 20. und 21. Jahrhundert**

### **1. Einführung**

Die räumliche Orientierung, die zu den grundlegendsten adaptiven Fähigkeiten gehört, ist neben und zusammen mit der zeitlichen Orientierung für die strukturierende Wahrnehmung der Umwelt und die eigene Positionierung fundamental, was ANZ in seinem Artikel *Raum als Metapher. Anmerkungen zum „topological turn“ in den Kulturwissenschaften* bemerkt (vgl. ANZ, o.J.). Helmut BÖHME betont wiederum in seinem Sammelband *Topographien der Literatur* aus dem Jahr 2005, dass Kulturen zuerst Topographien, Raumschriften, Raumzeichnungen sind (vgl. BÖHME 2005: XVIII). Die entscheidende Rolle der zeitlichen und räumlichen Kategorien für den Menschen beobachtete auch der bekannte Mediävist Aaron GURJEWITSCH: „Zeit und Raum sind bestimmende Parameter der Existenz der Welt und grundlegende Formen der menschlichen Erfahrung“ (GURJEWITSCH 1978: 28). Die Bedeutung des Raumes lässt sich in vielen Sphären des menschlichen Lebens beobachten und ist auch in literarischen Texten prägnant, wo er nicht nur Ort der Handlung, sondern auch kultureller Bedeutungsträger ist. Einerseits finden im literarischen Raum kulturelle Normen eine anschauliche Form, andererseits haben literarische Räume Anteil an der Aushandlung kultureller Raumordnungen. Für die Vergabe von Rauminformationen in der Literatur sind zwei zentrale Darstellungstechniken des Raumes besonders signifikant: einerseits das Erzählen von Raum im Zuge des Erzählens von Ereignissen und andererseits das Beschreiben von Raum. Die Unterscheidung zwischen diesen zwei Techniken in der Literatur wurde unter anderem von Klaus SCHERPE in seinem Artikel *Beschreiben, nicht Erzählen!* aufgefasst. Der Forscher formulierte die Unterscheidung zwischen diesen Techniken folgend: „Die Sache der Beschreibung ist das Äußerliche, die Oberfläche, die Örtlichkeit. Am Geschehen ist der *Ort* des Geschehens wichtig“ (SCHERPE 1996: 370). Aus unterschiedlichen Aussagen folgen Schlussfolgerungen sowohl von der fundamentalen Rolle des Räumlichen für Menschen aller Epochen und für die Kultur als auch von der Komplexität des Phänomens *Raum und Literatur*. Die von WÜTRICH hervorgehobene Heterogenität der Diskurse des *spacial turn* und ihre starke Intensivierung in den letzten Jahren bestätigen die wissenschaftliche Notwendigkeit, Raum, darunter auch Raum in der Literatur, neu zu denken (vgl. WÜTRICH 2015: 13). Die konstitutive Rolle von Raum in der Kultur berücksichtigend, wird im folgenden Beitrag der Versuch unternommen, Räume als grundlegenden Konstrukt

der Kultur, dessen Rolle in der Literatur zu skizzieren und danach die Besonderheiten des Phänomens im Rahmen der mittelalterlichen Literatur kurz aufzufassen.

## 2. Raum als grundlegender Konstrukt der Kultur

Obwohl Raum für Menschen immer eine entscheidende Rolle spielte, war die Reflexion darüber dem Phänomen nicht immer entsprechend entwickelt und es lassen sich auch Verschiebungen in der Akzentuierung bestimmter Aspekte beobachten. Auch während in den Geisteswissenschaften spätestens seit 1800 Modelle der Zeit und Verzeitlichung von Prozessen der Gesellschaft und des Wissens dominierten (vgl. BÖHME 2007: 55), ist die Reflexion über Raum, auch wenn noch nicht als Hauptthema der Überlegungen, seit dem Ende des 19. Jahrhunderts bekannt. Ein Beispiel des Interesses für die Raumproblematik bilden die Aussagen Josef BREUERS, der in seinen theoretischen Ausführungen zu den *Studien über die Hysterie* (1895) konstatierte, um sogleich eine räumliche Metapher zur Veranschaulichung des Gegensatzes von Bewusstem und Unbewusstem zu rechtfertigen, dass all dem menschlichen Denken sich räumliche Vorstellungen als Begleiter und Helfer aufdrängen und Menschen in räumlichen Metaphern sprechen (vgl. ANZ, o.J.). Trotz solchen Aussagen noch aus dem 19. Jahrhundert kann sicherlich den Festlegungen von BÖHME zugestimmt werden, dass die Beschäftigung mit dem Raum erst in den letzten Jahren erstarkt, was mit der kulturwissenschaftlichen Wende der Geisteswissenschaften zusammenhängt (vgl. BÖHME 2007: 55). Nach der Beobachtung von FEICHTNER-TIEFENBACHER resultiert die Tatsache, dass in den letzten Jahren Fragen der Bedeutung des Raumes für die Kulturwissenschaften, auch für die Literaturwissenschaften, zu einem wichtigen Forschungsfeld wurden, aus einer vermehrten Fragestellung zum Verhältnis von Territorialisierung und Identität, Grenzüberschreitungen und sozialer Zuordnung. Ihrer Meinung folgend wurden Raumkonzepte aus der Kultur- und Sozialgeographie essentiell, wobei sich diese Tendenz an einer umfangreichen Zahl an Veröffentlichungen zum *topographical*, *spacial* oder *topological turn* zeigt (vgl. FEICHTNER-TIEFENBACHER). ANZ weist wiederum darauf hin, dass bei den unterschiedlichen Perspektivierungen, die mit der Wahl von einem Attribut wie *spatial*, *topological* oder *topographical turn* verbunden waren, sich das raumtheoretische Begriffsfeld gleicht. Seiner Meinung nach kann in den gegenwärtigen Kulturwissenschaften sogar von einer inflationären Verwendung des Raumbegriffs gesprochen werden, da ‚Raum‘ zu einer der Lieblingsmetaphern geworden ist und die Kulturwissenschaftler den Satz ‚Raum sei überall!‘ seit zwei Jahrzehnten fast zum Motto gemacht hätten. Zur Konjunktur des Raum-Begriffs und zur Auflösung der Selbstverständlichkeit von lange Zeit stabilen Orientierungen führten unbestritten diverse Gründe (vgl. ANZ, o.J.). Als grundlegende Neu-Modellierung der kulturwissenschaftlichen Theorie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kann das Verständnis von Raum als sozialem Konstrukt, das nicht

mehr vom geographischen Raum getrennt betrachtet wird, genannt werden (vgl. WÜRZBACH 2001: 10; FEICHTNER-TIEFENBACHER).

### 3. Raum in der Literatur

Seit LESSINGS *Laokoon*, in dem formuliert war, dass nichts den Dichter nötigt, sein Gemälde in einen einzigen Augenblick zu konzentrieren und der jede seiner Handlungen aufnimmt, wenn er will, bei ihrem Ursprung und der sie durch alle möglichen Abänderungen „bis zu ihrer Endschaft“ führt (vgl. LESSING 1975: 186) und in dem demzufolge prominent der Raum als Kriterium zur Unterscheidung der Kunstformen eingesetzt wird (vgl. OTT 2003: 129; SASSE 2009: 225–226), führte die Aufteilung in die Künste der Zeit und des Raumes zur Verständnis der Narratologie eher oder sogar ganz als Zeitkunst.

In der Literaturforschung der letzten Jahrzehnte kam es zu einer Umdrehung zugunsten der Raumkonzeptionen, wobei Silvan WAGNER überzeugt ist, dass das Erzählen von Raum nicht automatisch an eine konzise theoretische Raumkonzeption gebunden ist und erklärt, dass Erzählen sich an Vorstellungsmustern bedient, um sie für sein eigenes Spiel nach eigenen Regeln einzusetzen. Ein Erzähler erzählt, er postuliert keine Theoreme (vgl. WAGNER 2015: 2). Zu betonen ist dabei, dass die Herangehensweise zur Thematik von Raum in der Literatur sehr unterschiedlich ist: Einige Untersuchungen, wie das Handbuch von DÜNNE und MAHLER, nehmen die literaturwissenschaftliche Besonderheit der Untersuchungskategorie Raum in den Blick (vgl. DÜNNE/ MAHLER 2015), während andere Projekte, wie diejenigen von GÜNZEL, inter- oder transdisziplinär angelegt sind (vgl. GÜNZEL 2010).

Seit den 1970er Jahren ist in den Kulturwissenschaften im Wechsel der Paradigmen auch Raum als zentrale Kategorie literarischer Produktion und Rezeption in den Fokus des Faches gerückt (vgl. LEMBKE 2011: 87; BACHMANN-MEDICK 2006: 284–328), obwohl sich beobachten lässt, dass in den Literaturwissenschaften Untersuchungen zu Raum in der Literatur lange vor der Proklamation eines *spacial turns* fest etabliert sind. Die Forschungstradition zum Thema *Raum in der Literatur* ist vor allem mit Ernst CASSIRER, Jurij LOTMAN und Michail BACHTIN verbunden (vgl. HALLET/ NEUMANN 2009: 16). Ernst CASSIRER, der dem Raumverständnis in seinen Werken (unter anderem in seinem Vortrag *Mystischer, ästhetischer und theoretischer Raum*) intensive Aufmerksamkeit geschenkt hat (vgl. WÜTRICH 2015: 460), versteht Raum und Zeit als die beiden zentralen Komponenten „des architektonischen Baues der Erkenntnis“ (CASSIRER 2006: 485). CASSIRER ist nicht an einer Ontologie des Raumes, sondern an der Frage interessiert, wie Raum der menschlichen Erkenntnis eingelagert ist und sucht die Antwort danach, wie Raum die Wahrnehmung und damit die Sinnkonstitution prägt und umgekehrt durch sie geprägt wird (vgl. WÜTRICH 2015: 471).

Raum als Gegenstand und Beschreibungsinstrument ist in die Literaturwissenschaft in der begrifflichen Prägung als *spacial* oder *topographical turn* durch die strukturalistische Raumsemantik Jurij M. LOTMAN eingeführt worden (LOTMAN 1972: 311–340; LEMBKE 2011: 87). Räume in der Literatur können als

menschlich erlebte Räume, in denen räumliche Gegebenheiten, kulturelle Bedeutungszuschreibungen und individuelle Erfahrungsweisen zusammenwirken, definiert werden (NÜNNING 2009: 11) und für die Literaturwissenschaft sind die metaphorischen Verwendungen des Raumbegriffs von besonderem Interesse. Im Gegensatz zu vielen einflussreichen literaturwissenschaftlichen Konzepten, vor allem auf dem Gebiet der Erzählforschung, stand für LOTMAN nicht die zeitliche Ordnung der Textwelt im Vordergrund, sondern die literarische Erzählung von bedeutungshaltigen Raumordnungen, was der Präferenz des Strukturalismus für das Synchroner gegenüber dem Diachronen entspricht. In seiner 1970 veröffentlichten Schrift *Die Struktur des künstlerischen Textes* hat LOTMAN den Blick auf kulturelle und speziell auch literarische Verwendungen räumlicher Modelle für nicht räumliche Inhalte geschärft. Die Sprache der räumlichen Relationen bedeutet für den Forscher einen der grundlegendsten Mittel zur Erfassung der Wirklichkeit (vgl. ANZ, o.J.). Nach LOTMAN entsteht hinter der Abbildung der Dinge und Gegenstände, in deren Umgebung die Figuren des Textes handeln, ein System räumlicher Relationen, die Struktur des Topos (vgl. LOTMAN 2006: 532). Die Begriffe „hoch – niedrig“, „rechts – links“, „nahe – fern“ oder „offen – geschlossen“ bilden das Material für den Aufbau von kulturellen Modellen mit nicht räumlichem Inhalt und erhalten dabei unter anderem die Bedeutung: „wertvoll – wertlos“, „gut – schlecht“, „eigen – fremd“. Die sozialen, religiösen, politischen und moralischen Modelle der Welt, mit Hilfe deren Menschen das umgebende Leben in verschiedenen Etappen der Geistesgeschichte begreifen, sind stets mit räumlichen Charakteristika versehen. Ein signifikantes Beispiel ist die Gegenüberstellung „Himmel – Erde“ oder „Erde – unterirdisches Reich“, die eine vertikale dreigliedrige Struktur bildet, die auf der Achse oben – unten organisiert wird (vgl. ANZ, o.J.). Diese Überlegungen lassen sich bei der Analyse vieler mittelalterlicher Texte anwenden. Das Bedürfnis nach räumlicher Orientierung scheint in Menschen so tief verankert zu sein, dass auch nicht räumliche Sachverhalte ständig räumlich modelliert werden, infolge dessen Literatur eine Fundgrube für Untersuchungen zur Raummetaphorik bildet (vgl. ANZ, o.J.). Wenn die Spezifikation auf ein kulturelles Imaginäres zurückweist, gewinnt der solchermaßen gestimmte Raum Züge eines ‘symbolischen Raumes’ (LOTMAN 2010: 234–288).

BACHTIN untersuchte hingegen die Raum-Zeitverschränkung in literarischen Texten und führte in der Literaturwissenschaft den Begriff „Chronotopos“ ein, den er als Zusammenhang von Raum und Zeit im Roman verstand. Raum und Zeit bilden in der Realität Bezugspunkte, um Besonderheiten der künstlerischen Gestaltung bemerken und interpretieren zu können. In einem literarischen Werk kann Zeit verdichtet oder gedehnt und Raum durchstritten oder übersprungen werden (vgl. BACHTIN 1989; BACHTIN 2008).

Seit den 1980er Jahren lässt sich eine „Renaissance“ des Raumbegriffs in den Kultur- und Sozialwissenschaften beobachten (vgl. LEMBKE 2011: 87; BACHMANN-MEDICK 2006: 284–328). FEICHTNER-TIEFENBACHER betont, dass bei den literarischen Texten die Besonderheit darin besteht, dass der Literatur Möglichkeiten zur Verfügung stehen, den Raum nicht nur abzubilden oder darzustellen, sondern

auch zu produzieren (vgl. FEICHTNER-TIEFENBACHER). In dieser Hinsicht stellt Sylvia SASSE fest, dass literarische Texte phantastische Räume, fiktive Orte oder Utopien konstruieren, in denen Raum- und Zeitverhältnisse herrschen, die weder physikalisch noch geographisch belegbar sein müssen (vgl. SASSE 2009: 230). Schauplätze in der Literatur können einerseits als ein das Verhalten von Figuren determinierender Faktor, andererseits als Spiegelungen der mentalen Befindlichkeit von Figuren fungieren. Informationen über Schauplätze eines dargestellten Geschehens werden von Literatur, wie von anderen Künsten, mit unterschiedlichen Verfahrensweisen und Funktionen vermittelt. Literarische Schauplätze erhalten ihre Bedeutung auch aus dem Kontrast oder aus der Ähnlichkeit zu dem realen Lebensraum des Autors und/oder der Adressaten (vgl. ANZ, o.J.).

#### **4. Raum in der mittelalterlichen Literatur**

Die Raumdarstellung bildet eine der grundlegenden Komponenten der (fiktionalen) Wirklichkeitserschließung und Raum ist nicht nur Ort der Handlung, sondern auch kultureller Bedeutungsträger (vgl. HALLET/ NEUMANN 2009: 11), weswegen diese Kategorie auch für die Kultur des Mittelalters und für das Interpretieren der literarischen Werke aus dieser Epoche wichtig scheint. Uta STÖRMER-CAYSA betont, dass das Verhältnis des Erzählens mit der Reflexion: „Das Erzählen ist älter als die darlegenden und erörternden Denk- und Textformen der Wissenschaft, und es setzt sich, anders als die Wissenschaft, in jedem einzelnen Text mit Zeit und Raum auseinander“ (STÖRMER-CAYSA 2007: 5). Eine Erzählung kann nicht nur über Zeit und Raum sprechen bzw. auf die Frage „was?“ antworten, sondern zugleich in ihrer Faktur das Behandelte mitabbilden, also die Frage „wie?“ beantworten. Da die Erzählung notwendig eine erzählte Welt erschafft, in der Zeit und Raum existieren, müsste sie immer, also auch dann zu Zeit und Raum Stellung nehmen, wenn sie das nicht wollte (vgl. STÖRMER-CAYSA 2007: 5).

Das Erkennen und das Benutzen von Raum für den materiellen und psychischen Nutzen begleitete den Menschen seit seinen Anfängen (vgl. SAMSONOWICZ 2015: 13). Raum und Zeit existieren aber nicht nur objektiv, sondern sie werden auch von den Menschen subjektiv empfunden und erkannt. Diese Kategorien werden in verschiedenen Zivilisationen und Gesellschaften, in den unterschiedlichen Stadien der gesellschaftlichen Entwicklung sowie in den verschiedenen Schichten der Gesellschaft und sogar von den einzelnen Individuen, nicht einheitlich aufgenommen und angewandt. Für die Mediävistik ist die Aufgabestellung, besser das Wesen der Kultur zu begreifen und die Bedingungen zu erfassen, unter denen sich in jeweiliger Epoche die Herausbildung der Persönlichkeit vollzog, besonders wichtig, da die Weltempfindung und die Weltanschauung der Menschen in der Epoche des Mittelalters deutlich anders waren als in der späteren Zeit. Da den heutigen Menschen viele mittelalterliche Ideen und Handlungen nicht nur fremd, sondern auch oft schwer verständlich sind (z.B. das Benehmen von Laudine, die den Töter ihres Mannes geheiratet hat, was für die Leute von Medium aevum klar zu sein scheint, weil sie einfach den besten Schützer für ihr Land gewählt hat), ist die

Gefahr völlig real, den Fehler der Projektion, d.h. den Menschen der zeitlich weit entfernten Periode ihnen nicht eigene Motive, sondern eigene Werte und Vorstellungen anzuschreiben. GURJEWITSCH ist fest überzeugt, dass die Zeit- und Raumbegriffe von jener Kultur bestimmt wurden, welcher sie angehören (vgl. GURJEWITSCH 1978: 28–29).

Im Mittelalter war *locus* ein Teilgegenstand der Mathematik bzw. Geometrie, Physik und Logik und gehörte zu den grundlegenden Kategorien mittelalterlicher Kosmologie und Theologie. Im engeren Sinne war *locus* wesentlicher Bestandteil des philosophisch-theologischen Diskurses (vgl. ANZULEWICZ 1998: 268). Die mittelalterliche Rhetorik unterschied drei Stile, denen soziale Bedeutung, Berufe, Bäume und Tiere, und auch besondere spezifische Räume zuschreiben waren (vgl. BIAŁOSTOCKI 2009: 24–25).

Die modernen Kategorien von Zeit und Raum haben wenig Gemeinsames mit Zeit und Raum, die von den Menschen in anderen Epochen, darunter auch im Mittelalter, wahrgenommen und erlebt wurden (vgl. GURJEWITSCH 1978: 30). Der Versuch, diese Kategorien in ihrer epochenspezifischen Charakteristik aufzufassen, scheint demzufolge besonders wichtig zu sein.

Unter dem Eindruck der Bedeutung der neuzeitlichen Neubestimmungen des Raumbegriffs wurde dem mittelalterlichen Verständnis hinsichtlich des Raumes und der Raumvorstellungen sehr lange wenig Aufmerksamkeit zuteil (vgl. AERTSEN/SPEER 1998: VII). Einer der Gründe, dass es kaum Beispiele einer übergreifenden und eigenständigen Behandlung der Raumthematik gibt, mag in der terminologischen Vielfalt liegen, weil man bei der Frage nach dem mittelalterlichen Verständnis von Raum auf unterschiedliche Begriffe wie *locus*, *ubi*, *spatium*, *orbis*, *mundus*, *universum*, *vacuum*, *continuum*, *perspektiva* stoßen kann. Aus der semantischen Vielfalt ergibt sich auch die Verzweigung des Themas (vgl. AERTSEN/SPEER 1998: VII). Für das mittelalterliche Denken fand jedenfalls das Nachdenken über den Raum vor allem unter den Stichworten *ubi* (das Wo), *locus* (Ort) und *situs* (Lage) statt (vgl. STÖRMER-CAYSA 2007: 26).

Die mediävistische Forschung erkennt etwa seit den 1950er Jahren das Ansetzen eines neuzeitlichen Raumbegriffs an mittelalterliche Philosophie und Literatur als Sackgasse. Sie hat alternative Modelle entwickelt, die einer mittelalterlichen Raumwahrnehmung entsprechen. Im Mittelpunkt des Interesses steht vor allem die Beziehung von Person und Raum. Im Jahr 1953 kritisierte Rainer Gruenter die romantische Verwendung des Landschaftsbegriffs und im selben Jahr forderte Erwin KOBEL eine Distanzierung von einem mathematisch-physikalischen Raumbegriff. In den Vorstellungen der Leute in den alten Jahrhunderten fand auch die außerirdische Welt ihren Platz (vgl. SAMSONOWICZ 2015: 21).

Die Betonung wurde auch auf Beziehungen zwischen Raum und Figuren gelegt (vgl. KOBEL 1951) und infolge des Paradigmenwechsels im 20. Jahrhunderts entstanden Monografien, die sich dem literarischen Raum (dem Raum der höfischen Epik) über Bewegung bzw. Handlung des Personals annähern. Joachim Schröder ersetzt den Begriff der Bewegung durch den Begriff der Handlung. Raum entsteht als Schauplatz in der Handlung des Personals und dient ausschließlich dem

Handlungsforgang, was die spezifische Raumdynamik mittelalterlichen Erzählens erklärt (vgl. WAGNER 2015: 7). Im Mittelalter war nicht nur das Verhältnis der Figuren zu Raum, sondern auch die Unterscheidung zwischen dem Realen und dem Imaginären ganz anders als im 20. und 21. Jahrhundert, dessen Reflexe sich auch in der Literatur beobachten lassen. Die Auseinandersetzung mit dem virtuellen Raum in der Mediävistik stellen die von Elisabeth VAVRA edierten Sammelbände dar, *Virtuelle Räume* (vgl. VAVRA 2005) und *Imaginäre Räume* (vgl. VAVRA 2007), die einen Versuch der Annäherung an virtuelle Raumkonzepte mittelalterlicher Literatur bilden. Ein interessantes Beispiel der Auffassung von Raum in der Literatur bilden auch phantastisch reiche Städte in den Werken aus dem 12. Jahrhundert, die zwar nicht ohne Einfluss der raschen Entwicklung der Städte entstanden, die aber nicht nach der Abbildung der Wirklichkeit strebten, sondern eher ein Bild der idealen Welt schufen. Die Mode auf wunderbare Beschreibungen dauerte relativ kurz, mit den Werken von Chrétien de Troyes verbreitete sich eine andere Technik der Narration, die das Aufbrechen der Handlung nicht zuließ (vgl. KOWALSKI 1996: 223–228, 231).

Jedenfalls scheint es, dass das Interesse, das die Mediävistik mittelalterlichen Raumvorstellungen entgegenbringt, auf die 1990er Jahre beschränkt bleibt. Dieses Desinteresse stützt sich auf das Vorurteil, dass es in der narrativen Literatur wie in der Kunst des Mittelalters keine räumliche Perspektive gäbe und die Raumdarstellung flächig und zweidimensional sei (vgl. WAGNER 2015: 5–8).

## 5. Zusammenfassung

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Raum zweifellos eine grundlegende Kategorie im Allgemeinen und auch in der Literatur bildet. Die mediävistische Forschung versucht die Kategorie von Raum, die sich in der Auffassung der Menschen des Mittelalters und des 20. und 21. Jahrhunderts gravierend unterscheidet, in Betracht zu nehmen und der mittelalterlichen Raumspezifik immer näher zu kommen. Die Schwierigkeiten, die mit der Reflexion über die Raumproblematik verbunden sind, mögen an vielen Aspekten liegen, darunter an der terminologischen Vielfalt, an der Notwendigkeit des Ansetzens eines adäquaten und nicht eines neuzeitlichen Raumbegriffs an die mittelalterliche Literatur, an besonderen Beziehungen zwischen Raum und Figuren, an einer spezifischen Unterscheidung zwischen dem Realen und dem Imaginären Raum im Mittelalter. Jedenfalls sollten den spezifischen Techniken der mittelalterlichen Literatur epochenspezifische Termini entwickelt und die Forschungsfragen so formuliert werden, dass sie die mittelalterliche Raumspezifik berücksichtigen.

## Literaturverzeichnis

AERTSEN, J.A./ SPEER, A. (1998), Vorwort. In: AERTSEN, J.A. [Hg.], *Miscellanea mediaevalia*, Bd. 25, *Raum und Raumvorstellungen und Mittelalter*, Berlin/New York. VII–IX.

- ANZ, T. (o.J.), *Raum als Metapher. Anmerkungen zum „topological turn“ in den Kulturwissenschaften*. In: [http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=11620](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=11620)
- ANZULEWICZ, H. (1998), Perspektive und Raumvorstellungen in der Frühwerken des Albertus Magnus. In: AERTSEN, J.A. [Hg.], *Miscellanea mediaevalia*, Bd. 25, *Raum und Raumvorstellungen und Mittelalter*, Berlin/New York. 249–286.
- BACHMANN-MEDICK, D. (2006), *Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek.
- BACHTIN, M. (1989), *Formen der Zeit um Roman. Untersuchungen zur historischen Poetik*. Frankfurt am Main.
- BACHTIN, M. (2008), *Chronotopos*. Mit einem Nachwort von Michael C. Frank und Kirsten Mahlke. Frankfurt am Main.
- BIAŁOSTOCKI, J. (2009), Styl i modus w sztukach plastycznych. In: BIAŁOSTOCKI, J. [Hg.], *O dawnej sztuce, jej teorii i historii*. Gdańsk. 21–35.
- BÖHME, H. (2005), *Einleitung, in: Topographien der Literatur. Deutsche Literatur im transnationalen Kontext*. Stuttgart.
- BÖHME, H. (2007), Raum – Bewegung – Grenzzustände der Sinne. In: LECHTERMANN, CH./ WAGNER, K./ WENZEL, H. [Hg.], *Möglichkeitsräume. Zur Performativität von sensorischer Wahrnehmung*. Berlin.
- CASSIRER, E. (2006), Mythischer, ästhetischer und theoretischer Raum. In: DÜNNE, J./ GÜNZEL, ST. [Hg.], *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main. 485–500.
- DÜNNE, J./ MAHLER, A. [Hg.] (2015), *Handbuch Literatur & Raum*, Handbücher zur Kulturwissenschaften. Berlin/Boston.
- FEICHTNER-TIEFENBACHER, E. *Wenn der Raum im Wort sich öffnet...* In: <http://evelyntiefenbacher.wordpress.com/raum/> [4.05.2016].
- GÜNZEL, S. [Hg.] (2010), *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart/Weimar.
- GURJEWITSCH, A. J. (1978), *Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen*. Dresden.
- HALLET, W./ NEUMANN, B. (2009), Raum und Bewegung in der Literatur: Zur Einführung. In: HALLET, W./ NEUMANN, B. [Hg.], *Raum und Bewegung in der Literatur. Die Literaturwissenschaften und der Spacial Turn*. Bielefeld. 11–32.
- KOBEL, E. (1951), *Untersuchungen zum gelebten Raum in der mittelhochdeutschen Dichtung*. Zürich.
- KOWALSKI, J. (1996), Fantazja i rzeczywistość. Opisy architektury w literaturze starofrancuskiej drugiej połowy XII w. In: MICHAŁOWSKA, T. [Hg.], *Wyobraźnia średniowieczna*. Warszawa. 223–233.
- LEMBKE, G. (2011), >>Der Große Ompel<<. Kartographie und Topographie in den Romanen Walter Moers'. In: *Walter Moers' Zamonien-Romane. Vermessungen eines fiktionalen Kontinents*. Göttingen. 87–120.
- LESSING, G.E (1975), Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. In: *Lessings Werke in fünf Bänden, Bd. III*. Berlin/Weimar.
- LOTMAN, J.M. (1972), *Die Struktur literarischer Texte*. München.



- LOTMAN, J.M. (2006), Künstlerischer Raum, Sujet und Figur. In: DÜNNE, J./ GÜNZEL, ST. [Hg.], *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main. 529–545.
- LOTMAN, J.M. (2010), Die Innenwelt des Denkens: Eine semiotische Theorie der Kultur. In: FRANK, S.K.F./ RUHE, C./SCHMITZ, A. [Hg.]. Berlin. 234–288.
- NÜNNING, A. (2009), Formen und Funktionen literarischer Raumdarstellung: Grundlagen, Ansätze, narratologische Kategorien und neue Perspektiven. In: HALLET, W./ NEUMANN, B. [Hg.], *Raum und Bewegung in der Literatur*, Bielefeld. 33–52.
- OTT, M. (2003), *Raum*. In: *Ästhetische Grundbegriffe*, 6 Bde. Stuttgart/Weimar. 113–149.
- SAMSONOWICZ, H. (2015), *Studia nad postrzeganiem przez ludzi średniowiecza*. Poznań.
- SASSE, S. (2009), Literaturwissenschaft. In: GÜNZEL, S. [Hg.], *Raumwissenschaften*. Frankfurt am Main. 225–141.
- SCHERPE, K.R. (1996), Beschreiben, nicht Erzählen! Beispiele einer ästhetischen Opposition. In: *Zeitschrift für Germanistik*, Neue Folge 2.
- STÖRMER-CAYSA, U. (2007), *Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen. Raum und Zeit im höfischen Roman*. Berlin/New York.
- VAVRA, E. [Hg.] (2005), *Virtuelle Räume. Raumwahrnehmung und Raumvorstellung im Mittelalter*. Berlin.
- VAVRA, E. [Hg.] (2007), *Imaginäre Räume*. Wien.
- WAGNER, S. (2015), *Erzählen im Raum: Die Erzeugung virtueller Räume im Erzählwelt höfischer Epik*. Berlin/Boston.
- WÜRZBACH, N. (2001), Erzählter Raum. Fiktionaler Baustein, kultureller Sinnträger, Ausdruck der Geschlechterordnung In: HELBIG, J. [Hg.], *Erzählern und Erzähltheorie im 20. Jahrhundert*. Festschrift für Wilhelm Finger. Heidelberg. 105–129.
- WÜTRICH, M.T. (2015), *Raum Gottes. Ein systematisch-theologischer Versuch, Raum zu denken*. Göttingen.

**Simon Hansen**  
Universität Kiel

**Vom Komiker zum Schriftsteller:  
Heinz Strunks ›Trilogie des Sexualtriebs‹  
*Fleisch ist mein Gemüse* (2004), *Fleckenteufel* (2009)  
und *Der goldene Handschuh* (2016)**

Dass ausgerechnet Heinz STRUNK<sup>19</sup> im Frühjahr 2016 mit *Der goldene Handschuh* auf der Shortlist des renommierten Preises der Leipziger Buchmesse stand, sorgte zunächst für Erstaunen, war STRUNK bisher vor allem für sein humoristisches Schreiben bekannt gewesen, ebenso für seine Tätigkeiten abseits der Literatur: STRUNK ist neben Rocko Schamoni und Jacques Palminger Mitglied des Komiker-Trios *Studio Braun*. Seit 2012 besteht aus den gleichen Mitgliedern zudem die Band *Fraktus*, die sich selbst als Begründer der Technobewegung in den 1980er Jahren fingiert. Beide Zusammenschlüsse bestehen noch immer, für die Zukunft sind bereits Veröffentlichungen und Projekte angekündigt<sup>20</sup>.

Nimmt man STRUNKS siebten Roman als Ausgangspunkt für eine retrospektive Betrachtung auf das bisher vorliegende Œuvre, zeigt sich, dass *Der goldene Handschuh* strukturelle und inhaltliche Merkmale aufweist, die charakteristisch für das bisherige Schreiben des Autors sind. Die hier in einem Versuch der Systematisierung anhand der markantesten Gemeinsamkeit als ›Trilogie des Sexualtriebs‹ zusammengefassten Romane *Fleisch ist mein Gemüse*, *Fleckenteufel* und *Der goldene Handschuh* sollen im Folgenden dazu dienen, eine Entwicklung in STRUNKS literarischem Schreiben aufzuzeigen: Sie greifen auf gleiche literarische Motive<sup>21</sup> zurück und nutzen Protagonisten mit körperlichen Makeln. Diese leiden neben einer fehlenden sozialen Anerkennung unter einem besonders stark ausgeprägten Sexualtrieb. Ausbrüche aus diesen Strukturen äußern sich in Anflügen von Gewalt und Macht.

---

<sup>19</sup> Heinz STRUNK ist das Pseudonym von Mathias Halfpape. Weil alle Romane und auch alle öffentlichen Auftritte Halfpapes unter Pseudonym stattfinden, wird im Folgenden nicht der Geburtsname, sondern das Pseudonym verwendet.

<sup>20</sup> Vgl. Homepage von Studio Braun: <http://www.studiobraun.de/info/> (Zugriff am 22.11.2016).

<sup>21</sup> Horst S. und Ingrid G. DAEMMRICH (1995: XVII) geben in dem Handbuch *Themen und Motive in der Literatur* als ein Merkmal des literarischen Motivs an: „Das Motiv steht in einem dynamischen Wechselverhältnis mit anderen Elementen eines Textes und ist deshalb wechselseitig bedingt. Es verknüpft Erzählschichten und wirkt strukturbildend.“

Trotz des Einsatzes gleicher Motive lässt Heinz STRUNK in *Der goldene Handschuh* die Komik hinter sich. Ohne sich von seinen früheren Romanen zu distanzieren, bzw. distanzieren zu müssen, wechselt er auf diese Weise von der unterhaltenden in die ernste Literatur. *Fleisch ist mein Gemüse* und *Fleckenteufel* dienen vielmehr als logische Vorstufen für *Der goldene Handschuh*, mit dem Heinz STRUNK der Wandel vom Komiker zum Schriftsteller gelingt.

### 1. *Fleisch ist mein Gemüse* (2004)

Mit *Fleisch ist mein Gemüse* (STRUNK 2007, 23. Aufl., im Folgenden direkt im Text mit der Sigle FG abgekürzt) betrat Heinz STRUNK 2004 die literarische Bühne. Der Debütroman verkaufte sich über 400.000 Mal (MAECK 2010) und avancierte rasch zum Kultbuch einer Generation. In *Fleisch ist mein Gemüse* berichtet der Ich-Erzähler und Protagonist Heinz STRUNK von seinem Leben als Tanzmusiker. Die Namensidentität zwischen Autor- und Figurenname deutet auf den biografischen Gehalt des Romans hin. In Interviews macht STRUNK kein Geheimnis daraus, dass der Roman, wenngleich drastischer geschildert, zu etwa 90% autobiografisch sei (HINRICHS 2005: <http://www.spiegel.de/spiegel/unispiegel/d-41017664.html>, Zugriff am 17.11.2016).

Heinz lebt ein perspektivloses Dasein in Hamburg-Harburg, bis er durch Zufall als sehr begabter Saxofon- und Flötenspieler Mitglied der „drittklassigen Rumpelband“ (FG: 89) *Tiffanys* wird, einer Tanzkapelle, die auf Volksfesten Unterhaltungsmusik macht. Heinz berichtet ungeschönt aus seinem schwer zu ertragenden Leben: „Ich war dreiundzwanzig und litt seit nunmehr elf Jahren an *Acne Conglobata*, der schlimmsten Form dieser elenden Hauterkrankung, die unbehandelt auch NIEMALS besser wird.“ (FG: 8). Neben der körperlichen Beeinträchtigung leidet der Protagonist, ebenso wie seine Mutter, unter starken Depressionen: „Vom Vater die Akne und von der Mutter das Verrückte. Meiner genetischen Bestimmung würde ich nicht entinnen können.“ (FG: 17). Der Vater hat die Familie schon früh verlassen, die Mutter kehrt nach einem missglückten Selbsttötungsversuch nicht ins Elternhaus zurück. Heinz lebt demnach allein. Mit dem Beginn des Engagements bei *Tiffanys* bekommt der bis dahin arbeitslose Heinz eine regelmäßige Beschäftigung. Die Zeit abseits der Auftritte ist hingegen bestimmt von Alkohol, Zigaretten, Glücksspiel und sozialem Rückzug: „Meine einzigen Leidenschaften neben der Daddelei waren Starkbier und Zigaretten. Ich trank am liebsten allein“ (FG: 108). Akne und Depression hemmen Heinz, soziale Kontakte aufzubauen. Darüber hinaus leidet er unter einem starken, jedoch unterdrückten Sexualtrieb:

Nie wären wir [Heinz und Bandfreund Norbert; Anm. S.H.] auf die Idee gekommen, ein Szene-Café oder gar eine Diskothek aufzusuchen. Wir hätten uns vor lauter Aufregung in die Hosen geschissen oder wären gar nicht erst hineingekommen. Mangels solcher Gelegenheiten blieb uns also nichts anderes übrig, als den Mädchen heimlich auf den Po oder sonstwohin zu starren. Große Starrer waren wir. Von den Futtertrögen des Lebens unüberbrückbar weit entfernt, verdammt zum ewigen Starren. Wie Zecken hingen wir im

Gebüsch und warteten, aufrecht erhalten von der unbestimmten Hoffnung, dass wir vielleicht auch irgendwann mal an der Reihe sein würden. Bis dahin hieß es ausharren und regelmäßig entsaften. Wir sprachen sehr viel über das große Einmaleins der Wuchsstrategien, diskutierten aber auch die Möglichkeit, uns triebhemmende Mittel verschreiben zu lassen, um der entsetzlichen Gewaltherrschaft des Sexus wenigstens zeitweise zu entrinnen. (FG: 49).

In seinen Gedanken und Phantasien hingegen ist der introvertierte, sozialscheue Heinz drastisch und unverblümt. Über Werner, einen Jungen aus der Nachbarschaft, denkt Heinz: „Er hatte meines Wissens noch nie eine Freundin gehabt und sah aus, als ob man ihm über viele Jahre hinweg mit stumpfen Gegenständen unablässig auf den Kopf gehauen und seinen Schädel zusätzlich noch für mindestens zwei Jahre in einen Schraubstock gespannt hätte.“ (FG: 17f.). Nicht eingelöste Vorhaben drücken sich im Konjunktiv aus: „Ich hätte ihm am liebsten seinen beschissenen Becher aus der Hand getreten und ihn mitsamt seinem Schlagzeug von der Bühne geprügelt.“ (FG: 210). Die in diesen Gedanken enthaltenen, aber nicht ausgelebten Anflüge von Macht finden eine Kompensation in der Tanzmusik. Über einen Marschwalzer, einen immer schneller werdenden Tanz, sagt Heinz: „Die Klein Eilstorfer Dorfjugend befand sich in der eisernen Umklammerung der Tiffanyschen Schraubzwinde, jetzt waren *wir* zur Abwechslung mal am Drücker! [...] Wer aufgibt, wird erschossen! Der Diener wird zum Herrscher, der Sklave wird zum Gott!“ (FG: 71). Auch Heinz' Musikunterricht unterliegen Mechanismen der Unterdrückung: „Bevor auch nur ein Stück gespielt wird, braucht man umfassendes Wissen. Willen und Persönlichkeit müssen dazu gebrochen werden, erst, wenn der Schüler am Boden liegt und alle Viere von sich streckt, kann aus ihm etwas Neues geformt werden.“ (FG: 93).

Gegen Ende des Romans kommt es wahrscheinlich zu sexuellen Handlungen zwischen dem Bandleader Gurki und einer Dame aus dem Publikum. Heinz stellt sich vor, was er selbst nicht miterlebt:

Ich [...] ließ meinen Neidfilm ablaufen: Auf dem Hotelzimmer streift sich Miss Piggy ihr eng anliegendes T-Shirt vom drallen Körper, bereit für jede, aber auch jede Sauerei. Die eingewachsenen Speisereste in Gurkis ungepflegten Schnauzbart riechen stechend nach schlecht ausgewischem Apothekenschränkchen, sein weißes Smokinghemd ist verschmiert mit Soßenhaut. Er öffnet seine rissigen Lippen und sucht in der Dunkelheit mit blauschwarz belegter Zunge verzweifelt den Mund der Sexbraut. [...] Seine Lenden pulsieren im Blutstau, und aus seinem Mundwinkel läuft geiles Wasser. (FG: 151).

BORN hält zur grotesken Darstellung der Sexualität in dem Roman fest, „dass sie als Trieb vorgestellt wird, der zwar mächtig und omnipräsent ist, dessen Befriedigung aber gleichzeitig unmöglich erscheint“ (BORN 2015: 205). Einmal kommt es tatsächlich zu einem „Tête-à-tête“ (FG: 176) zwischen Heinz und Frauke. Weil Frauke jedoch den Geschlechtsverkehr, mit dem Hinweis nach Hause zu müssen, abrupt abbricht und Heinz, „vor Verzweiflung fast ohnmächtig geworden“ (FG:

177), allein zurücklässt, ist dieser Rückschlag für ihn gerade eine Bestätigung, sich zukünftige Begegnungen lieber vorzustellen (vgl. FG: 178).

Insgesamt kommen in *Fleisch ist mein Gemüse* die Motive Sexualität, Gewalt und Macht in offensichtlicher Überzeichnung vor. STRUNK erfasst laut FRANK „die hoffnungslose Gleichförmigkeit seiner ‚Mucker‘-Existenz in einer geradezu pedantisch anmutenden Genauigkeit von Alltagserfahrungen“ (FRANK 2008: 76). Diese Darstellungsweise erzeugt eine groteske Komik.

Textpassagen, in denen explizite Gewaltdarstellung oder sexuelle Handlungen beschrieben werden, dienen demnach für Vergleiche oder sind mit Formulierungen eingeleitet, die darauf hinweisen, dass es sich um Gedanken handelt („tat so, als ob“ (FG: 43) oder „dachte ich“ (FG: 57)). *Fleisch ist mein Gemüse* unterhält über derben Witz, Skurrilität und Lebensnähe. Gleichzeitig ist das Leben des Protagonisten zwischen Alkohol, Depression und Pflege der eigenen Mutter über weite Strecken ebenso bedrückend wie tragisch: „Alle haben Tränen gelacht, dabei war es bitterernst.“ (FG: 224). Dass am Ende der Humor überwiegt, liegt vor allem an dem versöhnlichen Resümee, das Heinz aus seiner Vergangenheit als Musiker zieht:

Oft habe ich darüber nachgedacht, ob ich das, was ich in zwölf Jahren Tanzmusik erlebt habe, nicht auch in einem halben Jahr hätte durchziehen können. [...] Doch jeder Mensch hat sein eigenes Tempo, und rückblickend glaube ich, dass ich ebendiese Zeit gebraucht habe. Außerdem hätte ich sonst sicher kein Buch darüber geschrieben. Tanzmusik war Teil meines Lebens. Dass dieser Abschnitt so trist ausfiel, dafür kann die Tanzmusik nichts, sie hat nur hervorragend dazu gepasst. (FG: 254).

Der Erzähler macht zum Ende durch seine selbstreflexive, distanzierende Haltung deutlich, dass das erzählende Ich inzwischen ein anderes als das erlebende Ich des Protagonisten ist.

## 2. *Fleckenteufel* (2009)

Ebenso wie *Fleisch ist mein Gemüse* ist *Fleckenteufel* (STRUNK 2009, im Folgenden im Text mit der Sigle FT abgekürzt) einem Interview nach „der eigenen Biografie entlehnt“ (SCHUSTER/ PAUL 2009: <http://www.planet-interview.de/interviews/heinz-strunk/34978/>, Zugriff am 23.11.2016). Zudem sei nach Aussage STRUNKS *Fleckenteufel* als Antwort (Vgl. RÜTHER 2009: 31. Ebenso: SCHUSTER/ PAUL 2009) auf Charlotte ROCHES ein Jahr zuvor erschienenen Roman *Feuchtgebiete* (ROCHE 2008) gedacht: Die Buchcover der jeweils ersten Auflagen machen die paratextuelle Parallele ganz augenscheinlich. Doch auch inhaltlich ähneln sich die Romane, indem die jeweiligen Hauptfiguren ohne Beschönigungen den eigenen Körper mit seinen Stoffwechselprozessen zum Thema machen. In *Fleckenteufel* berichtet der 16-jährige und voll in der Pubertät steckende Ich-Erzähler Thorsten Bruhn von einer christlichen Jugendgruppenfreizeit aus dem Jahr 1977. Im Vergleich zu *Fleisch ist mein Gemüse* ist das Erzähltempus nicht das Präteritum, sondern das Präsens. Die zuvor angelegte Distanzierung zwischen erzählendem Ich und erlebendem Ich bleibt somit aus.

Eine besondere Vorliebe des körperlich sehr kleinen Thorsten liegt in der detailreichen Schilderung seiner Verdauungsvorgänge, ihrer Geräusche und Gerüche:

Ich ziehe mir die Hose bis in die Kniekehlen, und ab geht die Post: Ein wässriger Spritzwurf, begleitet von verkniffenen Trompetengeräuschen, die Plörre spritzt vorne bis zum Bauchnabel und hinten den Steiß hoch. [...] Es kommt mir vor, als hätte ich ein Viertel meines Körpergewichts weggeschissen, erstaunlich, wie viel Scheiße in so einen kleinen Körper hineinpasst. (FT: 14).

Obwohl Thorsten in seinen Beschreibungen ungehemmt ist, agiert er im Umgang mit anderen Menschen zurückhaltend. Seine größte Angst ist es, in einer unausgesprochenen Rangordnung zurückzufallen und den Gemeinheiten der Gleichaltrigen ausgesetzt zu sein: „Ich will [...] nicht auffallen, unter keinen Umständen. Mir ist eh schon alles peinlich genug. Ich schäme mich zu Tode, seit ich denken kann, und weiß nicht wofür.“ (FT: 19).

Wie der Protagonist in *Fleisch ist mein Gemüse* hat Thorsten einen nur schwer zu unterdrückenden Sexualtrieb. Vor der Jugendfreizeit hat er diesen mit seinem Freund Axel ausgelebt: „Es fing ganz harmlos an, Dottorspiele, meinen ersten Zungenkuss habe ich von ihm bekommen, wir haben gefummelt und uns aneinander gerieben, erst mit, später ohne Unterhosen. Gegenseitig abgemolken.“ (FT: 33). Während der Freizeit hat Thorsten in seinen Gedanken mit den gleichaltrigen Jungen und Mädchen Geschlechtsverkehr. Alles ist für Thorsten sexuell aufgeladen. Seine Phantasien gewähren dabei den Beteiligten keine Gleichberechtigung: „Ich stelle mir vor, mit Andreas Vergewaltigung zu spielen, das habe ich mit Axel auch häufiger gespielt: Andreas will was von mir, ich tu so, als ob ich nicht will, und leiste heftigen Widerstand, der immer schwächer wird, schließlich gebe ich mich geschlagen und mache mit.“ (FT: 36). Charakteristisch ist, dass Thorsten in seinen Vorstellungen sehr explizit ist, die Absurdität und permanente sexuelle Aufladung seiner Gedanken dabei jedoch stets reflektiert: „Was ich mir schon wieder ausdenke. Ich schäme mich, aber schließlich kann ich nichts dafür, wenn meine Phantasie gelegentlich mit mir durchgeht.“ (FT: 61).

Die Einbildungskraft des Ich-Erzählers tritt auch in einer anderen Episode des Romans markant in den Vordergrund. Thorsten und drei weitere Jungen treffen sich am Abend im Zelt der Mädchen, um heimlich Alkohol zu konsumieren. Thorsten trinkt große Mengen Apfelkorn und wird zunehmend betrunken. Um die Aufmerksamkeit der Runde auf sich zu ziehen, beginnt er eine absurde Predigt zu halten: „Alle Blicke sind auf mich gerichtet. Das hätte mir keiner zugetraut. Ich benehme mich wie ein Irrer, ich weiß selber nicht, was *genau* ich da eigentlich mache. Sämtliche angestaute Wut und Trauer und Enttäuschung und schlechtes Wachstum brechen sich Bahn, befeuert durch den Dämon Apfelkorn.“ (FT: 158). Die Predigt steht inhaltlich in einem diametralen Gegensatz zu den frommen Morgenandachten des Pastors. In Thorstens Geschichte geht der metadiegetische Erzähler betrunken durch die Straßen und greift einen Fremden auf, der einen

Schlafplatz sucht. Er nimmt ihn mit nach Hause, gibt ihm Alkohol und Drogen. Der Fremde

war das nicht gewohnt und musste sich schließlich übergeben. Ich wollte ihn bestrafen. Also schlug ich ihm mit der Faust ins Gesicht. Mit dem ersten Schlag brach ich ihm die Nase. [...] Dann habe ich ein schönes, großes Küchenmesser genommen. [...] Ich habe den Jungen zerlegt, wie man ein schönes, fettes Rind zerlegt. [...] Dann bin ich schlafen gegangen, als ob nichts gewesen wäre. Am nächsten Morgen habe ich das, was von ihm übrig war, in Müllsäcke gefüllt und auf einer Halde abgeladen“ (FT: 160f.).

Weil Thorsten zu viel getrunken hat, muss er kurz nach seiner Predigt das Zelt verlassen und sich übergeben. Der in der Geschichte thematisierte Mord ist nur eine aus Alkohol und Übermut erdichtete Fiktion. Innerhalb der Geschichte dient der Alkohol dazu, den Fremden handlungsunfähig zu machen.

Insgesamt leidet Thorsten in *Fleckenteufel* unter seiner geringen Körpergröße. Zudem verfügt er über einen nicht zu stillenden pubertären Sexualtrieb. Dieser findet in dem Vergewaltigungsspiel ein tatsächlich stattfindendes, wenngleich einvernehmliches, Ventil. Thorstens durch den Alkohol befeuerte Geschichte des getöteten Fremden liest sich wie ein vorweggenommenes Zitat auf *Der goldene Handschuh*.

### 3. *Der goldene Handschuh* (2016)

In einem Interview zu *Der goldene Handschuh* (STRUNK 2016, im Folgenden direkt im Text mit der Sigle GH abgekürzt) sagt STRUNK: „Mir wurde irgendwann klar, dass mir der Stoff für autobiografische Romane ausgeht. Aus meinem Leben sind keine großen Geschichten mehr rauszuholen“ (NEUMANN O.J.: <http://www.fnp.de/nachrichten/kultur/bdquo-Fuer-ihn-gab-es-keine-Hoffnung-ldquo;art679,1874954>, Zugriff am 10.11.2016). Waren die bisherigen Romane stark von der eigenen Biografie beeinflusst, entfernt sich *Der goldene Handschuh* bereits auf formaler Ebene von *Fleisch ist mein Gemüse* und *Fleckenteufel*: Statt des intradiegetischen, intern fokalisierten (Ich-)Erzählers ist die Erzählinstanz in *Der goldene Handschuh* extradiegetisch und nullfokalisiert. Sie verfügt zwar über eine ausgeprägte auktoriale Allwissenheit, kommentiert oder bewertet die Handlungen der Figuren jedoch nicht. Für die nichts verbergenden Schilderungen der Gewaltszenen scheint die distanzierte Erzählerstimme in der Tat die angemessenere Wahl zu sein. Der Protagonist des Romans ist der Frauenmörder Fritz Honka, der in den 1970er Jahren in Hamburg vier Frauen vergewaltigt, umgebracht und anschließend zersägt hat. Dreh- und Angelpunkt ist die Kiezkneipe »Der goldene Handschuh«, aus der sich Honka Frauen nach Hause mitnimmt, um sie in seiner Wohnung gefangen zu halten. Mit der Wahl dieses Milieus geht Heinz STRUNK auf der gesellschaftlichen Leiter bis zur letzten Sprosse hinab. Die Handlungsorte um den Kiez sind detailreich in ihrer menschlichen Verwahrlosung beschrieben. Die betrunkenen Dauergäste des Handschuhs sind als Schimmelige zusammengefasst: „Die Schimmiligen heißen nicht

nur so, sie sehen auch so aus.“ (GH: 18f.). Honkas Wohnung als Ort der Verbrechen ist zudem durch einen stechenden Gestank markiert:

Hier stinkt's ja vielleicht. So was hat Gerda noch nie gerochen, und sie hat schon einiges gerochen. Der Dunst feuchter, vor sich hin modernder Teppiche, abgestandener Pisse, von Dreck, der aus der Luft rieselt, toten Tieren, Ratten, Mäusen, Vögeln, da muss auf jeden Fall irgendwas Totes dabei sein. (GH: 31).

Der unerträgliche Geruch geht vor allem von den Frauenleichen aus, die Honka zersägt in einer Abseite deponiert. Im Gegensatz zu *Fleckenteufel* beschreibt der Erzähler nicht den Geruch menschlicher Verdauungsprozesse, sondern menschlicher Verwesung.

Neben dem Haupterzählstrang um Honka gibt es noch zwei weitere: Der eine ist auf Wilhelm Heinrich von Dohrens, den Enkel einer Hamburger Reeder-Dynastie, fokalisiert – der andere auf Karl von Lützwow, der ebenfalls in diese Familie eingehiratet ist. Wilhelm Heinrich und Karl dienen als Kontrastfiguren zu Honka. Karl ist Anwalt und leidet unter Alkohol- und Sexsucht. Er sucht Befriedigung in sadomasochistischen Sexualpraktiken und erniedrigt Frauen. Er zeigt mit seiner Alkoholabhängigkeit und seinen sexuellen Trieben demnach die gleiche Disposition wie Honka, kann sich jedoch noch so weit kontrollieren, keine seiner „Mätressen“ (GH: 69) zu töten. Wilhelm Heinrich hingegen zeigt markante Parallelen zu dem Protagonisten in *Fleisch ist mein Gemüse*: „Er ist dauergeil und wichst wie ein Affe. Eigentlich müsste man ihm seinen Namen aberkennen. Rückwirkend. Statt Wilhelm Heinrich: Frank. Uwe. Maik. Klaus. Einsilbig und klanglos.“ (GH: 39). Der Name Heinz könnte die Liste problemlos erweitern. Durch die zwei weiteren Erzählstränge entwirft der Roman ein Panorama vom gut situierten Anwalt über den Enkel einer reichen Hamburger Reederei hinein in das Kiez-Milieu zu Fritz Honka. An einem Abend treffen die drei Figuren in der Kiez-Kneipe aufeinander, ohne jedoch Notiz voneinander zu nehmen.

„Sie trinken. Sie trinken. Sie trinken. Vernichtungstrinken.“ (GH: 44). Durch Alkoholkonsum, Sexualtrieb und Gewalt sind jene Motive bestimmend, die bereits aus STRUNKS bisherigen Romanen bekannt sind. Diese sind in *Der goldene Handschuh* jedoch in die Perversion verzerrt und gesteigert. Sie bleiben nicht länger in den Gedanken, sondern finden in Honkas Handeln eine Überführung in die Realität.

Die Figuren im Kiez-Milieu leiden unter schweren körperlichen Beeinträchtigungen. Auffällig ist, dass ihnen die Zähne ausgefallen sind. Das fehlende Gebiss dient als markantes Symbol für körperlichen Zerfall. Literaturgeschichtlich lässt es sich auf das Werk Thomas MANNNS beziehen. In dessen „dekadente[m] Frühwerk ist Krankheit auf der naturalistischen Erzählebene äußeres Zeichen des Zerfalls, auf der allegorischen Erzählebene zeigt sie gleichzeitig den unaufhaltsamen Niedergang an“ (SCHONLAU 2015: 314). Bei Thomas Buddenbrook aus MANNNS *Buddenbrooks* geht die körperliche Schwächung „von einem kranken Backenzahn“ (MANN 2002: 745) aus, wobei der Patient die voranschreitende Entzündung bis zum Ende zu ignorieren versucht. Thomas



Buddenbrook bricht schließlich auf der Straße zusammen und stirbt „ausgestreckt in einer Pfütze“ (MANN 2002: 750) im Straßendreck: „Seine von Anfang an ziemlich mangelhaften Zähne entsprechen seiner degenerativen Belastung. Wenn er auch beides nicht ändern kann, wäre es ihm dennoch möglich gewesen, einer Verschlimmerung entgegenzuwirken“ (MAX 2008: 141)<sup>22</sup>. Die Figuren in *Der goldene Handschuh* hingegen haben keine Zähne mehr, deren Zustand durch Pflege verbessert werden könnte. Weil jedoch im Milieu alle von diesem körperlichen Zerfall betroffen sind, gibt es im Gegensatz zu den anderen Romanen keine Außenseiterfigur mehr, die sich durch ihren körperlichen Makel von den anderen unterscheidet.

Honka selbst wird im Roman eingangs „wegen seines verzogenen Gesichts“ nur „der Schiefe“ (GH: 18) genannt. Gefärbt durch dessen Blick beschreibt der Erzähler den Körper seines ersten Opfers Gerda: „Es gibt keine Löcher mehr, aus denen sie pfeifen könnte, noch nicht mal das letzte. Ihre Lippen sind ausgetrocknet, gelber Speichel klebt am Mundwinkel. [...] Die sieht aus wie ein Käfer. Ein Mistkäfer, ein Schädling.“ (GH: 31).

Den Alkohol, der in *Fleisch ist mein Gemüse* als Mittel zur Realitätsflucht und in *Fleckenteufel* zur Befeuern der Phantasie diente, nutzt Honka, um seine späteren Opfer ruhig zu stellen. Sexualität ist immer mit dem Konsum von Alkohol verbunden:

Und jetzt die nächste Oma. Als er sie von sich wegdrückt, grunzt sie. Er hat den Kater von eineinhalb Flaschen Korn und jeder Menge Bier, und in seinem Sack gärt es. Er guckt an die Decke zu den Pin-up-Girls und stellt sich was vor. Dann schiebt er den Kittel hoch. Ihm ist gerade alles egal, wenn er nur nicht in das Gesicht mit dem Gebiss gucken muss. Er ist gut darin, sich was Schönes vorzustellen. (GH: 41).

Waren sexuelle Übergriffe und explizite Gewalt in *Fleisch ist mein Gemüse* noch durch den Konjunktiv als Gedanken der Figuren markiert, ist der Indikativ der bestimmende Modus in *Der goldene Handschuh*: Was vorher nur Vorstellung war, wird im Handeln des Protagonisten real und zeigt sich beim Töten der Opfer:

Er reißt mit beiden Pranken diesen gänzlich verballhornten Schädel hoch und haut ihn mehrmals gegen den Nachttischschrank. [...] Blut sickert aus dem Hinterkopf. Er greift unters Bett, nach dem brettharten, verkrusteten Lappen, den er kaum um ihren Hals bekommt. Dann zieht er zu. [...] Mit den Händen will er ihre Qualen spüren. (GH: 219).

Honkas letzter Mord an Ruth zeigt in seinem Verlauf eine große Ähnlichkeit zu Thorstens Predigt in *Fleckenteufel*. Nachdem er sie mit einem Lappen stranguliert hat, holt er

---

<sup>22</sup> MAX deutet zudem darauf hin, dass der Volksaberglauben dachte, die Gesundheit eines Menschen könne vor allem an dem Zustand des Gebisses abgelesen werden (vgl. MAX 2008: 145).

einen Plastiksack, der jedoch zu klein ist, deshalb trennt er mit einem Brotmesser Kopf und Hals knapp oberhalb der Schulter und beide Beine unmittelbar an der Hüfte ab. [...] Nachdem sie ausgeblutet ist, verpackt er die Leichenteile getrennt in zwei Plastiksäcke und schiebt beide Pakete unter die Dachschräge des Bodenraums. [...] Wieder murmelt er religiöses Zeug, das er irgendwo aufgeschnappt hat «Ich kann Jesus und sein blutendes Herz nicht vergessen. Unter dem starren Blick des Himmels, vor Gottes kaltem Auge haben wir nicht mehr viel Zeit.» (GH: 248).

An zahlreichen Stellen werden noch immer die perversen Gedanken Honkas geschildert: „Seine Phantasien werden immer abartiger, er stellt sich vor, es mit einer ohne Arme und Beine zu treiben oder einer mit Hautausschlag oder einer, die an Zahnfleischschwund leidet, deren lockere Vorderzähne sich regelrecht eindrücken lassen.“ (GH: 189). Weil Honkas Phantasien nicht nur Gedanken bleiben, sind diese im Vergleich zu den anderen Romanen STRUNKS von gänzlich anderer Qualität<sup>23</sup>. Honkas Umgang mit den Frauen ist eng mit seinem Machtdenken verbunden: „Er hat sich inzwischen so seine Gedanken gemacht. Er will es diesmal weit treiben, er will sie versklaven, das hat er noch nie gemacht. Die Vorstellung erregt ihn.“ (GH: 42). Wie in *Fleisch ist mein Gemüse* dient in einer Weise die Musik dazu. So spielt Honka seinem Opfer Gerda den Schlager »Es geht eine Träne auf Reisen« in Dauerschleife vor, bevor er sie das erste Mal vergewaltigt. Zudem müssen die Frauen ihren Personalausweis an Honka aushändigen und eine Erklärung unterschreiben, dass sie jeden freien Willen abgeben<sup>24</sup>. Bevor Honka die Frauen tötet, nutzt er Mechanismen der Unterdrückung, indem er den alkoholabhängigen Frauen das Trinken untersagt (vgl. GH: 74).

#### 4. Zusammenfassung

Insgesamt zeigt sich, dass *Der goldene Handschuh* auf die gleichen Motive und Themen zurückgreift, die bereits in *Fleisch ist mein Gemüse* und *Fleckenteufel* vorkamen. Diese sind jedoch aus der Phantasie sukzessiv in das Handeln des Protagonisten überführt und in ihrer Radikalität potenziert: dem körperlichen Makel

---

<sup>23</sup> Honka stellt sich Gewalt nicht nur vor, sondern steigert diese durch seine späteren Handlungen bis zum Mord: „Fiete malt sich alles Mögliche aus [...] Der ungelogen tonnenschwere Sack zieht ihn bis zum Mittelpunkt der Erde. Nachher wird er das alles bei der dicken Inge reinstopfen, Schwanz und Sack. Auf was er nicht alles kommt. [...] Die Vorstellung von Sex als etwas Verbotenem erregt ihn, Sex als Verhöhnung von allem, was gut und anständig ist. [...] Er stellt sich vor, ein Tier zu sein, das Artgenossen niederkämpft, zur Aufgabe zwingt oder tötet.“ (GH: 193).

<sup>24</sup> „Hiermit erkläre ich, Gerda Voss, dass ich es im Leben noch nicht so gut hatte wie bei Herrn Honka. [...] Herr Honka weiß viel besser als ich selber, was gut für mich ist, und deshalb erkläre ich schriftlich, dass ich mit allem einverstanden sein werde, was er mit mir macht. Außerdem will ich von jetzt an keine eigene Meinung mehr haben und äußern.“ (GH: 87).

in *Fleisch ist mein Gemüse* (Akne) und *Fleckenteufel* (Körpergröße) steht der körperliche Zerfall in *Der goldene Handschuh* gegenüber. Alkohol ist in allen drei Romanen ein markantes Motiv: Er diene zunächst den Figuren als Mittel zur Realitätsflucht, um jene in *Der goldene Handschuh* in eine Abhängigkeit zu ihm zu stellen. Der unterdrückte sexuelle Trieb in *Fleisch ist mein Gemüse* ist in Form des Vergewaltigungsspiels in *Fleckenteufel* bereits gesteigert und findet in der tatsächlichen Vergewaltigung und Versklavung in *Der goldene Handschuh* seinen nicht mehr zu steigernden Endpunkt. Die bereits in *Fleckenteufel* angelegte Geschichte des Mordes an einem Fremden, die der betrunkene Thorsten erzählt, ist in Fritz Honkas Handeln Wirklichkeit geworden.

Das versöhnliche Ende, mit dem der Ich-Erzähler in *Fleisch ist mein Gemüse* seinen Bericht beendet, gibt es in *Der goldene Handschuh* nicht. Der skurrile Humor, der kennzeichnend für das bisherige literarische Werk STRUNKS war, fehlt ebenfalls – es gibt nichts mehr, worüber man lachen könnte.

Mit Blick auf die Literaturtheorie lässt sich STRUNKS literarische Arbeit, die Geschichte Fritz Honkas zu erzählen, auf Émile ZOLAS *Der Experimentalroman* von 1880 beziehen. In dieser literaturtheoretischen Abhandlung schreibt ZOLA, wie der naturalistische Autor verfährt:

Die experimentelle Idee bringt die der Modifikation mit sich. Wir gehen so wohl von den wahren Tatsachen aus, die unsere unzerstörbare Grundlage ausmachen; um jedoch den Mechanismus der Tatsachen aufzuzeigen, müssen wir die Erscheinungen erzeugen und leiten; hier liegt, was wir an Erfindung, an Genie im Werke zu leisten haben. Ohne uns um die Fragen der Form, des Stils zu kümmern, stelle ich daher schon jetzt fest, dass wir die Natur, ohne aus ihr herauszutreten, modifizieren müssen, wenn wir in unseren Romanen die experimentelle Methode anwenden (ZOLA 2014: 21).

Die Determinanten, auf die STRUNK nach ZOLA seinen Blick richtet, sind Alkohol, Milieu und Sexualtrieb. *Der goldene Handschuh* ist kein der Wirklichkeit verpflichteter Tatsachenbericht, kein Roman mit autobiografischem Hintergrund, sondern vielmehr das Aufgreifen eines Sujets mit anschließender Bearbeitung durch den Autor. STRUNK konstruiert über die literarische Figur Fritz Honka einen Versuchsaufbau, um sich an die reale Person des Frauenmörders anzunähern. Dazu fügt STRUNK Episoden ein, die von der historischen Wirklichkeit abweichen: Im Roman wurde Honka als Jugendlicher selbst mehrfach missbraucht. Über Analepsen wird erzählt, wie Honka aus Ostdeutschland flieht und bei einem Bauern Arbeit findet. Dieser misshandelt ihn zunächst und sperrt ihn anschließend in eine nasse Kammer. Als Honka versucht seinem Peiniger zu entkommen, rammt dieser ihn mit einem Trecker vom Fahrrad: „Schädelbasis gebrochen, alle Zähne im Oberkiefer futsch, auf den Schenkeln Klappwunden, mehrere Splitter der zertrümmerten Zähne stecken im Oberkiefer. [...] Bevor Fiete abnippelt, soll er sich noch ordentlich

quälen.“ (GH: 160). Obwohl Honka schließlich der Gewalt des Bauern entkommen kann<sup>25</sup>, wird er später erneut

von zwei Frauen und einem Mann überfallen und in ein Obdachlosenasyl verschleppt. Sie nahmen ihm zehn Mark ab und zwangen ihn, Wermutwein zu trinken, eine halbe oder dreiviertel Flasche, bis er das Bewusstsein verlor. Davor hatte er noch nie Alkohol getrunken. Als er wieder zu sich kam, hatten ihn die Frauen nackt ausgezogen und ihm die Hände mit einem Strumpf auf den Rücken gefesselt. Sie hielten ihn an den Beinen fest, dann wurde er von dem Mann vergewaltigt. (GH: 190).

Weil die Bewertung der Figurenhandlungen von der übergeordneten Erzählerstimme ausbleibt, gibt es keine Schuldzuweisungen, aber auch keine Mitleidsbekundungen. Der Roman versucht zu zeigen, wie ein Mensch zu einem Frauenmörder werden konnte, verzichtet aber darauf, das Handeln zu beurteilen. Zu den Morden Honkas liegen lediglich Zeitungs- und Polizeiberichte vor, die sich an der Faktenlage orientieren. Die Frage, wer Honka war und was seine Motive waren, können diese Quellen nicht beantworten. Diesem blinden Flecken nähert sich *Der goldene Handschuh* an. Der Roman verschleierte, beispielsweise über die Jugendepisoden Honkas oder die zwei hinzugefügten Erzählstränge, sein Abweichen von der Faktenlage nicht, sondern nähert sich mit den Mitteln der Literatur an die Wirklichkeit an.

Auf diese Weise gelingt Heinz STRUNK mit *Der goldene Handschuh* der Imagewandel vom unterhaltenden Komiker hin zum Schriftsteller. Weil es dieselben Motive sind, die in STRUNKS bisherigen Romanen noch über Skurrilität und Absurdität Komik generierten, bleibt den Lesenden nun das Lachen im Hals stecken. Vor dem Hintergrund dieser literarischen Entwicklung, die bereits angelegten Merkmale und Motive der eigenen Literatur nicht zu revidieren, sondern weiterzuentwickeln, wird ersichtlich, warum *Der goldene Handschuh* 2016 zu Recht für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert war. Eine Ehre, die STRUNK selbst sehr zu schätzen weiß:

Ich werde auch gern mal mit: ‚Hallo, *Fleisch ist mein Gemüse*‘ angedredet, das nehme ich den Leuten gar nicht übel. [...] Aber von *Fleisch ist mein Gemüse* bis jetzt zur kompletten Literatur war das ja auch ein weiter Weg. Die Leipziger Jury beurteilte

---

<sup>25</sup> Honkas Biografie zeigt Parallelen zu dem Protagonisten aus Sibylle BERGS Roman *Vielen Dank für das Leben*: Toto verbringt seine Jugend in einem ostdeutschen Kinderheim, bevor er von der Leiterin des Heimes an ein Bauernehepaar verkauft wird. Toto wird wie Honka in einem kalten, nassen Kuhstall gefangen gehalten. Toto kann schließlich fliehen und gelangt nach Hamburg. Dort wird er erneut von fremden Männern misshandelt: „Die Enttäuschung über das unbedeckte Aussehen Totos schlug in eine absurde Wut um. Sie waren beschämt, die Männer, sie waren doch nicht schwul, und dann wurde getreten, mit einer Stange geschlagen, auf den Kopf gesprungen. Sie fühlten sich besser, danach.“ (Vgl. BERG 2012: 285).

unabhängig von mir als Person, da ich ja auch viele andere Sachen mache – Man stellt sich ja einen Literaten anders vor, aber da wurde dann der reine Text bewertet (KAISER 2016: <http://www.ndr.de/903/sendungen/abendjournal/Abendjournal-Spezial-Fritz-Honka,audio274062.html>, Zugriff am 11.05.2016).

## Literaturverzeichnis

- BERG, S. (2012), *Vielen Dank für das Leben*. München.
- BORN, S. (2015), *Allgemeinliterarische Adoleszenzromane. Untersuchungen zu Herrndorf, Regener, Strunk, Kehlmann und anderen*. Heidelberg.
- DAEMMRICH H.S./ DAEMMRICH, I.G. (1995), *Themen und Motive in der Literatur. Ein Handbuch*. 2, überarbeitete und erweiterte Aufl. Tübingen/ Basel.
- FRANK, D. (2008), Verschwende Deine Jugend? Unheroische Popsozialisation in Rocko Schamonis ‚Dorfpunks‘ und Heinz Strunks ‚Fleisch ist mein Gemüse‘. In: *Der Deutschunterricht* 6. 70-77.
- HINRICHS, P. (2005), Wie wird man cool, Heinz Strunk. Interview mit Heinz Strunk. In: *UniSPIEGEL* 4/2005. In: [spiegel.de. http://www.spiegel.de/spiegel/unispiegel/d-41017664.html](http://www.spiegel.de/spiegel/unispiegel/d-41017664.html)
- Homepage von Studio Braun: <http://www.studiobraun.de/info>
- KAISER, D. (2016), Abendjournal Spezial vom 25.02.2016: Fritz Honka. Interview mit Heinz Strunk. In: [ndr.de. http://www.ndr.de/903/sendungen/abendjournal/Abendjournal-Spezial-Fritz-Honka,audio274062.html](http://www.ndr.de/903/sendungen/abendjournal/Abendjournal-Spezial-Fritz-Honka,audio274062.html)
- MAECK, S. (2010), Punktlandung in Harburg. Heinz Strunk wird vom Landkreis der Blaue Löwe für "Fleisch ist mein Gemüse" verliehen. In: *Hamburger Abendblatt*. 4.11.2010.
- MANN, T. (2002), *Buddenbrooks. Verfall einer Familie*. Hrsg. und textkritisch durchgesehen von E. HEFTRICH unter Mitarbeit von S. STACHORSKI und H. LEHNERT. Frankfurt am Main.
- MAX, K. (2008), Niedergangsdagnostik. Zur Funktion von Krankheitsmotiven in *Buddenbrooks*. *Thomas-Mann-Studien*. Vierzigster Band. Hrsg. vom Thomas-Mann-Archiv und der eidgenössischen technischen Hochschule in Zürich. Frankfurt am Main.
- NEUMANN, O. (o.J.), „Für ihn gab es keine Hoffnung“. Interview mit Heinz Strunk. In: *Frankfurter Neue Presse*. <http://www.fnp.de/nachrichten/kultur/bdquo-Fuer-ihn-gab-es-keine-Hoffnung-ldquo;art679,1874954>.
- ROCHE, Ch. (2008), *Feuchtgebiete*. 9. Aufl. Köln.
- RÜTHER, T. (2009), Thorstens Beschwerden. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Nr. 19. 23.01.2009. Ebenso: SCHUSTER, M./ PAUL, M. (2016).
- SCHONLAU, A. (2015), Körper, Gesundheit/Krankheit. In: BLÖDORN, A./ MARX, F. [Hg.], *Thomas Mann Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart.
- SCHUSTER, M./ PAUL, M. (2016), Irgendwann ist die eigene Biografie auch mal ausgeschrieben. Interview mit Heinz Strunk. In: *planet-interview* 2009. <http://www.planet-interview.de/interviews/heinz-strunk/34978>

- STRUNK, H. (2007), *Fleisch ist mein Gemüse. Eine Landjugend mit Musik*. 23. Aufl. Hamburg.
- STRUNK, H. (2009), *Fleckenteufel*. Hamburg.
- STRUNK, H. (2016), *Der goldene Handschuh*. Hamburg.
- ZOLA, È. (2014), *Der Experimentalroman*. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von W. BUNZEL. Hannover.

**Ewelina Kamińska-Ossowska**  
Uniwersytet Szczeciński

## **Migrationen und Fluchtbewegungen als Thema der deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur**

Kinder- und Jugendliteratur (KJL) ist ein Phänomen, das ständigem Wandel – je nach Vorstellungen und Erwartungen, die mit dem jungen Rezipienten und seiner Rolle in der Gesellschaft sowie mit den Vorkommnissen in der ihn umgebenden Welt verbunden sind – unterliegt. Altersgerecht lassen sich nahezu alle Themen darstellen. Kindern und Jugendlichen wird somit die Möglichkeit geboten, sich mit den sie und die Erwachsenen betreffenden gesellschaftlichen Themen auseinanderzusetzen, nicht zuletzt mit dem Ziel, ihnen die Welt zu erklären und sie zu selbstbewussten Bürgern und kritisch denkenden Menschen heranzubilden.

Zu den im 20. und 21. Jahrhundert viel diskutierten Fragen gehören wohl die Migrationen und Fluchtbewegungen, deren Folgen der deutsche bzw. deutschsprachige Jugendliche im Alltag beobachten kann, da sie das Zusammenleben in Gemeinden und Schulen verändern. Neue Gesichter und Namen in der Umgebung, für andere Länder und Kulturen typische Kleidung, bisher fremde Speisen – all das kennt mittlerweile fast jeder. Seit den 1940er Jahren des 20. Jahrhunderts ist Deutschland, insbesondere gilt dies für die westlichen (alten) Bundesländer – ein Aufnahmeland, in dem Flüchtlinge, Gastarbeiter und Aussiedler unter der einheimischen Bevölkerung leben. Die Zahl der Personen mit dem. sog. Migrationshintergrund betrug 2013 rund 16,5 Millionen, es sind also 20,5% der Bevölkerung. (vgl. MEIER-BRAUN 2015: 15) Jede Massenmigration und der aus ihr resultierende Zustrom von Fremden haben demografische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Folgen. Die Ersteren betreffen vor allem Staaten, Städte und Gemeinden, die Letzteren spüren auch die Durchschnittsbürger persönlich. Das Nebeneinander- bzw. Zusammenleben kann sogar zur Vertiefung der nationalen Unterschiede, manchmal zur Entstehung von Ghettos oder Enklaven führen, sichtbar werden neue Verhaltens- und Denkmuster, Adaptions- und Integrationsprobleme, ethnische Konflikte, Zunahme von Vorurteilen unter den Migrationsgruppen sowie unter den Migranten und der Mehrheitsgesellschaft. Erwartet wird meistens die Akkulturation der Migranten, deren neue Identität sich im Prozess der gesellschaftlichen Diffusion formen sollte, doch offensichtlich gibt es dabei auch eine Veränderung bei den Einheimischen, die ihre bisher vertraute Welt mit den Neankömmlingen teilen müssen. (vgl. SAKSON 2008: 15–16) Wer und auf welche Art und Weise kann der Mehrheitsgesellschaft die Anwesenheit der vielen neuen, in kultureller Hinsicht oft sehr verschiedenen Mitbürger erklären? Mit Migrationen und

Fluchtbewegungen beschäftigen sich Vertreter mehrerer wissenschaftlicher Bereiche, so Soziologen, Politologen, Historiker, Kulturanthropologen, doch die Ergebnisse ihrer Forschung sind meistens an den engen Kreis von ihnen ähnlichen Fachleuten adressiert und bleiben dem Durchschnittsbürger weitgehend unbekannt. Die Funktion der Kulturvermittler übernehmen des Öfteren Schriftsteller und Intellektuelle, deren Texte ein breiteres Publikum anvisieren. Hans-Christian TREPTE, der das Schaffen von in Deutschland lebenden Polen untersucht, misst den sog. operativen Literaturgenres, insbesondere der Publizistik, eine große Rolle bei der Schilderung der in der Welt vorkommenden Veränderungen bei. (vgl. TREPTE 2013: 91) Als reaktiv wäre hier auch die Kinder- und Jugendliteratur zu bezeichnen, deren Vertreter – oft von didaktischen Ambitionen ausgehend – mit altersgerechten Stilmitteln die Welt und Anwesenheit der „Fremden“/Neuen in der Umgebung zu erklären, die Andersartigkeit vertraut zu machen sowie Modelle des gutnachbarlichen Zusammenlebens bzw. der Integration vorzuschlagen versuchen. Das Ziel derartiger Bemühungen liegt darin, den jungen Menschen für die Bedürfnisse der Nächsten zu sensibilisieren sowie ihn zum kritisch und bewusst agierenden Teilnehmer der Geschehnisse zu erziehen.

Im 20. Jh. ist Europa, so auch Deutschland, vor allem das Gebiet politisch begründeter Migrationen. Die ökonomische Motivation bleibt im Hintergrund oder ist im Zusammenhang mit der Politik zu betrachten. Um der begrifflichen Klarheit willen seien nun die für die Problematik des vorliegenden Beitrags relevanten Bezeichnungen nahegebracht:

- Migration – (lat. *migratio*) bedeutet Wanderung und ist eine allgemeine Bezeichnung für Wanderungsbewegungen, sei es politischen, wirtschaftlichen, sozialen oder noch anderen Ursprungs. Andere Ausdrücke: ‚Immigration‘, ‚Emigration‘ stammen aus dem Englischen und bedeuten entsprechend ‚Einwanderung‘, ‚Auswanderung‘. Im deutschen Sprachraum entstand noch das Wort ‚Zuwanderung‘ – als eine Umschiffung von ‚Einwanderung‘. „Als Migration wird im Allgemeinen verstanden, wenn jemand seinen Lebensmittelpunkt in ein anderes Land verlegt. Die Vereinten Nationen definieren Migration als einen Aufenthalt in einem anderen als dem Heimatland von länger als einem Jahr. Manche Länder verwenden den Begriff ‚Einwanderung‘ schon nach sechs Monaten (...).“ (MEIER-BRAUN 2015: 33)
- Als Flüchtling bezeichnet man „Menschen, die vor Kriegen fliehen oder ihre Heimat aus anderen Notlagen heraus verlassen müssen und in einem anderen Land Schutz und Zuflucht suchen.“ (MEIER-BRAUN 2015: 53) Das als die Genfer Flüchtlingskonvention (GFK) bekannte „Abkommen über die Rechtsstellung der Flüchtlinge“ von 1951 und das ergänzende Protokoll von 1967 legen fest, wer ein Flüchtling ist, welchen Schutz er genießt und welche Pflichten er hat. (vgl. MEIER-BRAUN 2015: 93) Der Artikel 1A definiert einen Flüchtling als eine Person, die „aus der begründeten Furcht vor Verfolgung wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Überzeugung sich außerhalb



des Landes befindet, dessen Staatsangehörigkeit sie besitzt, und den Schutz dieses Landes nicht in Anspruch nehmen kann oder wegen dieser Befürchtungen nicht in Anspruch nehmen will (...).“ (die GFK zit. n. MEIER-BRAUN 2015: 93) Im Artikel 33 wird das Verbot genannt, einen Flüchtling „auf irgendeine Weise über die Grenzen von Gebieten auszuweisen oder zurückzuweisen, in denen sein Leben oder seine Freiheit wegen seiner Rasse, Religion, Nationalität, seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen seiner politischen Überzeugung bedroht sein würde.“ (MEIER-BRAUN 2015: 93)

- Unter Asylbewerber versteht man einen schutzsuchenden Menschen, meist einen Flüchtling, der in einem Land einen Antrag auf Gewährung eines Asylrechts stellt. Zu dieser Gruppe gehören v.a. diejenigen, die vor kriegserischen Auseinandersetzungen oder anderen militärischen Rebellionen aus ihren Herkunftsstaaten flüchten.

Wird Deutschland als Land der Migrationen – sowohl ein Auswanderungs- als auch ein Zuwanderungsland – betrachtet, soll vermerkt werden, dass insbesondere das zweite Phänomen als politisches, wirtschaftliches, soziales und kulturelles Problem diskutiert wird. Der Abgang einiger Bevölkerungsteile ins Ausland sorgt derzeit kaum für Aufsehen und wird als Element der beruflichen oder familiären Mobilität verstanden. Im Folgenden wird der Versuch unternommen, zu schildern, mit was für Gruppen von Zuwanderern: „Neuen“, „Fremden“ die Deutschen nach 1945 es in den nachfolgenden Jahrzehnten zu tun haben und wie die deutschsprachige KJL auf die Anwesenheit dieser Menschen reagiert. Ist die Literatur im Stande, Mechanismen der Darstellung von „Fremden“ auszuarbeiten? Kann sie zu einem Sozialisationsfaktor für die Einheimischen und Neuen werden? Kann sie zur Orientierung in der sich in kultureller und ethnischer Hinsicht verändernden Welt beitragen?

Das Jahr 1945 wird hier als Grenzdatum gewählt, seit dem die Deutschen sowie die Mehrheit der europäischen Staaten im Frieden leben. Zugleich aber bedeutet das Ende des Zweiten Weltkrieges einen Anfang mehrerer Migrationswellen. Bereits während des Krieges befanden sich auf deutschem Territorium Vertreter anderer Völker und Kulturgruppen, die als Fremde, sogar als Feinde galten. Zu nennen wären zuerst u.a. Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter, Konzentrationslagerhäftlinge, später die alliierten Soldaten der in den Besatzungszonen stationierten Siegermächte. Die Ersteren, nach dem Kriegsende als Displaced Persons (DPs) bezeichnet, werden oft zu „Heimatlosen Ausländern“, die in ihre Herkunftsländer nicht zurückkehren können oder infolge der Dominanz der Sowjetunion in Osteuropa es nicht wollen. Ihre Fremdheit resultiert aus der Tatsache, dass sie negative Erfahrungen mit dem NS-Regime hatten oder die Uniform einer dem NS-Staat feindlichen Armee tragen. Bald werden die Deutschen mit neuen „Fremden“ konfrontiert: Um und nach 1945 kommen – insbesondere in die westlichen Regionen, also die Besatzungszonen der westlichen Alliierten 1945–1949, aus denen 1949 die Bundesrepublik Deutschland entsteht – Flüchtlinge und Vertriebene bzw. Ausgesiedelte aus den ehemaligen

deutschen Ostgebieten. Obwohl sowohl die *Displaced Persons* als auch die Flüchtlinge und Vertriebenen in den Statistiken nicht als Menschen mit Migrationshintergrund gerechnet werden (vgl. MEIER-BRAUN 2015: 55), lässt sich nicht leugnen, dass die Zweitgenannten eine Wanderung besonderer Art durchgemacht und sich von der Bevölkerung der Aufnahmeeregionen unterschieden haben. Zwar vertraten sie die gleiche Sprach- und Kulturgemeinschaft, doch gewisse Eigentümlichkeiten, etwa Dialekt und regionale Bräuche, sowie ihr niedriger materieller Status (vgl. FRITSCHKE 2001: 13–14)<sup>26</sup> situierten sie am Rande der einheimischen Gesellschaft. Ihre traumatischen Erlebnisse (Flucht, Aussiedlung, Verlust von Heimat und Besitz, erfahrene körperliche oder psychische Gewalt) riefen selten Empathie und Solidaritätsgefühle unter denjenigen hervor, die mit den Neuankömmlingen ihr in den ersten Nachkriegsjahren knappes Essen oder Haus teilen mussten. So sind die Betroffenen zwar in dem Land, dessen Staatsangehörigkeit sie haben, doch vermissen sie das Gefühl willkommen zu sein und sind innerlich zerrissen: einerseits froh, der Roten Armee entkommen zu sein und kein Leben unter neuen Bewohnern ihrer Heimatorte führen zu müssen, andererseits nicht im Stande, den Verlust der vertrauten Welt zu überwinden. Zu diesen untypischen Migranten zählen Sudetendeutsche, Ostpreußen, Pommer, Schlesier, Baltendeutsche. Die folgende Auswahl der Kinder- und Jugendtexte zum Thema Flucht und Vertreibung spricht für die Bedeutung dieser Problematik in mehreren Nachkriegsjahrzehnten:

- Margot Benary-Isbert (1948), *Die Arche Noah*,
- Manfred Böckl (1992), *Der Rappe mit der Elchschaufel*,
- Hildegard Boehm (1949), *Birgitt und die Kinder vom Deisenhof*,
- Felix Dalle (1953), *Herz im Sturm*. Aus dem Niederländischen übers. v. Georg Hermanowski,
- Elfie Donnelly (1986), *Peters Flucht*,
- Wolfgang Ecke (1966), *Flucht. Die Geschichte einer Reise von Deutschland nach Deutschland*,
- Marianne Eckel (1956), *Hummel und das Zwillingsskrönchen. Ein Mädchen findet eine neue Heimat*,
- Willi Fähmann (1962), *Das Jahr der Wölfe*,
- Marianne Kurtz (1989), *Kein Tag zum Bleiben*,
- Felix Lützkendorf (1959), *Prusso und Marion*,
- Arthur Maximilian Miller (1955), *Die Poggermühle. Von der Freundschaft zweier Mädchen*,
- Kurt Rose (1949), *Christines neues Leben*,
- An Rutgers (1966), *Mensch oder Wolf*. Aus dem Holländischen übers. v. Elfe Kaiser,

---

<sup>26</sup> Laut FRITSCHKE erlebt die Mehrheit der Flüchtlinge eine Deklassierung und entwickelt infolge der Not und Marginalisierung die Überzeugung von einem Würdeverlust.

- Berta Thiersch (1956), *Corinna*,
- Annelies Schwarz (1981), *Wir werden uns wiederfinden. Die Vertreibung einer Familie*.

Diese erste Migrationswelle um und nach 1945 spielt für die deutsche KJL eine besondere Rolle. Die Autoren reagierten auf die Anwesenheit der Neuen, „Fremden“ mit einer Schreibweise, die man als Paradigma bei der Beschäftigung mit allen späteren Migrationsbewegungen bezeichnen dürfte: Ins Zentrum der Aufmerksamkeit werden individuelle Schicksale gestellt, die Erlebnisse der Protagonisten sollen den Leser zur Identifikation, zum Mitleiden und zur Solidarität mit den Betroffenen animieren und ihm zugleich das Ausmaß der Erscheinung bewusst machen sowie ihn diese als Universalerfahrung verstehen lassen. Die Handlung der Texte ist im Allgemeinen nach einem Schema gebaut: die Notwendigkeit, die Heimat zu verlassen (oft mit vereinfachter oder verschwiegener Ursache-Folge-Beziehung zwischen dem Zweiten Weltkrieg und dem Schicksal der Figuren) – Hass der Betroffenen auf die Vertreibenden oder die neuen Bewohner ihrer Heimatorte – Flucht, Transportbedingungen, Ankunft in sicheren Regionen im Westen Deutschlands – Fremdheitsgefühl und mangelnde Akzeptanz seitens der Einheimischen in der neuen Umgebung – Überwindung von Abneigung und Vorurteilen bei den Einheimischen und langsame Integration in der neuen Gemeinschaft (Schule, Arbeit, Freundschaft, Liebe) – Neubeginn und völlige Integration (mit Erhaltung der Erinnerung an die verlorene Heimat). Die Kompliziertheit der Darstellung ist dabei auf das Alter der Rezipienten sowie auf den Zeitraum, in dem der Text erschienen ist, zurückzuführen. 1945–1960 überwiegen emotionsgeladene, oft biografische Bücher, in denen sich die Deutschen als Opfer betrachten, nach 1960 wird das Schicksal der deutschen Bevölkerung im Kontext der Leiden der von Hitler-Deutschland verfolgten Nationen wahrgenommen. (mehr dazu KAMINSKI 1979, WIRSCHUN 1979, HELBIG 1986, DAHRENDORF 1988, SANNES-MÜLLER 1988, HELBIG 1989) Die Integration der Protagonisten schließt mit einem Happy End ab. In der neuen Umgebung finden sie Freunde und Anerkennung, da sie trotz einer gewissen Andersartigkeit doch die „Eigenen“ sind, die gleiche Sprache sprechen, bald äußerlich nicht auffallen und gleiche Sozialisation haben.

Ab den 1950er Jahren erscheinen in westdeutscher Gesellschaft weitere Zuwanderer, deren Anwesenheit von den KJL-Autoren schnell verzeichnet wird: die sog. Gastarbeiter. Sie wurden als Arbeitskräfte angeworben. „Die Wortschöpfung ‚Gastarbeiter‘ war jedoch von Anfang an falsch, denn Gäste lässt man bekannterweise nicht arbeiten, und diese gehen nach einiger Zeit wieder nach Hause. (...) Später nannte man die ‚Gastarbeiter‘ ‚Ausländische Mitbürger‘ oder ‚Ausländische Einwohner‘, bis man sich endlich dazu durchringen konnte, den Begriff der Wirklichkeit anzupassen und sie als ‚Einwanderer‘ zu bezeichnen.“ (MEIER-BRAUN 2015: 53) Angeworben wurde bis in die 1970er Jahre hinein, v.a. in Italien, Spanien, Portugal, Griechenland, Jugoslawien und der Türkei. (vgl. LIVI BACCI 2015: 86–89) Diese Fremden sollten der deutschen Wirtschaft helfen und

künftig das Land verlassen, doch nach dem Infolge der Ölkrise von 1973 verhängten Anwerbestopp blieben sie in dem Arbeitsland, holten ihre Familien nach oder gründeten Familien mit Deutschen. Da für die Integration dieser Gruppe anfangs wenig gemacht wurde, hatten ihre Vertreter Kontakte hauptsächlich unter ihresgleichen, so dass ihre Andersartigkeit auffiel. Sie sprachen kaum Deutsch, sahen oft anders aus (dunklere Haut, manchmal andere Kleider), kultivierten ein für ihre Herkunftsländer typisches Familienmodell und ihre Religionspraktiken. Die Wahrnehmung von Gastarbeitern hat Max FRISCH 1965 treffend zusammengefasst: „Wir riefen Arbeitskräfte, und es kamen Menschen.“ (FRISCH 1965) Die Arbeitskräfte wurden zu Nachbarn und Mitschülern, doch der Integrationsprozess war langwierig und verlief nicht immer reibungslos. Die KJL-Autoren konzentrieren ihre Aufmerksamkeit speziell auf Kinder der Gastarbeiter, die als Fremde angesehen werden, selbst wenn sie die zweite, bereits in Deutschland geborene Generation der untersuchten Gruppe sind.

Hinter manch einem Tittel könnte man die beiderseitige Offenheit vermuten, doch es ist oft nur eine Täuschung: Ruth Herrmann (1975) *Wir sind doch nicht vom Mond!*, Hans Georg Noack (1976) *Benvenuto heißt willkommen*, Annette Weber (1987) *Man müsste miteinander reden...*, Enzo Dematté (1988) *Buon Giorno, Germania*. Gewöhnlich werden Alltagssituationen reflektiert: Das Schulleben von Deutschen und Gastarbeiterkindern ist nicht frei von Konflikten, die Toleranz – nicht immer vorhanden. Die „Neuen“ erwecken zwar Interesse, aber auch Misstrauen. Dank der KJL erhoben sich aus der anonymisierten Masse der Gastarbeiter Gestalten, deren Geschichten zwar fiktional sind, doch von der Realität inspiriert und somit stellvertretend für die Gruppe. Im Laufe von 3–4 Jahrzehnten hat der deutschsprachige Leser u.a. folgende Figuren und Konstellationen kennengelernt.<sup>27</sup>

- Türkinnen: Ülkü (Renate Welsh 1973, *Ülkü, das fremde Mädchen*), Hamide (Annelies Schwarz 1986, *Hamide spielt Hamide*) und Hati (Ingrid Kötter 1989, *Die Kopftuchklasse*),
- Jugoslawen: Ivan (Angelika Mechtel 1975, *Hallo, Vivi!*) und Esad (Kurt Woelfflin 1983, *Ein weißer Mercedes*),
- Griechen: Irina (Sigrid Schuster-Schmah 1978, *Staatsangehörigkeit: griechisch*),
- Spanier: Emilio (Gudrun Pausewang 1974, *Und dann kommt Emilio*),
- Italiener: Pepino (Eveline Hasler 1967, *Komm wieder, Pepino*),
- Kinder aus Mischehen: Halb-Italienerin Rosetta (Cordula Tollmien 1987, *La gatta heißt Katze*), Halb-Griechen Jannis (Dieter Schliwka 1986, *Sirtaki: die*

---

<sup>27</sup> Vgl. auch andere KJL-Titel zum Thema Gastarbeiter: Ilse van Heyst (1976), *Alles für Karagöz*; Irina Korschunow (1977), *Eigentlich war es ein schöner Tag*; Ilse Ibach (1981), *Gülan mit der roten Mütze*; Karin König, Hanne Straube, Kamil Taylan (1981), *Merhaba... Guten Tag*; Christian Sorge (1982), *Papadakis*; Erzählung von Klaus Kordon (1988), *Jugo*.

*Geschichte von Nina und Jannis, ihrer Liebe und der Sehnsucht nach Frieden*),

- internationale Freundschaften: Italiener Paolo und Pole Marek (Günter Rudolf 1977, *Die Spaghetti-Bande*).

Das Bücherangebot erweitern auch Übersetzungen aus anderen Sprachen, die ähnliche Problematik behandeln: Geschichte des Türken Ibrahim in *Ich nenn dich einfach Ib* von dem niederländischen Autor Mieke Vanpol (1992, übers. v. Mirjam Pressler), das Leben von Abilio in einer portugiesischen Schule in *Ab heute heiß ich Luis* von Alice Vieira (1992, übers. v. Karin Schreiner).

Das Anliegen der Schriftsteller ist es, internationale Kontakte zu schildern, Verständnis für die „Fremden“ zu wecken und somit die Möglichkeit oder sogar die Notwendigkeit der Normalisierung dieser Beziehungen vor Augen zu führen. Die Anwesenheit der „Fremden“ stellt Offenheit, Toleranz und Hilfsbereitschaft der Deutschen auf eine Probe. Unter den Themen der Gastarbeiter-Texte sind positive und negative Erfahrungen zu nennen:

- Freundschaft: Ingrid Kötter (1983), *Manchmal bin ich nachts ein Riese*; Antoinette Becker (1984), *Ich, Nadine. Die Zeit mit meiner türkischen Freundin* (Fotodokumentation); Manfred Mai (1987), *Monis Freund*; Ursula Kirchberg (1989), *Selim und Susanne*;
- Liebe: Fatma B. (2001), *Hennamond. Mein Leben zwischen zwei Welten*; Klaus-Peter Wolf (1989), *Die Abschiebung* (deutsch-türkische Ehe, Abschiebung des kurdischen Ehemannes in die Türkei, Tod des Mannes infolge von Verfolgungen);
- kriminelles Verhalten: Dietrich Gronau (1987), *Wie ein Sprung ins Leben... Die Geschichte von Fadil und Hakan*;
- rechtsradikales Denken deutscher Buchfiguren: Heinz Knappe (1987), *Wolfslämmer*; Elmar von Salm (1988), *Brandstiftung*; Elisabeth Reuter (1993), *Soham. Eine Geschichte vom Fremdsein*.

Am häufigsten wird allerdings die Identitätsproblematik angesprochen. Die in Deutschland geborenen Nachkommen der Gastarbeiter hinterfragen ihre Herkunft und Rolle in der Gesellschaft. Dies wird vorwiegend am Beispiel von weiblichen Figuren aus muslimischen Familien gezeigt, die in der westlichen Kultur aufgewachsen sind und bestimmte Einschränkungen in der Tradition der elterlichen Herkunftsländer nicht begreifen (wollen). Viele identifizieren sich eindeutig mit Deutschland, so die bereits erwähnte Irina (Sigrid Schuster-Schmah 1979, *Staatsangehörigkeit: griechisch*), die Türkin Oya (Jürgen Banscheraus 1985, *Keine Hosenträger für Oya*) oder die Teenager Ayse und Devrim (Michael Kuhlmann 1983, *Ayse und Devrim. Wo gehören wir hin*). Manche Mädchen empfinden einen wahren Kulturschock, wenn ihre Eltern sich entscheiden, in das Herkunftsland zurückzukehren, so u.a. in: Karin König, Hanne Straube, Kamil Taylan (1988), *Oya – Fremde Heimat Türkei* und Alev Tekinay (1990), *Engin im Englischen Garten*.

Über Erlebnisse deutscher Kinder in der Türkei schreibt Peter Steinbach (1987) in *Caroline in Dikkali* – der Urlaub wird als eine Gelegenheit geschildert, in der Fremde zu erfahren, wie sich alle Entwurzelten fühlen.

Der Zustrom weiterer Gruppen von Fremden beginnt in den 1970er Jahren und dauert ca. zwei Jahrzehnte. Zum einen sind es damals die sog. Spätaussiedler, d.h. „Deutschstämmige aus Mittel- und Osteuropa sowie aus den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion (...). Sie bekamen automatisch die deutsche Staatsangehörigkeit und wurden nicht unbedingt als Migrantengruppe wahrgenommen, obwohl (...) sich massive Integrationsprobleme in den Schulen oder bei der Eingliederung in der Arbeitswelt zeigten.“ (MEIER-BRAUN 2015: 73) Sie kamen in die Bundesrepublik im Rahmen der sog. Familienzusammenführung, aufgrund der Abstammung ihrer Vorfahren, doch verfügten oft über keine oder bestenfalls bescheidene Deutschkenntnisse, begannen das neue Leben mit Übergangslagern und Sprachkursen und fühlten sich nicht wie willkommene Mitbürger. Wie im Falle der Flüchtlinge von 1945 erlebten sie meistens zuerst eine Verschlechterung ihres gesellschaftlichen Status: Ihre im Heimatland erworbene Ausbildung wird nicht anerkannt, sie müssen sich mit Arbeitsstellen für Unqualifizierte begnügen und infolge unterschiedlicher vom Staat zuerkannten Zuschüsse werden von den Einheimischen als faule und unberechtigte Nutznießer bzw. Konkurrenten auf dem Arbeitsmarkt betrachtet. All das steht im Widerspruch zu den Vorstellungen vom reichen Westen, mit denen sie in das Land der Vorfahren kamen. Mit der Situation dieser Gruppe beschäftigen sich u.a.:

- Spätaussiedler aus Polen: Angelika Kutsch (1973, *Man kriegt nichts geschenkt*; 1979, *Nichts bleibt, wie es ist*), Willi Fähmann (1974, *Kristina, vergiß nicht...*), Fritz Raab (1977, *Ab mit dir ins Vaterland*), Peter Härtling (1979, *Ben liebt Anna*), Herbert Berger (1982, *Der fremde Linksaußen*), Herbert Somplatzki (1990, *Als aus Janusz Jan wurde*), Gisa Margarete Zigan (1992, *Chris aus Kattowitz*), Karlheinz Dürr (1993, *Der Zug nach Danzig*),
- Spätaussiedler aus Rumänien: Karin Gündisch (1987, *Im Land der Schokolade und Bananen*), Renate Welsh (1991, *Spinat auf Rädern*), Gerhard Ullmann (1985, *Dezembermohn*),
- Spätaussiedler aus der Tschechoslowakei: Rena Dumont (2013, *Paradiessucher*),
- Spätaussiedler aus der Sowjetunion bzw. den Nachfolgestaaten (ca. ab der Wende 1980er/1990er Jahre): Karin Kusterer und Julia Richter (1989, *Von Rußland träum' ich nicht auf deutsch*), Gudrun Pausewang (1986, *Ich hab einen Freund in Leningrad*, Thema: Brieffreundschaft mit Kindern aus der Sowjetunion).

Ungeachtet des Herkunftslandes der Spätaussiedler werden in der KJL ähnliche Schwerpunkte aufgegriffen. Beschrieben werden Erfahrungen von 2–3 Generationen einer Familie, im Mittelpunkt der Handlung befinden sich Jugendliche, was die Auseinandersetzung mit Schulproblemen impliziert. Vonseiten der deutschen

Mitschüler werden sie meistens mit Abneigung und Vorurteilen gegenüber dem jeweiligen Land begrüßt und nicht als „echte Deutsche“ betrachtet. Akzeptanz und Integration vollziehen sich langsam – zu Brücken werden gemeinsame Interessen, so Sport bei Berger und Somplatzki oder Musik bei Fährmann, manch deutscher Schüler wird von Amors Pfeil getroffen, z.B. bei Härtling. Am Beispiel derartiger Situationen wird dem Rezipienten auch verdeutlicht, wie er im Falle von Intoleranz oder Fremdenhass reagieren sollte. Den erwähnten Titeln fehlt es nicht an politischen Aspekten (Geschichte der Auslandsdeutschen, deutsch-polnische, deutsch-rumänische Problematik), aber man darf den Universalismus ihrer Aussage nicht übersehen. Der für die KJL typischen erzieherischen Motivation liegt ja der Wunsch zugrunde, Offenheit, Empathie und Hilfsbereitschaft als überzeitliche Werte zu vermitteln.

Zu der anderen Gruppe, die ab den 1970er Jahren in der KJL präsent ist, zählen Asylbewerber, darunter auch Flüchtlinge aus nahezu allen Regionen der Welt, in denen derzeit kriegerische Konflikte herrschen. Die Schriftsteller schreiben über:

- Afghanistan: Wolfgang Wegner, Evamaria Steinke (1986), *Flucht über den Khaiber-Paß. Hangur Shah flieht vor dem Krieg in Afghanistan*;
- Afrika: Karin Burschik (1991), *Yves – Eine afrikanische Liebe*; Anatol Feid (1983), *Achmed M. im Bahnhofsviertel*; Paul Maar (1993), *Neben mir ist noch Platz*;
- die Türkei: Ruedi Klapproth (1988), *Mit falschem Paß*;
- Irak, Iran: Els de Groen (2000), *Wo ist Hamid* (aus dem Niederländischen übers. v. Carola Henke); Michael Höhn (1987), *Asyl in D. (Solange die hier keinen Ärger machen)*;
- Vietnam: Nina Rauprich (1986), *Ich bin 16 und lebe im Friedensdorf*; Carolin Philipps (1991), *Im Supermarkt gibt's keine Wasserbüffel*; Rosemarie von Schach (1991), *Ein Windhauch weit bis Vung Tau*;
- Süd- und Mittelamerika: Antonio Skármeta (1980), *Nix passiert* (aus dem chilenischen Spanisch übers. v. Monika López); Urs M. Fiechtner (1986), *Mario Rosas. Geschichte einer Flucht*.

Die Situation dieser Flüchtlinge ähnelt in mancher Hinsicht der von den Spätaussiedlern: Sprachschwierigkeiten, dazu für Europa fremde Traditionen verursachen Misstrauen und Distanz. In den Schicksalen der Flüchtlinge und Asylbewerber gewinnen allerdings neue Fragestellungen an Bedeutung. Thematisiert werden die sich verschlechternden Lebensbedingungen im Herkunftsland, die Entscheidung zur Flucht und deren weitere Umstände, das Leben in Auffanglagern. Mit der so ersehnten Ankunft im sicheren Europa beginnen Schwierigkeiten, sich hier einzuleben. Angesprochen werden ebenfalls Unterschiede im Lebensstandard der Neuen und der Einheimischen (u.a. Kirsten Boie 1989, *Lisas Geschichte, Jasims Geschichte*) sowie die alltägliche Unsicherheit der von Abschiebung Bedrohten (Els de Groen 2000, *Wo ist Hamid* – ein Iraner findet Zuflucht in einer Kirche in Niederlanden). Vereinzelt erscheint auch die Frage der

Adoption von einem ausländischen Kind aus Kriegs- oder Krisenregionen – in diesem Falle geht der Kinderwunsch mit dem Mitleid für die Notleidenden einher. Von Eingewöhnungs- und Verständigungsproblemen der neuen Familienmitglieder berichten dann die europäischen Geschwister, so u.a. in Ingeburg Kansteins (1983), *Der soll zu uns gehören?* (Adoptivbruder aus Kolumbien); in Rachel Andersons (1986), *Nennen wir ihn doch einfach Robert* (aus dem Englischen übers. v. Heike Brandt – ein adoptierter Vietnameser in einer englischen Familie).

Die Vielfalt der in der KJL berücksichtigten Flüchtlingsproblematik entspricht Situationen aus der Wirklichkeit. Es überwiegen fiktionale Texte, die von konkreten Geschichten inspiriert wurden und die Aufgabe haben, den Rezipienten die um sie stattfindenden Vorkommnisse zu erklären sowie Toleranz mit den vom Schicksal Geprüften zu fördern. An junge Erwachsene sind authentische Berichte sowie literarische Versuche der in Deutschland lebenden Ausländer adressiert. Als Beispiele seien hier zwei Sammelbände genannt: Franz Nuscheler (Hrsg.) (1984), *Nirgendwo zu Hause. Menschen auf der Flucht* und Norbert Ney (Hrsg.) (1984), *Sie haben mich zu einem Ausländer gemacht... ich bin einer geworden. Ausländer schreiben vom Leben bei uns*.

In den 1990er Jahren treffen in Deutschland Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien ein, die vor dem Balkankrieg flüchten. (Mehr zu den Flüchtlingswellen in den Jahren 1991–1995, 1997–1998: REIMANN 2001: 95–98). Die Bürger dieses Landes sind der deutschen Gesellschaft bereits als Gastarbeiter bekannt geworden, nun werden sie v.a. als Opfer des Krieges angesehen. Ulrike REIMANN, die literarische Darstellungen des Konflikts untersucht, bemerkt, dass es wenige autobiografische Zeugnisse junger Generation gibt. Aufmerksamkeit verdient v.a. das Tagebuch der 11-jährigen Zlata Filipović (1994), *Ich bin ein Mädchen aus Sarajevo*, doch grundsätzlich schweigen Jugendliche darüber, was sie während der Balkankriege gesehen bzw. erlebt haben. Diese Lücke füllen Schriftsteller und Journalisten auf, die mit Betroffenen gesprochen und ihre Geschichten aufgeschrieben haben. So entstanden sowohl literarische Tatsachenberichte (Senada Marjanovic 1994, *Herzschmerzen*) als auch fiktionale Bücher mit dem Krieg und seinen Folgen im Hintergrund. Von der Kritik wurden u.a. folgende Publikationen wahrgenommen:

- Karin Küsterer, Edita Dugalić (1994), *Heimat ist nicht nur ein Land. Eine bosnische Flüchtlingsfamilie erzählt* (Thematik: Leben in Bosnien, Traditionen, der für das Mädchen unverständliche Krieg, serbische Kontrollen, in feindlichen Truppen kämpfende Schulkameraden, Flucht über Ungarn und Österreich, Leben im Flüchtlingslager, Aufnahme bei einer deutschen Familie),
- Karin Küsterer, Edita Dugalić (1997), *Kommst du mit mir nach Bosnien?* (Thematik: Rückkehr in die veränderte Heimat),
- Christobel Mattingley (1994), *Asmirs Flucht* (aus dem Englischen übers. v. Dorothee Haentjes, Thematik: Flucht eines 9-jährigen aus Sarajevo nach



Wien, Leben in der neuen Umgebung, Hilfslosigkeit der Erwachsenen, frühreife Kinder),

- Margaret Klare (1994), *Liebe Tante Vesna – Marta schreibt aus Sarajevo* (ein fiktives Tagebuch, Korrespondenz mit einer in Deutschland lebenden Verwandten).

Bei fiktionalen Texten diagnostiziert REIMANN einen Hang zum Abenteuerlichen, zur Wiederholung von wenig glaubwürdigen Geschichten und ethnischen Vorurteilen. (vgl. REIMANN 2001: 106) Zu dieser Gruppe können folgende Publikationen gerechnet werden:

- Els de Groen (1996), *Haus ohne Dach* (aus dem Niederländischen übers. v. Siegfried Mrotzek, betr. Flucht der 15-jährigen Aida aus Bosnien),
- Roger H. Schoemans (1996), *Dava – eine Flucht vom Balkan* (aus dem Flämischen übers. v. Jeanne Ortman-van Beck, betr. Flucht einer 14-jährigen aus einem Dorf in Albanien, über Jugoslawien, Ungarn, Prag, Polen nach Deutschland),
- Alice Mead (1997), *Ein Gedicht für die Freiheit* (aus dem Englischen übers. v. Salah Naoura, Thematik: Erlebnisse des 13-jährigen Adem, eines Albaners aus dem Kosovo),
- Jaak Dreesen (1996), *Irgendwann wird Frieden sein* (aus dem Niederländischen übers. v. Silke Schmid, Thematik: der 14-jährige Valid in einem bosnischen Dorf am Vorabend des Krieges).

Bei der obigen Aufzählung fällt auf, dass es sich in erster Linie um Übersetzungen aus anderen Sprachen handelt. Die Erfahrungen aller Länder, in denen die Balkan-Flüchtlinge Zuflucht gefunden haben, sind aber ähnlich. Wichtig sind dabei Menschen und ihre Geschichten, das Aufnahmeland ist dagegen zweitrangig. Auffallend sind ebenfalls manche Wörter, die sich in den Titeln wiederholen, so die Namen von Städten oder Regionen und Vornamen, darüber hinaus „Flucht“ und „Flüchtling“. Dies ähnelt der bereits bei der ersten Welle der „Fremden“, also den ostdeutschen Flüchtlingen um 1945, erprobten Strategie: Die Namen heben die Anonymität der Masse vertretenden Protagonisten auf und ermöglichen den Lesern Identifikation.

Im 21. Jh. nehmen Flucht- und Migrationsbewegungen in der Welt zu. Insbesondere gilt dies für die Länder des Islam, die von militärischen und sozialen Konflikten erschüttert werden, gemeint sind die neuen Kämpfe im Afghanistan ab 2001, der sog. Arabische Frühling von 2010–2013 in Ägypten, Algerien, im Irak, im Jemen, in Jordanien, Kuwait, Marokko, im Sudan und in Tunesien, der ab 2011 anhaltende Bürgerkrieg in Syrien, schließlich die Terroranschläge von dem sog. Islamischen Staat/Daesh. Diese Ereignisse bestimmen zur Zeit Regionen, aus denen Flüchtlinge nach Europa kommen. Da sie auf dem Wasserwege den Kontinent stürmen, bezeichnet man sie als *boatpeople*, Bootsflüchtlinge. Über diese Gruppe schreiben:

- Francesco D'Adamo (2011), *Die Geschichte von Ismael* (aus dem Italienischen übers. v. Ingrid Ickler, Thematik: ein von der Bootskatastrophe geretteter Junge aus Nordafrika wartet auf der italienischen Insel auf Abschiebung),
- Iris Lemanczyk (2015), *Ins Paradies?* (Thematik: der 13-jährige Adnan von der tunesischen Insel Djerba gerät über die italienische Insel Lampedusa nach Deutschland und beginnt dort neues Leben),
- Robert Klement (2006), *70 Meilen zum Paradies* (Thematik: ein somalischer Pfleger und seine Tochter warten in Tunesien auf eine Transportgelegenheit nach Europa; Fahrt im überbeladenen Boot),
- Reinhard Kleist (2015), *Der Traum von Olympia. Die Geschichte von Samia Yusuf Omar* (auf Tatsachen beruhend, zuerst als Comic-Heft: Geschichte der somalischen Läuferin, die ihr Land bei den Olympischen Spielen von Peking 2008 repräsentierte und von den Spielen 2012 in London träumte; keine Trainingsmöglichkeit im zerstörten Mogadishu und Drohungen seitens der Islamisten als Grund zur Flucht; im Lastwagen durch die Sahara zur libyschen Küste, misslungene Bootsfahrt nach Italien und Tod im Mittelmeer in der Nähe von Malta).

Die obigen Texte scheinen vorwiegend an Jugendliche adressiert zu sein und bringen ihnen Bilder nahe, die derzeit in allen Nachrichtensendungen zu sehen sind: verzweifelte Gesichter, kriegsbedingtes Elend, verlorengegangene bzw. tote Familienmitglieder, Lagerleben, überbeladene Boote, die um jeden Preis Europas Küste ansteuern.

Der Weg nach Deutschland und Österreich wird oft in biografischen Büchern geschildert, u.a. in:

- Umesvaran Arunagirinathan (2006), *Allein auf der Flucht. Wie ein tamilischer Junge nach Deutschland kam* (Geschichte eines 12-jährigen aus Sri Lanka, der in Hamburg die Möglichkeit der Ausbildung bekam und Arzt wurde),
- Wolfgang Böhmer (2008), *Hesmats Flucht. Eine wahre Geschichte aus Afghanistan* (von dem österreichischen Journalisten aufgezeichnetes Leben eines afghanischen Jungen: die Taliban-Herrschaft in der Heimat, Kontakte zu Menschenschleppern, Gefängnisaufenthalte, misslungener Weg nach London; Leben im Kinderdorf bei Innsbruck).

Andere thematisieren das Leben der Afghanen im pakistanischen Peschawar: Deborah Ellis (2004), *Am Meer wird es kühl sein*<sup>28</sup> (aus dem kanadischen Englisch

---

<sup>28</sup> Der Titel wird manchmal als Teil der sog. Afghanistan-Trilogie betrachtet. Drei Romane von Deborah Ellis: *Die Sonne im Gesicht*, *Allein nach Mazar-e Sharif*, *Am Meer wird es kühl*

übers. v. Brigitte Rapp, Geschichte des Mädchens Shauzi), Susanne Fisher Staples (2006), *Die Sterne über Peschawar* (aus dem Amerikanischen übers. v. Heike Brandt, betr. Flucht der kleinen Nadschmah vor den Taliban).

Zum häufig berührten Schwerpunkt wird das Zusammenleben der Flüchtlinge mit ihren deutschen Klassenkameraden. Außer der für alle früheren Wellen von „Fremden“ typischen Sprachbarriere werden jetzt Lehrer und Erzieher mit psychischen Traumata der neuen Schüler konfrontiert (vgl. GYLDENFELDT/LAUSCHNER/ KAISER 2015).<sup>29</sup> Die Flüchtlingskinder erschrecken bei lauten Geräuschen, meiden die Gesellschaft oder verstecken sich vor anderen, dies sowohl wegen ihrer Kriegserlebnisse als auch wegen der Angst vor Abschiebung. Von der Einsamkeit eines kleinen Jungen aus Syrien handelt *Mein Freund Salim* von Uticha Marmon (2015), am Ende schließt die Titelfigur Freundschaft mit dem Geschwisterpaar Tammi und Hannes. Erwähnenswert sind ebenfalls das 2014 mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis gekrönte schwarz-weiße Bilderbuch *Akim rennt* (aus dem Französischen übers. v. Tobias Scheffel) von Claude K. Dubois (2014) und die von Kirsten Boie (2016) aufgeschriebene Geschichte syrischer Flüchtlingskinder aus der Stadt Homs – in *Bestimmt wird alles gut* berichten die 10-jährige Rahaf und ihr Bruder Hassan vom Abschied von Freundin und Großmutter, von ihrem Weg über Ägypten, Mittelmeer und Italien nach Deutschland, von Begegnungen mit fremdenfeindlichen und freundlichen Deutschen. Die Besonderheit des letzten Titels liegt darin, dass er in deutscher und arabischer Sprache und mit Führern in beiden Sprachen herausgegeben wurde, was das Verständnis für die jeweils andere Kultur fördern sollte.

Bei der Aufzählung der Texte, die die Flucht aus dem Nahen und Mittleren Osten reflektieren, muss noch eine wahre, doch auch dramatische Erfolgsstory berücksichtigt werden: Hassan Ali Djans (2015) Autobiografie *Afghanistan, München. Ich. – Meine Flucht in ein besseres Leben*. Der Autor (Jahrgang 1989) gelangte zunächst 2001 als 11-jähriger Analphabet aus dem afghanischen Dorf Almitu in den Irak, um dort als Tagelöhner auf Baustellen zu arbeiten und seine Familie finanziell zu unterstützen, dann über Teheran und die Türkei mit einem Schlauchboot zu der griechischen Hafenstadt Patras. Dort versteckt er sich 2005 im Ersatzreifen eines Lastwagens in der Hoffnung, dass dieser nicht nach Deutschland fährt, und strandet doch in diesem Land. Wider die anfänglichen Vorurteile, hier würden ihn nur Verhöre, Kontrollen, abgelehnte Asylanträge und schließlich Abschiebung erwarten, begegnet er hilfsbereiten Menschen, lernt Lesen und Schreiben, beherrscht die deutsche Sprache, macht seine Mittlere Reife, findet eine Arbeit als Essenausfahrer – „der einzige Muslim, der Schweinshaxen liefert“ (NEUMANN 2015) – , hat ab 2015 die deutsche Staatsbürgerschaft und wird als

---

*sein* (übers. v. Anna Melach, Brigitte Rapp) sind 2010 im Wiener Jungbrunnen-Verlag in einem Sammelband erschienen.

<sup>29</sup> Angaben aus der Max-Tau-Schule in Kiel und der Johannesschule in Erfurt.

Autor zu Lesungen eingeladen, in denen er seine fast unglaublich klingende Geschichte präsentiert.

Der obige Überblick über die Präsenz der Problematik „Fremde“, „Flüchtlinge“, „Migranten“ in der KJL verdeutlicht die Breite dieses Themenspektrums. Die Schriftsteller zielen auf Erklärung, Bewusstmachung, Verständigung und Erziehung ab, als möchten sie dabei sagen, die Fremdheit könnte interessant sein, die neuen Mitbürger verdient es, verstanden und akzeptiert zu werden, der direkte Kontakt von Einheimischen und Fremden wäre die beste Voraussetzung zum gegenseitigen Kennenlernen. Die KJL verzeichnet reaktiv alle Wellen der Flüchtlinge und Migranten, mit denen die deutsche Gesellschaft nach 1945 konfrontiert wird. Abgesehen von den Herkunftsregionen der nach Deutschland Kommenden lassen sich etliche Ähnlichkeiten in der Behandlung der Flüchtlings- und Migrantenfrage feststellen:

- Die einschlägige KJL deckt alle Altersgruppen ab und findet altersspezifische Ausdrucksmittel. Für die Kleinsten eignen sich Bilderbücher bzw. wenig anspruchsvolle, emotionsgeladene Texte, die von den anfänglichen Streitfällen, über Identifikation mit den Buchfiguren zum Happy End führen. Für Jugendliche gibt es realistische Problembücher, die zumindest grundsätzliche Informationen über die Ursachen der Flucht oder Migration enthalten sowie die Deutschen selbst als Mehrheitsgesellschaft im kritischen Licht darstellen.
- Aus der Altersspezifik ergeben sich Plätze, an denen beide Gruppen einander begegnen: Schule, Familie (so u.a. Adoptivgeschwister), Hof, Sportplatz, Arbeit.
- Die beiderseitigen Kontakte vollziehen sich in Etappen: Anfangs reagieren die Einheimischen mit Misstrauen und Vorurteilen, die Neuen – mit Angst und Unsicherheit.
- Als Faktoren der Fremdheit werden ähnliche Punkte angesprochen: mangelnde Sprachkenntnisse, niedriger Lebensstandard, Situation von weiblichen Familienmitgliedern in muslimischen Kreisen.
- Das Modell, nach dem die Kontakte zwischen Eigenen und Fremden/Neuen geschildert werden, geht auf die Erfahrungen mit den Flüchtlingen und Vertriebenen um 1945 zurück, doch die Fremdendarstellungen nehmen mit den Gastarbeitern zu, die als erste Vertreter fremder Kulturräume sich von der deutschen Umgebung stark unterschieden haben.
- Die Autoren greifen die in der jeweiligen Zeit aktuelle Thematik auf. Diese hängt mit den geschichtlichen, politischen, wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen in Europa und der Welt zusammen.
- Handeln die Texte von Flüchtlingen, so wird grundsätzlich auf zwei Themenbereiche eingegangen: zuerst auf die Erlebnisse im Heimatland und die Strapazen der Flucht, dann auf die Integrationsschwierigkeiten im Aufnahmeland.

- Die Mehrheit der Darstellungen endet mit Akzeptanz, Freundschaft oder sogar Liebe. Die Flüchtlinge bzw. Migranten integrieren sich in der Gesellschaft, auch wenn von vollkommener Akkulturation keine Rede sein darf, da sie mental zum Teil in dem Herkunftskulturkreis bleiben (möchten).
- Die Flucht- bzw. Migrationsbewegung wird als ein Phänomen von universellem Ausmaß geschildert; selbst durch Einzelschicksale wird dem Leser verständlich gemacht, dass jeder, der seinen vertrauten Sprach- und Kulturraum verlässt, als ein Fremder und Entwurzelter von einer anderen Gemeinschaft ausgeschlossen werden kann.

Die Kinder- und Jugendliteratur zum Thema „Fluchtlinge und Migranten“ dürfte demnach als eine Orientierungshilfe in der die Rezipienten umgebenden Wirklichkeit betrachtet und als komplementär zu modernen Informationsmedien (Fernsehen, Rundfunk, Internet) aufgefasst werden.

### Literaturverzeichnis

- DAHRENDORF, M. (1988), Die Darstellung des Holocaust in der westdeutschen Kinder- und Jugendliteratur. In: DAHRENDORF, M./ SHAVIT, Z. [Hg.], *Die Darstellung des Dritten Reiches im Kinder- und Jugendbuch*. Frankfurt am Main. 67–88.
- FRISCH, M. (1965), Vorwort zum Buch *Siamo italiani – Die Italiener. Gespräche mit italienischen Arbeitern in der Schweiz*, von A.I. SEILER. Zürich.
- FRITSCH, M. (2001), „Wen es trifft...“ Kinder- und Jugendliteratur zur Flucht und Vertreibung im 20. Jahrhundert. In: FRITSCH, M. [Hg.], *Kinder auf der Flucht. Kinder- und Jugendliteratur zu einem globalen Thema im 20. Jahrhundert*. Oldenburg. 11–26.
- GYLDENFELDT, B. v./ LAUSCHNER, A./ KAISER, N. (2015), Flüchtlingskinder: Babylon im Klassenraum und Panik bei jedem Knall. In: News4teachers. Das Bildungsmagazin, 29.3.2015.
- HELBIG, L.F. (1986), Das Flucht- und Vertreibungsgeschehen in Belletristik und Literaturforschung 1945–1985. In: *Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Breslau* Bd. XXVII. 223–278.
- HELBIG, L.F. (1989), *Der ungeheure Verlust. Flucht und Vertreibung in der deutschsprachigen Belletristik der Nachkriegszeit*. 2. Aufl. Wiesbaden.
- KAMINSKI, W. (1979), Geschichte des Dritten Reiches im Jugendbuch. Geschichtsbücher sollen Engagement erzeugen Historischer Hintergrund: Kulisse oder Hinführung zur Gegenwart. In: *Börsenblatt des deutschen Buchhandels*. Sondernummer: Geschichte und Biographien, 16.05.1979, 23–27.
- LIVI BACCI, M. (2015), *Kurze Geschichte der Migration*. Aus dem Italienischen von Marianne SCHNEIDER. Berlin.
- MEIER-BRAUN, K.-H. (2015), *Einwanderung und Asyl. Die 101 wichtigsten Fragen*. 2. Aufl. München.

- NEUMANN, C. (2015), *Integrationsbeauftragter Neumeyer: „Türken-Martin“ mischt die CSU auf*, In: Spiegel online, 14.06.2015, [www.spiegel.de/politik/deutschland/csu-politiker-martin-neumeyer-der-erklaerbaer-a-1036748.html](http://www.spiegel.de/politik/deutschland/csu-politiker-martin-neumeyer-der-erklaerbaer-a-1036748.html)
- REIMANN, U. (2001), *Der Krieg in Jugoslawien in der Kinder- und Jugendliteratur*. In: FRITSCHKE, M. [Hg.], *Kinder auf der Flucht. Kinder- und Jugendliteratur zu einem globalen Thema im 20. Jahrhundert*. Oldenburg. 93–112.
- SAKSON, A. (2008), *Migracje – fenomen XX i XXI wieku*. In: *Przegląd Zachodni* 2. 11–19.
- SANNES-MÜLLER, I. (1988), *Vergangenheit, die nicht vergehen soll. Anmerkungen zur Darstellung des Dritten Reiches im Jugendbuch*. In: DAHRENDORF, M./SHAVIT, Z. [Hg.], *Die Darstellung des Dritten Reiches im Kinder- und Jugendbuch*. Frankfurt am Main. 43–66.
- TREPTE, H.-CH. (2013), *W poszukiwaniu innej rzeczywistości*. In: TEODOROWICZ-HELLMAN, E./GESCHE, J. [Hg.], *Między językami, kulturami, literaturami. Polska literatura (e)migracyjna w Berlinie i Sztokholmie po roku 1981*. Stockholm. 81–97.
- WIRSCHUN, G. (1979), *Von den Flüchtlingstrecks bis zur Spätaussiedlung. Die Auseinandersetzung mit dem Verlust der ehemaligen deutschen Ostgebiete im erzählenden Kinder- und Jugendbuch*. In: *Buch und Bibliothek* 5. 591–599.

**Czesław Karolak**

Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu

## **Nomadische Kriegswelten.**

### **Ubbo-Emmius Struckmann als Soldat und Journalist im zweiten Weltkrieg**

„Ich wünsche mir immer noch das Wunder, dass wir sie dabeihalten“, schrieb im Februar 1940 der Schriftsteller und Journalist Wilhelm Emanuel Süskind in einem Brief an seinen Fachkollegen Ubbo-Emmius Struckmann in der Vorahnung von dessen Einberufung zum Wehrdienst. Er schrieb es in einer Zeit, in der er selbst seine ersten Beiträge für den Kulturteil der Wochenzeitung „Das Reich“ und bereits seit 1933 Rezensionen für die von ihm herausgegebene Zeitschrift „Die Literatur“ verfasste und in der Struckmann, der nach kürzeren oder längeren Abschnitten seiner beruflichen Vita, in denen er arbeitslos war und bei verschiedenen Zeitungsredaktionen beruflich Fuß zu fassen<sup>30</sup> versucht hatte, erst seit etwa acht Wochen eine feste Stelle an der „Krakauer Zeitung“ bekam (kurz davor – im Oktober 1938 – konnte er eine Vertretung als Leiter der Feuilletonabteilung der in Gleiwitz erscheinenden „Oberschlesischen Volksstimme“ wahrnehmen). Struckmanns Ankunft in Krakau im November 1939 stand zweifellos im Zeichen einer ideologisch geprägten Vorstellung einer „Mission“, „aus den Trümmern eines verkommenen Staatswesens“ wie er 1941 schrieb, einen „Neubau“ zu schaffen (*Almanach*1941, 245).

Die für Struckmann und für seine Familie sehr wohl als Stabilisierung empfundene Situation nach der Übernahme der Stelle als Leiter der Feuilletonabteilung der Krakauer Zeitung dauerte allerdings nicht einmal ein Jahr lang. Ende Oktober 1940 erreicht ihn ein erster Gestellungsbefehl, worauf gleich ein sog. Unabkömmlichkeitsantrag gestellt wird, der im Januar 1941 eine vorübergehende Befreiung vom Militärdienst erwirkt. Nach einem Jahr und acht Monaten – einer Zeit, die nun doch von einer Unsicherheit der eigenen Situation

---

<sup>30</sup> Ein charakteristischer Schriftwechsel mit der Frankfurter Zeitung vom 7. Dezember 1934 kann hier angeführt werden; er enthält eine Absage als Antwort auf Struckmanns Kooperationsvorschlag an den Redaktionsstab der Zeitung. Im selben Jahr und ein Jahr zuvor wurden zwei seine Publikationsangebote abgelehnt: zugleich aber wurden lobende Kommentare zu den eingesandten Manuskripten formuliert: *eine sehr feine Arbeit, aber nicht ganz Zeitung gemäß, anders gesagt: nicht ganz Publikums gemäß. Wir wollen ab und zu etwas riskieren, aber in diesem Fall haben wir doch Hemmungen. Senden Sie uns doch bitte andere Arbeiten ein.*

geprägt gewesen sein muss – wird Struckmann am 5. November 1942 an die Ostfront einberufen, und am 24. Februar 1943 trifft er im Sammellager in Mohrungen/Morağ ein. Hier beginnt seine „nomadische Kriegswelt“ die auf der Landkarte die Städte und Ortschaften wie Mohrungen, Bialystok, Vilnius, Kauen/Kowno, Riga, Tallinn/Reval, Narwa und Zarskoe Selo/Puschkin markieren.

Es muss an dieser Stelle noch angemerkt werden, dass Einzelheiten der Antragsprozedur die sog. "Bestimmungen für Uk-Stellung [Unabkömmlichkeitsstellung] bei besonderem Einsatz" des OKW vom November 1940 regelten. Wesentliche Voraussetzung war dabei, ob die Uk-Stellung dem "Reichsverteidigungsinteresse" entsprach. Dieser Kategorie konnten allerdings verschiedene Einzelfälle zugeordnet werden, deren Bearbeitung und "Beurteilung" letztendlich im Ermessensspielraum des OKW lagen. Allerdings wurden die Kriterien mehrfach verschärft, allein schon wegen der hohen Verluste der Wehrmacht im Laufe der Kriegsjahre, da diese Verluste durch nachrückende Jahrgänge nicht kompensiert werden konnten<sup>31</sup>.

Es sollte jedoch in diesem Zusammenhang noch etwas genauer nach den „fall-“ und personenbezogenen Ursachen gefragt werden, weshalb der Unabkömmlichkeitsantrag von derart geringer Wirkung war, wo doch zu bedenken gewesen wäre, dass es sich im „Fall Struckmann“ um eine wichtige Agenda der Krakauer Zeitung handelte. „Fallbezogen“ gesehen, sprach für Struckmann der Umstand, dass es hier um die eindeutig nationalkonservative politische Position eines hochqualifizierten, und sehr „produktiven“, nicht nur literatur- und kunstinteressierten sondern vor allem eine profunde Kompetenz auf diesen Gebieten besitzenden Journalisten. Da Struckmann aber kein Mitglied der NSDAP war und ihm eine gewisse Offenheit für nationalliberale Ideen zumindest "mental" nicht fremd war, mag gerade dieser Aspekt bei der möglicherweise arglistig erwirkten Einberufung (auch) eine Rolle gespielt haben (ORŁOWSKI 1999:369)<sup>32</sup>.

In Bezug auf die kulturpolitische Situation der Krakauer Zeitung kann in der Tat von einem Spannungsfeld zwischen den Anforderungen an das „intellektuelle Niveau“ der Zeitung (das allerdings auf Grund eines stark differenzierten Publikums nur schwer zu bestimmen gewesen wäre) und ihren – zuallererst – propagandistischen Aufgaben ausgegangen werden. In diesem Spannungsfeld war Struckmann als Leiter des Feuilletons, der um das entsprechende Niveau der publizierten Texte bemüht war und daher auch gern nichtnationalsozialistische Autoren, („Innere Emigranten“, „Kolonne“-Autoren, Vertreter der Konservativen Revolution) wie sie von Hubert ORŁOWSKI vorhin genannt wurden (um nur einige der wichtigsten Namen zu nennen: Stefan Andres, Werner Bergengruen, Hermann Hesse, Ricarda Huch, Ernst Penzoldt, Oda Schäfer, Ruth Schaumann, Hermann

<sup>31</sup> vgl. <http://www.lexikon-drittes-reich.de/Unabkömmlich> (08.04.2016)

<sup>32</sup> Der Ressortleiter der Wirtschaftsabteilung Herbert Krafft wurde ein Jahr nach Struckmann ebenfalls eingezogen; möglicherweise war es ein ähnlicher „Fall“, da der Wirtschaftsteil der Krakauer Zeitung ebenfalls, wenn nicht in einem noch höheren Maße, eine Zielscheibe der Kritik (nicht nur aus dem lokalen Umfeld von Hans Frank) war.



Stahl, Wilhelm Emanuel Süskind u.a.) in seinem Feuilletonteil publizieren ließ, in einer Lage, in der Kritik seitens seiner Vorgesetzten und anderer Vertreter nicht nur der lokalen Naziprominenz gleichsam „vorprogrammiert“ war. Es war nur noch der erwähnte Wirtschaftsteil der Krakauer Zeitung, der ebenso im Zentrum der Kritik stand. Insofern ist der These von Hubert ORŁOWSKI, es möge sich bei dem Gestellungsbefehl an Struckmann um die Konsequenz einer personalpolitischen Maßnahme handeln, hinter der interne Spannungen in der Zeitungsredaktion und ihrem politischen Umfeld zu vermuten sind (diese Ansicht teilt auch EBERT 2015:9), durchaus zuzustimmen. Man kann hier „fallbezogen“ sogar von einer *Erwartungshaltung* innerhalb oder noch stärker außerhalb des Umfelds der Krakauer Zeitung sprechen, die Struckmann selbst zu spüren bekam: In einem Brief an seine Eltern schreibt er (wahrscheinlich im Sommer 1941), „[In Krakau] *haben mal wieder einige Leute Anstoß genommen an meinen Sachen; es sind maßgebliche Leute und sie tun es nichts zum ersten Mal. Ich weiß noch nicht, ob und wie sich das zeigen wird, aber daß zumindest eine Diskussion sein wird, davon bin ich überzeugt.*“ Übrigens hätte man sich auch gewundert, dass ich noch nicht eingezogen sei. (Hervorh., C.K.)<sup>33</sup>

Dazu muss noch ein Faktor hervorgehoben werden, der zur Veranschaulichung der Situation beitragen kann und sich auf den „Führungsstil“ und die Person des Generalgouverneurs Frank direkt bezieht: Heute gilt als historisches Standardwissen, was manche Quellen dem NS-Statthalter von Krakau attestieren: ein gewissermaßen, „elitär motiviertes“, vom Konkurrenzdenken bestimmtes Bestreben, das Generalgouvernement und Krakau zu einem vorzeigemodellmäßig funktionierenden „Hort deutscher Kultur“ (KLEBMANN 1971:255)<sup>34</sup> zu machen, zu dessen „Visitenkarten“ (neben solchen Kultureinrichtungen wie Theater und Philharmonie) auch eine kulturell repräsentative Zeitung gehören sollte (JOCKHECK 2006,96) (wobei hier ein mehr oder weniger unterschwelliger und in vielerlei Hinsicht unberechtigter Vergleich zur Frankfurter Zeitung und/oder zum Berliner Tageblatt auch eine Rolle gespielt haben mag). Dabei war Franks Hang zu einer geradezu spektakulären Fassadenhaftigkeit seiner Selbstpräsentation ein „durchgehendes Charakteristikum“, das nicht nur sein eigenes Auftreten bestimmte, sondern deren Konsequenzen auch auf seine Mitarbeiter „abfärben“ konnten (auf seinen „Hof“, wie seine „prominenten Kollegen“, z.B. Hermann Göring, damals ironisch auszudrücken pflegten). Diesen Hang wussten auch seine Mitarbeiter und seine Untergebenen auszunutzen. So hat der Distriktgouverneur und Franks Freund (bzw. „Zögling“, wie er in manchen Quellen genannt wird) Karl Lasch vor einem Kielce-Besuch von Frank die Häuserfassaden entlang einer geplanten Tour durch die Stadt weiß tünchen

<sup>33</sup> Der Brief wurde nicht mit einem Datum versehen; wahrscheinlich wurde er Anfang Juni 1941 geschrieben.

<sup>34</sup> KLEBMANN spricht in diesem Zusammenhang von Franks „Selbstdarstellung als großer Förderer der Kultur“ wobei das Wawelschloss (im NS-Sprachegebrauch: „Die Krakauer Burg“) für den selbsternannten Mezän als „Insel der Kultur“ inmitten der „slawischen Barbarenwelt“ gelten sollte.

lassen. Bei der Besichtigung hat es Frank mit dem Kompliment quittiert: „Lasch, das ist das Washington des Generalgouvernements“.

Einen gewissen Handlungs- und Kommunikationsfreiraum für eigene Ideen und deren Äußerungen konnten Franks Mitarbeiter zwar bis zu einem gewissen Grade voraussetzen (und nutzen), da aber nie ausgeschlossen werden konnte, dass – besonders im Fall von Publikationen – mit kritischen Reaktionen, darunter auch mit heftiger Kritik zu rechnen ist, bedeutete dies für Struckmann mit Sicherheit eine Zwangssituation, in der eine Balance oder besser gesagt ein Spagat zu „meistern“ gewesen wäre zwischen uneingeschränkter, völliger Systemkonformität und einem – wenn auch nur ansatzweise oder aus persönlich-subjektiver Perspektive artikulierten – Bemängeln von Zuständen (geschweige denn „Unmutsäußerungen“) in diesem Zusammenhang. Dieser gewisse „Freiraum“ bestand auch deshalb, weil Frank keinen Hehl daraus machte, dass die Gesinnung seiner Mitarbeiter ihn nicht interessiert. Diesbezüglich zitiert der für den Wirtschaftsteil der Krakauer Zeitung verantwortliche Ressortleiter Herbert Krafft in seinen erst 1995 geschriebenen (leider bis jetzt noch nicht veröffentlichten) *Erinnerungen* die geradezu bezeichnende, an die Redaktion der Krakauer Zeitung gerichtete Aussage von Frank: „*ich weiß ja, daß ihr alle Liberale seid, aber mit alten Nationalsozialisten könnte ich ja keine gute Zeitung machen.*“<sup>35</sup> Der besondere Stellenwert der Krakauer Zeitung innerhalb der Medienlandschaft des Dritten Reiches hat (paradoxaerweise) seine Wurzeln wohl auch in der Unberechenbarkeit dieser „Freiräume“. Hier spielten natürlich auch Ehrgeiz und Konkurrenz eine Rolle, zum Beispiel die Konkurrenz zu Berlin.<sup>36</sup>

Zu einem Eklat kam es allerdings, als in einer Sonntagsausgabe der Krakauer Zeitung – in der letzten Märzwoche 1941 – ein Beitrag von Struckmann erschien, der mit dem Titel „*Saat im Osten*“ versehen war. Der Kerngedanke dieses Beitrags kam einem Postulat oder vielleicht sogar einer Mahnung gleich, die sich unmissverständlich auf das Verhältnis der politischen Führung Deutschlands und des Generalgouvernements zu den eroberten Gebieten, besonders zum Generalgouvernement bezog. Struckmann bediente sich dabei der Metaphorik der Häuserinstandhaltung und -sanierung, in deren Rahmen das nächst liegende Eigene zunächst als Objekt substanzerhaltender Maßnahmen angesehen werden muss, die aber auch die in der Nachbarschaft liegenden Häuser nicht vernachlässigt. Die Begriffe „Nebengebäude“ und „Nebenland“ (der Letztere hat im Nazivokabular, auch im Vokabular von Adolf Hitler funktioniert) scheinen zumindest andeutungsweise eine Kategorisierung vom „eigen“ und „nicht eigen“ bzw. „noch nicht eigen“ vorzunehmen (das semantische Feld der wie auch immer gearteten „Nachbarschaft“ ist hier von Struckmann auf jeden Fall *mitgedacht* und dem Leser nahe gelegt worden). In dem Beitrag ist auch von der nicht-deutschen (das Attribut

---

<sup>35</sup> Zitiert nach: JOCKHECK 2006: 107.

<sup>36</sup> Ganz in diesem Sinne hebt Hubert ORŁOWSKI den Aspekt der konkurrierenden Freiräume hervor; siehe ORŁOWSKI 2000: 304.

„polnisch“ wird „natürlich“, besonders in derartigen Zusammenhängen, ausgeklammert) Bevölkerung die Rede und davon, dass auch auf sie Rücksicht zu nehmen sei, da das Verhalten der deutschen Bevölkerung in diesem Zusammenhang nicht unbeobachtet bleibe (!). Der Beitrag endet mit dem Satz: „Der Osten lässt sich wahrhaftig nicht leicht gewinnen.“ (die letzten drei Wörter wurden von der Zeitung gesperrt gedruckt!). Die Verärgerung Franks durch Struckmanns Beitrag war denkbar groß<sup>37</sup>: der Autor postuliert hier – oder besser: gibt zu überdenken – das Gegenteil davon, was Frank bereits im Oktober 1939 und dann in der Sitzung der Abteilungsleiter am 8. März 1940 als wirtschaftspolitische Richtlinie formuliert hat: „Ausnutzung des Landes durch rücksichtslose Ausschachtung, Abtransport aller für die deutsche Kriegswirtschaft wichtigen Vorräte, Rohstoffe, Maschinen, Fabrikationseinrichtungen usw.“ (vgl. PIOTROWSKI 1956: 263).

Aufschlussreich ist hier allerdings nicht die bekannte und nachvollziehbare Tatsachenabfolge um einen mehr oder weniger bekannten, auf jeden Fall aber nicht immer „bequemen“ Publizisten, sondern die Frage nach der Spezifik seiner journalistischen Werkstatt, also seines professionellen Könnens, das im Endeffekt dazu beitragen konnte, dass – gleichsam parallel zu den evident parteipolitischen und propagandistischen Zielen der Zeitung – Beiträge erscheinen konnten, die nicht „auf der Linie“ lagen, was ganz besonders darin seinen Ausdruck fand, dass eine unverhältnismäßig große Zahl von Artikeln und literarischen Texten veröffentlicht werden konnte, die alles andere als ein „in sich geschlossenes“ ideologisches Profil oder ein Bild der wie auch immer aufgefassten NS-positionierten „europäischen Kultur“ präsentierte.

Zu den Mitteln des professionellen Könnens gehört außer der Nutzung von Handlungs- und Kommunikationsfreiräumen, auf die bereits hingewiesen wurde, die Konstruktion von Mischformen aus affirmativen und kritischen Äußerungselementen<sup>38</sup> in Texten, die einerseits als Instrument der „Absicherung“ des Autors funktionieren, andererseits dazu geeignet sind, diejenigen Leser zu

---

<sup>37</sup> Dazu hat auch noch der Verwaltungsjurist Wilhelm Coblitz, Leiter des Ost-Instituts beigetragen, der, wie Struckmann in einem Brief an seine Eltern schrieb, einen großen Einfluss auf Frank hatte. Struckmann sollte versetzt werden; er hat bereits mit der Stettiner Ostsee-Zeitung (obwohl diese, wie er sagte, „nicht sein Fall“ war) Kontakt aufgenommen. Ende März 1941 fährt er sogar nach Stettin, ist aber skeptisch über die Aussichten der dortigen Zeitung. Rudolf Sparring, der Verlagsleiter der Wochenzeitung „Das Reich“ versucht ihn noch nach Kattowitz oder Mannheim zu vermitteln, doch dank der „Verhandlungskunst“ des Verlagsleiters der Krakauer Zeitung Heinz Strozycy konnte Struckmann letztendlich doch „in Amt und Würden“ bleiben. Daran sieht man (auch), dass es im Umkreis von Struckmann Menschen gab, die ihn gern an die Front schicken würden als auch solche, die ihn als Mitarbeiter geschätzt haben.

<sup>38</sup> Die Attribute „affirmativ“ und „kritisch“ sind aus der Perspektive perlokutionärer Sprechakte (SEARLE 1990: 38ff.) zu verstehen, das heißt, sie lassen sich auf die Frage zurückführen, wie eine Äußerung von ihrem Adressaten (Leser) verstanden wird und welche Wirkung sie erzielt.

erreichen<sup>39</sup>, die zu den vermittelten Informationen eine neutrale, differenzierte oder auch eine kritische Einstellung haben. Dieses Nebeneinander von Affirmation und Elementen einer differenziert-kritischen Sichtweise hat in Struckmanns Texten eine Funktion, die eine separate Betrachtung verdienen könnte.

Bereits in dem vorhin erwähnten Text „*Saat im Osten*“ hatten wir es mit einer spezifischen Mischung aus affirmativen und kritischen Äußerungselementen zu tun. Das gleiche gilt für Beiträge, die zum Zeitpunkt des Erscheinens des kontroversen Textes publiziert wurden (*Kunstaussstellung in den Krakauer Tuchhallen*, Beitrag vom 27/28.07.1941). Danach aber – und besonders in der ersten Aprilwoche 1941 wird Struckmann sehr viel „vorsichtiger“; in einem Brief vom 5. April an seine Eltern schreibt er, dass er zwar seinen Dienst tut, „aber nur halb und nur im Verborgenen“, da er seine Beiträge nicht zeichnen darf und sein Name auch im Impressum nicht stehen darf. Wie stark sich hier die Perspektive oder besser das Damoklesschwert der Einberufung auf diese „Vorsicht“ auswirkte, lässt sich schwer sagen; aber solche Beiträge wie der unter dem Titel *Form und Wille der Baukunst in der Gegenwart*, vom 9. November 1941, der die Zweckbestimmung und „raumgebundene Zwecksetzung“ der „repräsentativen Bauwerke“ im Dritten Reich behandelt (erwähnt werden unter anderem der Mittelbau der Gartenfront der Reichskanzlei und die Autobahnbrücke über die Saale bei Jena als Beispiele für den Einklang von Zweckbestimmung und Aufwand), können als Mittel subjektiv einkalkulierter Absicherung angesehen werden. In dieselbe Richtung weisen Beiträge, in denen kultur- und kunstgeschichtliche Themen behandelt werden, so etwa ein Beitrag vom Juli 1941 über die Geschichte der Deutschen im baltischen Raum, in dem Kontinuitäten und historische Parallelen als notwendigerweise zum „Sieg“ führend thematisiert werden: „Heute wird die letzte große Expansion aus dem Osten zurückgewiesen. Und für morgen harrt die neue deutsche Aufgabe im Nordosten ihrer Erfüllung. Wie bei uns in dem ehemaligen polnischen Gebiet, im Südosten also des nächstgelegenen deutschen Machtbereichs weisen die Zeugen der Vergangenheit den Weg, der der alte ist, seit Jahrhunderten begangen und heute wieder beschritten“ (20/21.07.1941).

Nach seiner Einberufung bleibt Struckmann im Kontakt mit der Krakauer Zeitung und - nach wie vor - mit ihren Beiträgern; er sendet selbst auch Beiträge ein. Aus seinen späteren Beiträgen (aus der Rezension einer Aufführung von Hermann Burtes Drama „*Katte*“ oder seinen „*Gedanken auf der Zeltbahn*“) wird eine immer größere Distanz zu seinen früheren Positionen deutlich; eine Distanz, die keinerlei Absicherung noch Tarnung bedarf. Struckmanns letzter Beitrag (betitelt „*Eine von Millionen*“), eine kleine literarische Skizze als eine Art „Hommage“ an einen kleinen Kieferbaum, der ihn vor einer Kugel gerettet haben könnte, erscheint knapp mehr als eine Woche vor dem Tag (29. Juli 1944), an dem dieser literarisch

---

<sup>39</sup> Sie sind im Ansatz vergleichbar mit den „Konversationsprinzipien“ von Absicherung und Tarnung (Erika Mitterer), wie sie von Erwin ROTERMUND in Bezug auf die „verdeckte Schreibweise“ im Dritten Reich analysiert und veranschaulicht worden sind (s. EHRKE-ROTERMUND / ROTERMUND 1999: 34).

„vermenschlichte“ Baum in einem entscheidenden, lebenswichtigen Moment des Autors sich leider nicht dort „eingefunden“ hat, wo er sich hätte „einfinden“ sollen. Damit hat er W.E. Süskinds Wunsch nach einem Wunder ein für allemal zunichte gemacht.

### Literaturverzeichnis

Almanach *Deutsches Wort im Osten*. Krakau – Warschau. 1941

EBERT, J. (2015), Wie sehr wird man doch Teil einer Maschine. In: EBERT, J. [Hg.], *Johann Caspar Struckmann. Ein Journalist als Soldat an der Ostfront. Die Feldpostbriefe des Ubbo-Emmius Struckmann*. Books on Demand GmbH, Norderstedt 2015 (E-Book).

EHRKE-ROTERMUND, H./ ROTERMUND, E. (1999), *Zwischenreiche und Gegenwelten. Texte und Vorstudien zur 'Verdeckten Schreibweise' im „Dritten Reich“*. München.

JOCKHECK, L. (2006), *Propaganda im Generalgouvernement. Die NS-Besatzungspresse für Deutsche und Polen 1939-1945*. Osnabrück.

KLEBMANN, CH. (1971), *Der Generalgouverneur Hans Frank*. In: [http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/1971\\_3\\_2\\_klessmann.pdf](http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/1971_3_2_klessmann.pdf)

ORŁOWSKI, H. (1999), Ubbo-Emmius Struckmann und das Feuilleton der „Krakauer Zeitung“. Problematische Freiräume im Literatursystem des Dritten Reiches. In: BIALEK, E./ ZYBURA, M. [Hg.], *Literatur und Herrschaft – Herrschaft und Literatur. Zur österreichischen und deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main.

ORŁOWSKI, H. (2002), *Raumgebundene Zwecksetzung als Richtlinie im Feuilleton der „Krakauer Zeitung*. In: SCHÜTZ, E./ STREIM G. [Hg.], *Reflexe und Reflexionen von Modernität*. Frankfurt am Main.

PIOTROWSKI, S. [Hg.] (1956), *Dziennik Hansa Franka*. Warszawa.

SEARLE, John R. (1990), *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*. Frankfurt am Main.

SIEBERT, F. (o.J.), *Versuch einer Darstellung der Persönlichkeit Franks*. Bundesarchiv, Ost-Dok 13 GG Ia/13. Nach: KLEBMANN, CH. (1971), *Der Generalgouverneur Hans Frank*. In: [http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/1971\\_3\\_2\\_klessmann.pdf](http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/1971_3_2_klessmann.pdf)

**Stephan Krause**

Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa

## **Poetische Körperimago und Körpergeschichte im lyrischen Sprechen bei Kurt Drawert**

Dem vom Körper umschlossenen Geheimnis war  
von nun an die Nötigung beigegeben, sich  
mitteilen zu müssen (...).

Kurt DRAWERT, *Spiegelland* (1992)

Kurt DRAWERTS Texte, besonders die Lyrik, weisen an vielen Stellen und in differenzierter Erscheinungsweise die dezidierte und pointierte Verwendung von Körperimagines auf oder stellen den menschlichen Körper als weitreichend bedeutungstragende Instanz dar. Dabei erhält der poetische Bezug zum Körper weniger den essentiell angelegten Gestus einer Berufung auf das Universale des menschlichen Körpers. Vielmehr wird dieser als lyrisch oder überhaupt textuell imaginierte Gegebenheit und als ästhetisch gestalteter Träger von korporealer und korpo-historischer Symptomatik ausgestellt. Die poetische Darstellung zeigt ihn dabei sowohl als korporeal handelnde Instanz und auch als sensible Oberfläche, anhand derer Geschichte, ästhetische Gestaltung und historisch-politische Einflüsse sichtbar werden und anhand derer diese voraussetzungsreich in die poetische Darstellung von Zusammenhängen körperlichen (Er)Lebens ‚übersetzt‘ werden.

Der vorliegende Aufsatz zeigt diese als poetische Körperimago und literarische Darstellung von Körpergeschichte aufgefassten Charakteristika der DRAWERT'schen Lyrik anhand exemplarischer Texte auf und benennt dabei auch einzelne Interdependenzen innerhalb von DRAWERTS Werk. Die Auswahl der Texte umfasst eine Periode von den 1980er-Jahren, als DRAWERTS Gedichtbände *Zweite Inventur* (1987) und *Privateigentum* (1989) erschienen, bis zum Zyklus *Matrix Amerika* von 2010 und, ausblickhaft, dem Langgedicht *Der Körper meiner Zeit* von 2016. Nachgezeichnet und analysiert wird auf diese Weise nicht allein die motivische Verwendung von lyrischen Bezugnahmen auf Körper und Körperlichkeit, sondern gerade auch die Beständigkeit, mit der Körper und Körpergeschichte in DRAWERTS Texten eingesetzt sind. Dies zieht im Ergebnis nicht die umfassende Deskription einer Körperpoetik in Kurt DRAWERTS Lyrik nach sich, führt jedoch zu Aussagen über die lyrische Semantik des Körpers in den Texten und über den ästhetischen Konnex von Körperdarstellung und Sprechen im Gedicht. Es wird dabei sichtbar und nachvollziehbar, in welcher Weise die Körperbezüge und ihre Modulationen die Pointiertheit und Präzision des lyrischen Sprechens in DRAWERTS Texten beeinflussen und in Teilen grundieren.

Die beiden hierfür zentralen Begriffe der Körperimago und der Körpergeschichte bezeichnen dabei keine präfigurierten und den Texten gar oktroyierten Konzepte, sondern erhalten eher als Deduktionen aus dem poetischen Geschehen der Gedichte ihren operativen und analytischen Sinn. So bezeichnet der Begriff ‚Körperimago‘ die Vorstellung vom Körper, die einem Text je als poetische Imagination eingeschrieben sein kann und die der Text wiedergibt beziehungsweise deren semantischen Ausdruck der Text darstellt.<sup>40</sup> Die Körpergeschichte stellt daneben ein theoretisch wie wissenschaftlich weitaus detaillierter ausgearbeitetes und, nicht nur etwa in der Geschichtswissenschaft weitgehend systematisch beschriebenes Konzept dar. In dessen Zentrum steht die beispielsweise in dem Standardwerk *Histoire du corps* (2005-2006) mit Blick auf das 20. Jahrhundert aufgeworfene Frage „Wie ist der Körper heute zum Objekt historischer Forschung geworden?“ (COURTINE 2006: 7)<sup>41</sup>, mit der die Historizität des Körpers als seine Geschichtswerdung in der „Einzigartigkeit seiner Präsenz im Verlauf des 20. Jahrhunderts“<sup>42</sup> angesprochen ist.<sup>43</sup> Philipp SARASIN hat das auf diese Weise

---

<sup>40</sup> Vgl. aber die andere und sich von dieser graduell unterscheidende Verwendung des Begriffes in einem früheren Zusammenhang, KRAUSE/ERDBRÜGGER (2014: 41).

<sup>41</sup> „(C)omment le corps est-il devenu aujourd’hui un objet de recherche historique?“ (COURTINE 2006: 7)

<sup>42</sup> „la singularité de sa présence au cours du XX<sup>e</sup> siècle“ (COURTINE 2006: 10)

<sup>43</sup> Allein exemplarisch kann der folgende Überblick sein, in dem die disziplinär dimensionierten körpergeschichtlichen Perspektivierungen erkennbar werden. Für die Soziologie legt Gugutzer einführend fest, diese sehe „den Körper in zweifacher Hinsicht als ein gesellschaftliches Phänomen: Zum einen als Produkt, zum anderen als Produzenten von Gesellschaft. Der menschliche Körper ist *Produkt von Gesellschaft* in dem Sinne, dass der Umgang mit dem Körper, das Wissen und die Bilder von ihm wie auch das Spüren des Körpers von gesellschaftlichen Strukturen, Werten und Normen, Technologien und Ideensystemen geprägt sind. *Produzent von Gesellschaft* ist der menschliche Körper in der Hinsicht, dass das Zusammenleben der Menschen und damit die soziale Ordnung entscheidend von der Körperlichkeit sozial handelnder Individuen beeinflusst sind“ (GUGUTZER 2015: 8-9; Hervorhebungen im Original). Durchaus ähnlich geht Markus SCHROER vor, dessen Ansatz auch eine körpergeschichtliche Basis aufweist: „(Die) Antwort auf die Frage, was der Körper sei, (kann) nur lauten (...): Das, was in den verschiedenen Zeitaltern, Gesellschaften und Kulturen darunter verstanden wurde und wird.“ (SCHROER 2012: 25)

In der Literaturwissenschaft findet sich eine Pluralität von Ansätzen, mit der nach dem Körper in den Texten, den ästhetischen Körperdarstellungen, oder auch der Körperlichkeit literarischer Text gefragt wird. Die Ansätze sind dabei unbedingt in *verschiedenen* Philologien auffindbar. S. etwa den an eine Problematisierung der Nachkriegszeit geknüpften Zuschnitt bei MOHI-VON KÄNEL und STEIER: „Im literarischen Nachkriegskörper des 20. Jahrhunderts vermuten wir einen paradigmatischen Chronotopos im engeren Sinne des Wortes, eine raumzeitliche Verdichtung (...) poetologischer Grundfragen.“ Weitergeführt bedeutet dies, „im Namen des Körpers“ würden „Vergangenheiten bearbeitet, Zustände der Gegenwart ausgehandelt und potentielle Zukunftsszenarien imaginiert. Gerade im Nachkriegskontext wird evident, wie leibhaftige und zeichenhafte Körper einander

angesprochene Problem in seiner viel rezipierten Körpergeschichte *Reizbare Maschinen* noch deutlicher zugespitzt:

---

perspektivieren, verzerren und affizieren, so dass monumentaler und memorialer, ebenso wie sozialer und individueller physischer Körper überhaupt erst in ihrer gegenseitigen Verschränkung angemessen zu verstehen sind.“ (MOHI-VON KÄNEL/STEIER 2013: 9 u. 11) Auch bei DRAWERT lässt sich der Körper als ‚Ort‘ identifizieren, an dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft poetisch sichtbar gemacht werden, allerdings mit einem anderen epochalen Fokus. Beata PRZYMUSZAŁA fragt in ihrer detailreichen Studie zur ‚Körperproblematik in der zeitgenössischen polnischen Poesie‘ nach den Implikationen der notwendig interdisziplinären Herangehensweise an den (poetischen) Körper: „Temat cielesności również wymaga podjęcia próby badań interdyscyplinarnych. Nie stanowi on bowiem domeny jedynie literackiej. Problem ciała jest także istotnym zagadnieniem kulturoznawczym, filozoficznym i teologicznym minionego wieku. Pojawienie się tej tematyki w innych dziedzinach ludzkiej myśli skłania do ich zestawienia i porównania. Trudno jednak w tym przypadku odwoływać się do kontekstu historii idei. Trudno przede wszystkim z tego względu, iż nie sposób – w większości przypadków – mówić o wzajemnych wpływach. Tym miejscu pojawia się przywołany wcześniej problem ujęcia historycznego. Podobieństwo problemów nie zawsze bowiem bywa zupełnie przypadkowe, choć i niekoniecznie ma charakter przyczynowo-skutkowy.“ (PRZYMUSZAŁA 2006: 13) Die uneingeschränkte basale und nachhaltige Bedeutung des Körpers hat zudem Mariusz CHOŁODY für die Romantik nachgewiesen. Seine diskurshistorische Studie nimmt eine Auswahl zentraler Texte dieser Epoche in den Blick und erlaubt dem Autor uneingeschränkt und umfassend zu konstatieren: „(R)omantyczny cielesność stanowi swego rodzaju *conditio sine qua non* istnienia romantycznego człowieka.“ (CHOŁODY 2011: 12-13; Hervorhebungen im Original) Zwar bezieht sich CHOŁODYS Diagnose nicht auf die Gegenwartsliteratur, doch fällt daran das Moment des Grundsätzlichen (nicht des Essentialistischen!) auf, das sich mit Abstrichen auch auf die in DRAWERT’schen Texten verhandelten Körper anwenden lässt. Ob sich für DRAWERTS lyrische Texte allerdings uneingeschränkt davon sprechen ließe, der Körper sei ihr ‚Grundelement‘ – und ob es überhaupt Erkenntnisgewinn brächte eine solch generelle Aussage zu machen, wie dies etwa die Kritikerin Sarolta DECZKI angesichts von Miklós RADNÓTI (1909-1944) Lyrik getan hat, darf eher bezweifelt werden, zumal die Voraussetzungen ihrer Überlegungen eher essentiellen Charakter haben. Daran lässt sich allerdings eine weitere, eher philosophisch grundierte Spielart der Analyse literarischer Körperlichkeit erkennen: „Der Körper ist das Medium, das die in der Welt gemachten Eindrücke sowie die Reaktionen darauf in Gefühlen vermittelt. Der Körper ist kein bloßer physisch-biologischer Apparat, sondern individuelles und fühlendes Fleisch, das in chiasmischer Beziehung zur Welt steht: Er ist eingebettet in die Welt und ihre auch auf körperlich-gefühlsmäßiger Ebene erscheinenden Bedeutungszusammenhänge. Doch es gibt keine Sublimation, durch die es möglich wäre, ihn dem zu entreißen.“ [„A test az a médium, mely a világból nyert benyomásokat valamint az erre való reakciókat érzékileg közvetíti. A test nem pusztán fizikai-biológiai apparátus, hanem személyes és érzéki hús, mely a világgal kiasztikus viszonyban van: beleágyazódik a világba, annak testi-érzéki szinten is megjelenő értelemösszefüggéseibe, s nincs az a szublimáció, mely képes lenne onnan kirángatni.“] (DECZKI 2013: 182-183; Übers. S.K.)



(Es ist) irritierend, zu behaupten, der Körper habe eine Geschichte – das heißt: er sei historisch und kulturell relativ. Denn damit fällt die in unserer Zivilisation (...) als grundlegend empfundene Schranke zwischen Kultur und Natur. ‚Der‘ menschliche Körper hört dann auf, ein zeitloser Maßstab zu sein, ein Maßstab etwa für die Kritik an jenen gesellschaftlichen Verhältnissen, die ihre Spuren auf den konkreten, vergänglichen Körpern hinterlassen. Wenn diese Körper nicht nur eine individuelle Geschichte haben, sondern auch als Körper überhaupt historischem Wandel unterworfen sind, dann sind Natur und Materie des Körpers, so wie wir sie wahrnehmen, vorstellen, repräsentieren, bearbeiten, keine verlässliche Referenz mehr außerhalb des Sprechens und Handelns. (...) (D)as Wahrnehmen, Vorstellen und Handeln von Menschen in konkreten historischen Situationen formt den Körper in einer je spezifischen Weise als soziale Tatsache (SARASIN 2001: 11-12).

Die Perspektivierung historisch gewordener Interdependenz des menschlichen Körpers ist zumeist freilich insofern Gegenstand, weniger eigentliches Thema, von lyrischen Texten, zumal bei DRAWERT, als eine ästhetische Darstellung des Körpers oder von Körperlichkeit, darauf angelegt ist, Historizität durch ein Ansichtig Werden des Körpers zur Sprache zu bringen. Dies geschieht durchaus in der Form des Vergleichs oder durch metaphorische Denotation oder indem der Körper als zeichenhaftes Substitut von Geschichte oder historischem Geschehen eingesetzt wird. Die folgende denotativ gestaltete Figur bei DRAWERT ist Teil des wie aus szenen- und bildhaften Sequenzen zusammengesetzten Gedichtes *Ohne Stimme* von 1987. Die Nennung des Körpers selbst wird dort sogleich durch als Marker des korporalen Alterns erkennbare Symptome überlagert:

Vergangenheit  
ist ein gebadeter Körper,  
der Haarausfall, Bartflechte  
und gelblichen Ausfluß  
vergaß  
(DRAWERT 2011: 41).<sup>44</sup>

Die dem Gedicht paratextuell mitgegebene und in dessen drittem Vers – „hat keine Stimme“ – zudem gefasste Stimmlosigkeit scheint an dieser körperbezogenen Stelle paradoxalisch besonders hervorgehoben zu sein. So ist der Körper nicht nur für sich selbst stimmlos, sondern immer zugleich auch Produzent, Ort und Resonanzraum der menschlichen Stimme, die wiederum ein typisches Merkmal des Individuellen bildet. Hier erscheint der Körper allerdings als metaphorisch eingesetzte Größe, mit dessen Bildlichkeit sich ‚Vergangenheit‘ zeigen lässt. So sind alle vier diesem Körper indirekt zugeschriebene Merkmale optischer Natur, sodass Körperlichkeit zur rhetorischen Sichtbarmachung des schwer greifbaren, eher abstrakten Konzeptes Vergangenheit und ihrer Schwestern Erinnern und Vergessen dient. Indem körperliche Zeichen des Alterns den „gebadete(n)“, also durch äußeren Einfluss

---

<sup>44</sup> Der Text findet sich zuerst in DRAWERT (1989: 82-83).

(vorübergehend) geschönten Körper eigentlich charakterisieren, diese jedoch nicht zum Bereich der Wahrnehmung gehören (sollen/dürfen?), da sie als ‚vergessen‘ zu gelten haben, wird auf die Ambivalenz, Selektivität und gar Beschönigung oder Frisierung von Vergangenheit angespielt. Das Moment des Selektiven von Erinnerung ist dabei nicht allein entscheidend, sondern es rückt vielmehr das Unangenehme, wenig Reizvolle, vielleicht gar Ekel Provozierende und umso eher Ausgesparte des alternden Körpers ins Zentrum, dessen Vergessen das bewusste Ignorieren von körperlich sich zeigenden und daher nicht zu übertüchenden Spuren und Anzeichen einer ungeliebten ‚Vergangenheit‘ anzeigt. Die Verbindung von Erinnerung und Körperlichkeit ist dabei im Text explizit angelegt, denn unmittelbar vor der körperbezogenen Verbildlichung von Vergangenheit wird der Modus von Erinnerung angesprochen, der auch jenes Vergessen bestimmen dürfte: „Mit der Erinnerung / geht man privateigen um / unter erfundenen Wolken.“ (DRAWERT 2011: 41) Das Moment des Privativen steht damit in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Selektiven der Erinnerung in dem Körperbild. Beidem fehlt eine Stimme und beider Erscheinung beruht auf dem Gegensatz zwischen Offenkundigem und hinter dieser Evidenz zum Verschwinden Gebrachten. Dieser nur scheinbare Modus von (individueller) Erinnerung kehrt in *Ohne Stimme* wieder. Er war auf der Grundlage eines durch den Eindruck von (Selbst)Täuschung bestimmten Bildes schon in *Gedicht im Juni, Juli, August* (1984) zu finden:

Lieferfahrzeuge,

die kommen und vorbei sind wie die  
Sätze, mit denen man sich seine eigene  
Geschichte erzählt ..., unmögliche  
Deduktionen. Staub. Das Gedächtnis

ein aufgeblätternes Quartett,  
dessen Karten gezinkt sind  
(DRAWERT 2011: 19).<sup>45</sup>

Diese Betonung des Selektiven und des nur bedingt Reliabilen von Gedächtnisinhalten zeigt weniger die Distanz zu Erinnertem an, denn mehr die unablässige Beschäftigung und Auseinandersetzung mit memorialen Zuschnitten, in denen dem Körper in DRAWERTS Lyrik eine bedeutsame Rolle zukommt. Ins Zentrum gestellt ist dabei jedoch nicht die eher an essentialistischer Erkenntnis interessierte poetische Suche nach den Gründen für das Selektive erinnerbarer Inhalte, Eindrücke und Erlebnisse, sondern die Darstellung der Instanzen von Erinnerung und Gedächtnis. Dabei kommt gerade dem Körper eine Schlüsselfunktion zu, die an seine physiologisch-emotive Disposition geknüpft ist. Dies lässt sich auch anhand poetologischer Kontexte nachvollziehen, die in jüngst

---

<sup>45</sup> Der Text findet sich zuerst in DRAWERT (1987: 9-16).

zusammengefasst publizierten Essays offengelegt sind. So bemerkt DRAWERT in *Was gewesen sein wird. Eine Interpretation*, einem Text, der auch die Darstellung der Entstehung seines Gedichtzyklus' *Matrix Amerika* anbietet:

Ebenso, wie wir einerseits und rational gut begründet in Abschlüssen denken, bleiben die Körper, die immer zu einer Historie gehören und politisch kontextuiert sind, von jener Erregung durchströmt, die sie einmal affektiv ausgefüllt hat (...). Und wenn es diese Reproduktion von Vergangenen nun auch persistent gibt, kann nur der Tod die Spirale ins Unendliche stoppen (...) (DRAWERT 2015: 290).

Die Sätze erscheinen fast wie beiläufig. Sie sind es nicht. Ihr Stellenwert erweist sich anhand der Dimensionen von Körperlichkeit in DRAWERTS lyrischen und essayistischen Texten. Dies liegt in dem zitierten Passus' und dem Essay an dem autopoetischen Status der Äußerungen. Der Leser Kurt DRAWERT setzt hier zur öffentlichen Interpretation eines Textes des Dichters Kurt DRAWERT an.<sup>46</sup> Dies wird reflektiert und es wird zudem festgestellt, er lese in *X (Brighton Beach)*, Abschluss des Zyklus' *Matrix Amerika* (2010), was er im Moment des Schreibens nicht gewusst habe.<sup>47</sup> Der Körper befördert dieses Erkennen offenbar als eine Art affektives Medium, in dem jene „Reproduktion von Vergangenen“ psychosomatisch angelegt ist. Poetische Texte, so heißt es weiter in *Was gewesen sein wird*, veränderten Menschen, „weil sie erfassen und gestalten in gleicher Weise, reflexiv und antizipatorisch in einem sind.“ (DRAWERT 2015: 289) Bemerkenswert ist diese Auffassung nicht so sehr inhaltlich, als durch ihren Kontext. Die Interpretation mündet in die Ausstellung eines werkinternen Zusammenhangs. *X (Brighton Beach)* stehe mit dem Text *Mit Heine* (1996) in Verbindung. Das DRAWERT-Gedicht aus den 1990er-Jahren ruft im Ton *Deutschland. Ein Wintermärchen* (1844) auf. Mit der durch ihren Zwiespalt gekennzeichneten Haltung zu dem „Land“, erinnert es an den bei Heine freilich ironisch gebrochenen Ton, den der Reisende anschlägt:

Mit Heine

Dies Land, von dem die Rede geht,  
es war einst nur in Mauern groß,  
dies Land, von Lüge zugeweht,

ich glaubte schon, ich wär es los.  
Ich glaubte schon, es wär entschieden,  
daß wer nur geht, auch gut vergißt.

---

<sup>46</sup> S. auch die metapoetischen Verse in Teil *LXXXVIII* von *Der Körper meiner Zeit*: „Mir sagt mein / Gedicht nicht mehr und nicht weniger, als jedem anderen auch, / nämlich etwas.“ (DRAWERT 2016: 199)

<sup>47</sup> Kommentarhaft Heiner MÜLLER: „Ich wußte das damals nicht, ich habe es nur beschrieben, der Text weiß mehr als der Autor.“ (MÜLLER 2005: 202)

Doch war nun auch ein Ort gemieden,  
 der tief ins Fleisch gedrungen ist.  
 Als fremder Brief mit sieben Siegeln

ist mir im Herzen fern das Land.  
 Doch hinter allen starken Riegeln  
 ist mir sein Name eingebrannt.  
 (DRAWERT 2011: 72)

Der Text perspektiviert die in Teilen bittere und gerade körperlich unüberwindbare Erinnerung an ein Land, das sich durch den Hinweis „in Mauern“ mit wenig interpretatorischem Zugewinn auch als die DDR identifizieren ließe. Die Entstehung des Textes fällt zudem in das Jahr von DRAWERTs Umzug nach Darmstadt, 1996, als es die DDR freilich de facto schon nicht mehr gab. Auf dieser Grundlage ist somit eher auf die unumgängliche Prägung durch Herkunft und die Erinnerung daran zu verweisen, die in dem Text virulent sind. Dieser Aspekt verstärkt sich durch die Verbindung mit dem Schlussgedicht des New-York-Zyklus, *X (Brighton Beach)*, wo jenes ‚Land‘ erneut benannt wird:

Was war das für ein Land,  
 dem wir entkamen  
 und das uns dennoch überlebt,  
 weil alles weiterstrebt

und nur die Form sich ändert?  
 Ich gebe auf  
 und werde es nicht wissen.  
 (DRAWERT 2011: 264)

Auch der Topos des durch Heine inspirierten Textes taucht wiederum auf. Denn hier erscheint die innere Lösung von Bildern oder detailhaften Versatzstücken als unmöglich, sodass die New Yorker Umgebung (z.B. kyrillische Schrift, gerissene Wände; ein dem Text beigegebenes Foto einer New Yorker Hinterhofwand) noch die Erinnerung an jenes ‚Land‘ heraufruft. Der um mehr als zehn Jahre spätere New-York-Text funktioniert mithin noch als zusätzliche poetische Bestätigung des in *Mit Heine* gefügten ‚Eindringens ins Fleisch‘ und des ‚eingebrannten Namens‘.

In dem Essay *New York against the world* wird außerdem eine Sequenz der Entstehung des New-York-Gedichts vorgeführt. Die dargebotene Szene inszeniert dieses Entstehen von Poesie als momenthaftes Aufleuchten einer Idee, deren poetisierende Umsetzung in ein ästhetisch erfahrbares Gebilde, quasi so gezeigt wird, als geschehe sie noch in dem Augenblick, da die Erfahrung gemacht wird. Dies zieht scheinbar eine zeitliche Parallele zwischen empirischem Erfahren und ästhetischem Gestalten, Geschehen und Schreiben. Mit diesem Modus des poetologischen Hinweisens auf den Schaffensprozess ließe sich diese Präsentation auch als Antwort auf die – ungenannt bleibende – MÜLLER-Sentenz lesen, nach der

„Schreiben in der Geschwindigkeit des Denkens (...) ein Autorentraum“ bleibe (MÜLLER 2005: 287). In der DRAWERT'schen New-York-Szene bringt der Dichter den Text von seiner poetischen Eingebung durchzuckt im Gehen zu Papier. Dabei gerät jener noch selbst in Gefahr:

... übersehe ich ein Fahrzeug, das meinetwegen ausweichen muss, ins Schlingern gerät und eine Mauerwand touchiert. So also verändert sich die Welt durch Poesie, denke ich und gehe weiter (DRAWERT 2015: 194).

Gleich zweifach ist so auf die Gelegenheit verwiesen, aus der das Gedicht entsteht.

Jene Schreibsituation mitten im New Yorker Straßenverkehr wird zum einen ironisch inszeniert und die Präsentation der Bemerkung als Überzeugung gar potenziert. Der Kurzschluss von Gedichtproduktion und (Beinahe-)Unfall spricht dem Artefakt eine Wirkung zu, die nur der noch zum Gedicht sekundäre Text vermitteln kann. Die in der Szene scheinbar wirksame und weit eher fiktional inszenierte Kausalität von poetischem Entstehungsvorgang und dessen Einfluss auf das Geschehen in der Wirklichkeit im Moment der Produktion selbst belegt jedoch zunächst nicht mehr als die dichterische Unachtsamkeit für eine Wirklichkeit, die nicht mit jener im Text eben Entstehenden identisch ist (nicht sein kann). Das Sonett *IV (Zwischentext. Liedhaft.)* im Zyklus *Matrix Amerika* fasst poetisch ein Geschehen, wie es in jener essayistisch rekapitulierten Straßenszene gezeigt wird. Allerdings fügt der Gedichttext der Szene noch eine generelle Aussage bei, durch die der Zusammenhang zwischen poetischem Schaffen und Straßengeschehen gar so modelliert wird, als provoziere die in den ersten beiden Versen gemachte Aussage den folgenden Beinaheunfall erst:

Wer nicht läuft, fällt ins Getriebe,  
und wer ins Getriebe fällt, ist tot.  
Und während ich das schnell notiere,  
fährt ein Fahrzeug in der Not,

mich zu verschonen, an die Wand.  
Soviel zur Veränderung der Welt  
durch Poesie.

(DRAWERT 2011: 256)

Der im dritten Vers beginnende Satz verstärkt autoreferentiell den paradoxen Zusammenhang zwischen strenger Sonettform und Regelbruch im Unfall. Zudem schreibt der Anschein poetischer Provokation eines – durch den Essay wohl empirisch rückgebundenen – Geschehens der Poesie eine aktive Rolle bei der „Veränderung der Welt“ – wenn auch eher ironisch – zu, die in der reflexiven Fügung im Essay leicht zurückgenommen erscheint.

Zum anderen bietet der als schreibende Autorfigur Beobachtete eine Leseweise von *X (Brighton Beach)* an, die auf der Überzeugung fußt, ein sprachliches Gebilde könne für Veränderung bei Menschen sorgen. Dem Beleg hierfür, der der Ansatz zur

Gedichtinterpretation ist, wird aber diese Aussage als Ausgangspunkt vorangestellt. Damit ist die Wirkung bestimmt. Die unhintergehbare Affizierung durch den Text ist ausdrücklich auf den Körper bezogen. Die Erfahrung, die dem Gedichttext vorangegangen sein mag, bleibt als eigentlich körperliches Begreifen eben dieser Erfahrung virulent. Damit würde durch diese Lesart jenes im Typus ‚Gelegenheitsgedicht‘ erkennbare „individuelle(), verinnerlichte() und ins Gültige erhobene() Erlebnis()“ (v. WILPERT 1989: 332) betont und käme im Gedicht zur poetischen Erscheinung. Beide Auffassungen des Gedichtes weisen dabei die akute Körperlichkeit jenes Affekts aus. In *New York against the world* macht DRAWERT Gleichzeitigkeit als unverrückbare Grundeigenschaft von Kunst explizit macht. Der Körper ist deren Ort und deren Medium:

Zeit ist eine Erfindung der Historiker, um Geschichte besser archivieren zu können, denn alles kommuniziert mit allem fortwährend, und auch die Toten sprechen weiter, wenngleich sie nicht mehr zu hören sind. Diese Gleichzeitigkeit, die nur räumlich zu fassen ist, verweigert sich jeder Chronologie und Semantik, und nur die Kunst vermag es, ihr zu entsprechen. Egal, welche Materialien dabei beansprucht werden, und egal, ob wir es in der Literatur finden, in der Musik oder Malerei: Kunst durchbricht die falsche Ordnung der Zeit und führt auch die einfachsten Dinge und Wesen in ihrer allumfassenden Zugehörigkeit einer Welt vor, die immer gleichzeitig ist, solange sie dauert (DRAWERT 2015: 194).

In beiden Gedichten aus dem *Matrix Amerika-Zyklus* (*X (Brighton Beach)* und *IV (Zwischentext. Liedhaft)*) wird die Erfahrung von historisch Ungleichzeitigem als gleichzeitig identifiziert, etwa der auch körperlich gebundenen Erinnerung des Sprechenden Subjektes in Verbindung mit dem Anblick der New Yorker Straßenszenen. Dieser Konnex ist Thema in *Was gewesen sein wird*. Indem nämlich die *X (Brighton Beach)* bestimmende Figur der (perzeptiven) Überlagerung von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft – „Aber was ich nicht verstehe, / warum ich die Vergangenheit / in der Gegenwart / als Zukunft sehe.“ (DRAWERT 2011: 263) – als poetischer Verweis auf *Mit Heine* gelesen wird, ist die besprochene Erfahrung auch jenem New-York-Text eingeschrieben. Durch den erfahrenden Körper bindet sich die Virulenz beider Erfahrungen eng an die affektiv-motivische Konvergenz beider Gedichte. Dass der Körper Ort und Instanz einer solchen Verbindung mit Sprache und auch Text ist, hatte DRAWERT bereits Anfang der 1990er-Jahre in den *Zeitmitschriften* reflektiert. Der Essay *Der Text und der Körper* führt dies etwa aus: „Der Raum der Gefährdung war die Sprache, deren Bestandteile die Grenzlinie des Körpers überschritten, um sich in ihn einzugraben und von innen her zu verändern.“ (DRAWERT 1993: 105) Die unmittelbare Einflussnahme von Sprache und sprachlichen Gebilden auf den Körper macht demnach das Potential aus, in dem jene Variation begründet liegt. Darüber hinaus ist das Maß an Fiktionalität auffällig, das durch den Leser wie den Tagebuchschreiber mit *IV (Zwischentext. Liedhaft)* und *X (Brighton Beach)* verbunden wird. So wird die Schreibszenen erst durch die allein fiktional mögliche Verknüpfung des Vorfalls mit der (vermeintlichen?) Wirkung von Dichtung in der Wirklichkeit bedeutsam. Ähnliches gilt für die reziproke

Projektion der „Unhintergebarkeit von wiederholter Geschichte im Augenblick der absoluten Dauer“ (DRAWERT 2015: 291) in die Gedichte. Die Bestimmung jener Art der Konvergenz beider Texte lässt das Erfahrungsmoment erkennbar werden, das die Rolle des Körpers als Medium dieser Erfahrung immer wieder, gerade auch in seiner Variation, ausmacht.

Anhand eines weiteren Beispiels lässt sich die Bedeutsamkeit des Körpers als Träger von Geschichte bei DRAWERT zusätzlich verdeutlichen. Der Text *Spiegelland. Ein deutscher Monolog* (1992) beginnt mit folgendem Gedicht:

...doch  
 es muß eine Hinterlassenschaft geben,  
 die die Geschichte,  
 auf die ich selbst einmal, denn das Vergessen  
 wird über die Erinnerung herrschen,  
 zurückgreifen kann wie auf eine Sammlung  
 fotografierten Empfindens, und die die Geschichte,  
 denn das innere Land  
 wird eine verfallene Burg sein  
 und keinen Namen mehr haben und betreten sein  
 von dir als einem Fremden  
 mit anderer Sprache, erklärt.  
 (DRAWERT 1992: 8)

Der Gedichttext ist im Band *Wo es war* (1996) Teil des dritten Zyklus' und DRAWERT zitiert ihn komplett in seiner Dankrede zur Verleihung des Uwe-Johnson-Preises 1994 (vgl. DRAWERT 1996: 101 u. 122). Für die poetische Bedeutsamkeit des Körpers ist eine Änderung an diesem Gedicht signifikant. In den erneuten Veröffentlichungen von 1996 und danach lautet der dritte Vers: „die die Geschichte des Körpers“ (ebd.). Der Text wurde nach 1996 in *Idylle, rückwärts* (vgl. DRAWERT 2011: 64) und auch in den neuen *Spiegelland*-Band, hier allerdings ohne den Zusatz (vgl. DRAWERT 2014: 25), wiederum aufgenommen. Diese Änderungen<sup>48</sup> lassen sich zunächst als Hervorhebung des körperlichen Erfahrens und Erleidens von Geschichte, Erinnerung und Vergessen lesen. Nicht allein dieser Bezug aber kennzeichnet das Gedicht, sondern das Thema bleibt nachhaltig bedeutsam, bis hinein in den Zyklus *Matrix Amerika* und *Der Körper meiner Zeit*, wo dies etwa in Teil *XIII* ironisch verhandelt wird (vgl. DRAWERT 2016: 36-37). In ... *doch* wird in Vers zwei der zentrale Begriff ‚Geschichte‘ spezifiziert, bei seiner zweiten Verwendung (V. 7) gibt es keine Ergänzung. Darin lässt sich einerseits eine Differenzierung zwischen „Geschichte des Körpers“ und „Geschichte“ erkennen, andererseits wird beiden damit eine Explizierbarkeit zugeschrieben, die sich an spurhafte Relikte zu binden hat. Die ‚Geschichte des Körpers‘ erscheint so als Summe der vom Körper erfahrenen Affekte, „Erregung(en)“ (DRAWERT 2015: 290),

<sup>48</sup> In Vers 2 wurde 1996 außerdem nach „es muß“ das Wort ‚auch‘ ergänzt, vgl. DRAWERT (1996: 101 u. 122).

deren Hinterlassenschaft durch poetische Texte im wörtlichen Sinn *ansprechbar* ist. Jenes „fotografierte() Empfinden()“ (DRAWERT 2011: 64) scheint auf, da der Leser DRAWERT sein Begreifen der engen Verbindung von *X (Brighton Beach)* und *Mit Heine* ausdrücklich benennt und sich in seinem Essay öffentlich fragend über diese Lesart mit sich selbst verständigt. Die Zuspitzung von ‚Geschichte‘ in der zweiten Version des Gedichtes ... *doch* zeigt den Status des Körpers als Rezeptor, Vermittler und auch Speicher von Geschichte als Erinnerung an. Dieser Status bleibt auch unstrittig, wenn die absolute Gefährdung von individuellen Erinnerungsinhalten im Moment des Sprechens und noch deren völliges Verschwinden vorausgesetzt werden muss. Eine solche Ahnung korrumpiert die Körperlichkeit nicht. Die Reflexionen in DRAWERTS Uwe-Johnson-Preis-Rede beziehen sich auch auf das Verhältnis von Sprache und Körper:

(...) es war schon auch das Verschwinden des Konfliktes (zwischen realem Legitimationsbedürfnis und Sprachlosigkeit, S.K.) in der Sprache, das ihn unlösbar werden ließ und ins Körperliche abschob. Nur was in der Sprache zugelassen ist, ist zugelassen, verändert zu werden, und so war die mangelnde Statthaftigkeit der Sprache als eine Verhinderung von Gedanken der entschiedenste Einschnitt ins Innere des Menschen und seine entschiedenste Beschädigung zugleich (DRAWERT 1996: 119).

Wenig später heißt es mit Blick auf die Mächtigen in dem „kleine(n), hinfällige(n) Land“ (ebd.: 116):

(...) sie haben reden, nicht aber zuhören gelernt. Diese ihre Stärke aber ist ihre Krankheit, und die Krankheit ist die Verweigerung von Krankheit. Denn der Körper ist ihnen der Feind, wie das Reale der Feind ist, und in der Überwindung des Körpers liegt für sie das Geheimnis der Ewigkeit verborgen und die Chiffre der Macht (ebd.: 121).

Solche Figuren von Körperlichkeit und deren historische und gesellschaftliche Durchdringung markieren in DRAWERTS (lyrischen) Texten die Defizite und Defekte der Moderne. Sie formen schroffe Darstellungen und zugleich klarsichtige Diagnosen von Geschehnissen, Alltagsphänomenen, abgewetzten und ausgelaugten Sprachformeln und deren nur noch reflexhaft in Verblässung identifizierbaren Bedeutungsgehalt. Dies gelingt nicht nur durch die hohe Dichte der Versatzstücke aus einer als flimmernd und wenig Orientierung bietend verstandenen Wirklichkeit. In der Instanz des (sprechenden) Ichs wie im Körper und in der Textwirklichkeit zeigen die poetischen Verfahren vielmehr Brüche. So mündet der Bezug auf den kanonischen Hölderlin-Intertext *Hälfte des Lebens* (1804) leichtfüßig (~fertig?) in die Eintönigkeit kapitalistisch geprägter Zusammenhänge. Dies ist nicht notwendig als lyrische Desavouierung dieses Systems zu verstehen, sondern zuerst eine Verknüpfung, die vielmehr die – freilich als bedauerenswert, gar ärgerlich einstuftbare – Desavouierung eben der Texte des Tübingers durch jene Realität anzeigt:

*und unwidersprochen  
stehen im Wind dieses Frühlings*



*die Fahnen der Fabrikanten.*  
(DRAWERT 1996: 79)<sup>49</sup>

Die Verse gehören zu einem titellosen Gedicht, das den Zyklus *Wo es war* eröffnet. Dessen titelgebender Text zeigt eine Entwicklung, die wie eine Variation auf die grundlegende Divergenz von Körper und (Sprach-)Macht erscheint:

Hier kam ich als Kind her, verstört,  
hier ging es uns gut, hier war die Sprache  
außerhalb des Körpers geblieben.

Später, an einer empfindlichen Stelle  
der Biographie, brach, wie dem einen  
die Stimme, dem andern

das Rückgrat, erinnere dich,  
mir war das Glück des Verstummens  
gegeben, wo es war.  
(DRAWERT 1996: 80)

Der so simpel erscheinende Satz „hier ging es uns gut“ ist bedingt durch die räumliche Trennung zwischen Körper und Sprache. Das Eindringen der Sprache in den Körper gefährdet<sup>50</sup> jenen Zustand nicht, selbst wenn das sprechende Ich dies indirekt antizipiert. Der Aussage steht die Verstörung entgegen sowie vor allem ihre Negation am Körper, die als sprachliches (stimmliches) und körperliches (idiomatisches) (Zer-)Brechen an den Verhältnissen erscheint, die ‚hier‘ herrschen. Während individuelle Haltungen, vielleicht noch der Zwang, eine bestimmte Haltung einzunehmen in *Wo es war* an körperlicher Gebrochenheit zum Ausdruck gebracht werden, drückt sich in *Unterwegs* die Entfremdung von Körpergeschichte und Narration, möglicherweise verstanden als Biographie, aus. Der Text markiert diese Alienation in der Diskrepanz zwischen einer Geschichte, die sich im und dem Körper mitteilt, und jener, die, wiedergegeben, durch wachsende Differenz zu der ersten charakterisiert ist. Dabei scheint es ganz so, als verschwände der Körper im Vorgang der erzählenden Vermittlung von Geschichte, die zudem nicht notwendig die eigene, wenn auch mitgeteilte Geschichte sein muss:

---

<sup>49</sup> Hervorhebung im Original. Erneut, ohne Hervorhebung veröffentlicht in DRAWERT (2011: 115).

<sup>50</sup> Vgl. hingegen die Rede von der Sprache als „Raum der Gefährdung“ (DRAWERT 1993: 105).

Unterwegs dann wird die Geschichte,  
 die meinem Körper gehört,  
 zunehmend fremder vor der Geschichte,  
 die ich erzähle.

(DRAWERT 1996: 98)

Die Wirklichkeit des Körpers, der als Instanz eigener Geschichte (und Erzählung) auch zu gelten hat, entfremdet sich von der sprachlich (re)produzierten. Die Abweichung rührt dabei aus der narrativen Wiedergabe von Geschichte her. Denn durch den Zeilenbruch zwischen Vers drei und vier wird eine Differenz zwischen Geschichte als Geschehen und narrativer Geschichte angedeutet. Diese Divergenz im Ich wird in den übrigen Strophen bestätigt. Sie entspricht einer grundlegenden, politisch-historisch beeinflussten Körpererfahrung, die DRAWERT in dem Essay *Revolten des Körpers* formuliert hat:

Mein(e) Grunderfahrung im Osten war die, den Körper verleugnen (oder verdrängen) zu müssen, wollte man im ideologischen System funktionieren, *denn die Wirklichkeit (... und damit der Körper) hatte abgeschafft sein müssen, um den Anspruch an Wirklichkeit (... und an den Körper) zu behaupten* (DRAWERT 1995: 25).<sup>51</sup>

Es ist diese perzeptive Präzision, die die DRAWERT'schen Texte nachhaltig prägt, und zwar als Diagnose, die etwa in *X (Brighton Beach)* in ein zeitliches Triangulum aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verschränkt wird, als Befunde sozialer wie historischer Relationen. Oft weisen die Texte Formeln des (zeitgenössischen) ‚Alltagsprechs‘ auf, deren Schablonenhaftigkeit<sup>52</sup> und gepresst-aufgesetzte Lässigkeit seine Texte offenlegen und zugleich unterlaufen. Dies trifft etwa auf die zerbröckelnden, stenogrammatischen Sprachhülsen im Fernsehen zu, auf die in dem Gedicht *Quiz* (2002) angespielt wird. Der Text zeigt, wie im Ratespielformat quasi völlig beliebig Themen nebeneinander gestellt und deren (moralische, historische oder gesellschaftliche) Wertigkeit dadurch weitgehend nivelliert wird:

---

<sup>51</sup> Hervorhebungen im Original.

<sup>52</sup> Nicht ‚Schablone‘ aber in ihrer metaphorisch-pathetisch Unbeholfenheit durchaus kanonisch ist Helmut Kohls viel zitiertes und karikiertes Gerede von „blühenden Landschaften“ vom 1. Juli 1990. Das Gedicht *Unterwegs – dann grenzüberschreitend* (1989) scheint einen mit Blick auf das Veröffentlichungsdatum jedoch höchst fraglichen Bezug darauf auszuspielen: „Unterwegs – / dann grenzüberschreitend innen / und außen geschichtlich die Landschaft so grün / blüht, blühend, grün, / blüht grün, blühend brutal hinterm Draht / der gründliche Bildbruch. // Meine Hoffnung / bleibt ohne Wörter.“ (DRAWERT 2011: 61)

Wer hat schwanger von a), b) oder  
eine andere Frage, Geschichte: wie  
viele Juden, vier oder drei, es geht  
um eine halbe Million  
(DRAWERT 2011: 202)<sup>53</sup>

Der Text zeigt, wie in der medialen Vorführung davon, wie schlichtes Faktenwissen abgefragt wird, in den Einebnungen der Präsentation und der Einbettung in kommerziell-institutionelle Zusammenhänge des Fernsehens die Maßstäbe verschwinden. Führt schon *Quiz* diese Form der Oberflächlichkeit vor, indem darauf pointiert angespielt wird, so lässt *Fit for fun* (2002) das Läppische kapitalistisch oktroyierten somatischen Stylings als Marker auch schroffer sozialer Segregation in der fast beiläufigen Benennung der Gegensätze gut erkennbar werden:

Fit for fun

Während wir, eine Horde unsterblicher Körper  
im prallen Stoff eines T-Shirts,  
die Maschinen bewegen,

getrieben von einer Lust auf gar nichts  
und stark wie die Bullen  
fit for fun gemacht die Abgänge üben,

wie Materie verbrannt wird  
und Geschichte in den Kanälen  
der TV's verschwindet,

während wir, irgendwie immer am Rubbeln,  
aber megacool glücklich, Gott  
in einem Überraschungsei finden,

auch er schon im Handstand, kniet sie,  
stets auf der Suche nach Blut,  
Schweiß und Tränen, am Boden,

eine Putzfrau von damals,  
unterbeschäftigt und überbezahlt,  
der einzige Fehler an diesem Club.  
(DRAWERT 2011: 163)

Mit nur einer syntaktischen Bewegung wird in dem Text wie in einem Atemzug des Trainierenden das somatische, mediale, soziale, ideologisch-kulturelle und ideologisch-historische Panorama einer Gesellschaftsordnung eröffnet. Neben der

---

<sup>53</sup> Der Text findet sich zuerst in DRAWERT (2002: 81).

gespreizten Körperperformance, die (lächerlich) in der Arbeitswelt sich präsentiert, steht das Leitmedium Fernsehen – boulevardhaft: „TV“ – und verschluckt die Geschichte körperlich-militärischer ‚Stählung‘ im Faschismus, die noch in der Anspielung auf eine Propaganda-Phrase der Nazis in der Kadenz ‚Blut – Boden‘ düster nachhallt. Diesem im Gedicht dargestellten Modus des Körperstylings – Metapher auch des schnöden ‚survival of the fittest‘ – antwortet die kauernde Figur der Reinemachefrau, die putzt, wo nur der Kult der sich als ‚sauber‘ inszenierenden männlichen (Körper-)Perfektion<sup>54</sup> regiert.

*Matrix Amerika* schließt mit seinen Körperimagines hier an. Die Verdichtung von New York ist nicht so sehr elogenhaftes Thema – „Nein, ich schreibe nicht über New York / in New York“ (DRAWERT 2015: 246) –, denn stadträumliche Folie. Erscheint in *Fit for fun* das opportunistische *entraînement* als selbstaufgelegte Körperpolitik zugleich harter und kläglicher Perfektionierung fürs ‚self-marketing‘, so spielt *Matrix Amerika* die Bilder des (auch körperlichen) Elends und der asozialen Verkommenheit des Kapitalismus vor der Folie New York an und spielt sie gegen dessen vermeintlichen Hochglanz aus.<sup>55</sup> Der Körper erscheint etwa als Metapher für den Finanzmarktplatz. In der Text-Matrix oszilliert diese Imago zwischen krankhafter Anfälligkeit – die Kettenreaktionen an der Börse vorgestellt als infektiöse ‚Gonorrhoe‘ – und dem „Börsenfick an der Wall Street“ (DRAWERT 2011: 247). Diese Körperlichkeit hebt sich vom thematischen Einsatz ab und erinnert noch an jenen „homo oeconomicus“, von dem DRAWERT geschrieben hatte, er sitze bei „seinem Psychiater“ und lasse sich „die Zeichen seines abhandengekommenen Körpers erklären“ (DRAWERT 1996: 112). Solches Verschwinden im kapitalistischen Einerlei – eigentlich die Destruktion von Körpergeschichte in Richtung bloß materialistischer Körper-Schichtungen – wird in *Matrix Amerika* deutlich zugespitzt. In *II (Die Mode. Der Schlachthof.)* zur Fläche für Werbeanzeigen degradiert, kommt der menschliche Körper abhanden, indem er durch Reklame verdeckt wird und bar jeder Individualität auf eine mechanische Funktion zurückgeworfen ist. Die Szene mit einem Jungen, der Werbezetteln verteilt, zitiert dies in den Textkorpus hinein und schlägt den (intertextuellen) Bogen zu Herman Melvilles Wall-Street-Held, ‚Bartleby, the Scrivener‘ (1853), als einer Ikone der Verweigerung. Im Text ist es hier mithin der Körper, von dem die Ablehnung ausgeht:

Meine Sorge gilt meinem Körper,

dort, wo er das Gegenteil denkt und  
«nein, danke!» sagt. Der Rest  
wird zur Tageszeitung, Reklame,

<sup>54</sup> Zur Körperperfektionierung als gesellschaftlicher Problematik s. etwa WALDRICH 2004.

<sup>55</sup> „Denn «höher, schneller, weiter» sind Attribute, die wie nichts sonst zu New York gehören, oder richtiger: zu einem Turbokapitalismus, wie er sich in keiner anderen Stadt des beginnenden 20. Jahrhunderts so ungebremst herausgebildet hat.“ (DRAWERT 2015: 191)

«Your Body is advertising brochure only»,

mein Name ist Bartleby, und ich fordere  
mich auf, jetzt zu gehen.  
(DRAWERT 2011: 252)<sup>56</sup>

In *VI (Fabriken)* ist dies weiter zugespitzt, indem dort die krasse Reduktion des Körpers auf sein ureigenes fleischliches Material gezeigt wird: Ein Mann auf der Straße sagt, der Verkauf einer seiner Nieren habe gutes Geld für seine Familie zu Hause in Sri Lanka gebracht. Er erzählt dies nicht als Abschreckung, sondern im Ton der Empfehlung. Wäre im Fall des Reklameverteilers die Reduktion des Körpers aufs bloße Material noch umkehrbar, wird in *VI (Fabriken)* eine Schwundstufe somatischer Verdinglichung erkennbar, die sich (besonders im Fernsehen) noch als Kehrseite des „Eingriff(s) in tabuisierte Restzonen“ (DRAWERT 1995: 28) erkennen lässt, bei dem deutlich wird, dass es „(im Grunde) nicht um Enttabuisierung (...), sondern um die Zurschaustellung des Körpers als ein Geschlecht“ (ebd.) geht.

Mit dem soeben publizierten, neunzigteiligen (inklusive Fotostrecken) Langgedicht *Der Körper meiner Zeit* kommen zu diesen Zügen einer Körperpoetik in der Lyrik Kurt DRAWERTS noch das dort weitverzweigte Variantengeflecht der Allusionen und eine gewisse Lakonik in den Langzeilen hinzu. Die Benennung des Körperlichen im Paratext schreibt dabei die Ambivalenz des Körpers als Medium von Geschichte, physiologisch-politisch-sozialer Instanz des Widerständigen und des Genießens und als verdinglichtes Soma fort. So wird mit dem Körperbegriff in diesem Text zugleich der poetische Körper, das Textkorpus, der physisch-materielle Körper und das Korpus des verwendeten referenzialisierbaren Materials bezeichnet. Konkret changiert dies zwischen material-zeichenhafter, prominenter Einzeichnung eines Körperteils im Text – „Hauptsache klar wird die Rolle des *Phallus imaginaire* ( $\varphi$  = klein / Phi). Alles andere macht die Natur von allein.“ (DRAWERT 2016: 47) – und, ganz einem Verständnis des Titels gemäß, dem Körper als sozialpolitischer und ebenso sozial sanktionierter Dimension in der Zeit:

Da waren sie früher schon fertig mit

ihrer Arbeit als Bestandteil des Gesellschafts-/körpers.  
Heute fängt erst einmal die Zahnbleiche an, dann gibt es  
Wechselstromstöße gegen Haarausfall unten  
(DRAWERT 2016: 37)

Hinzu kommt die Exponierung des Körpers in seiner Natürlichkeit – „die Genüg- / samkeit, nur im Radius des Körpers zu leben, alles andere / gehört in die Welt der Verblendung“ (DRAWERT 2016: 17) –, wofür auch das Altern als natürlicher

---

<sup>56</sup> Hervorhebungen im Original.

Vorgang steht (vgl. oben), und als Natur im Vergleich mit dem Prozess („Fluss“) der Zivilisation. Dies geschieht gerade in der Berufung auf ein Symptom, das eine Krise am Körper anzeigt:

Der Fluss ist eine Kartographie der Begierde, eine Dublette aller Verschwendung, und

die Requisiten ziviler Betäubung gehen mit ihm, wie das Fieber einem kranken Körper folgt.

(DRAWERT 2016: 115)

In welcher Weise der Körper bei DRAWERT als enigmatische Figur mit poetischem Potential, als Container differenzierter Bedeutsamkeit oder als bloße (geheimnisvolle?) Projektionsfläche zu sehen bleibt, ist nicht – ein Glücksfall! – abschließend zu entscheiden, sondern bleibt noch der jeweiligen Sprachlichkeit des Körpers bei DRAWERT anheim gestellt. In einem poetischen Raum zwischen differenten Polen in den Texten, dem Körper als Geschichte machender und sie zugleich zeigender Größe, dem zur schlichten Ware reduzierten Körpermaterial und der billig-leeren Exposition zeigen DRAWERTS lyrische Texte die Rolle von Körperlichkeit. Somatische Instanz der Geschichte, sozialer und politischer zumal, bleibt er weiterhin. Das Sprechen vom Körper bedient sich einer Sprache, die nicht mehr nur die Gefährdung des Körpers anzeigt, sondern seine auch gewaltsame Verdinglichung protokolliert. DRAWERTS (Körper-)Texte insistieren poetisch auf dieser Botschaft, nicht als Zwang, umso mehr jedoch durch ihre sprachlich eindrucksvolle Präzision.

### Literaturverzeichnis

- CHOŁODY, M. (2011), *Ciało – dusza – duch. Dyskurs cielesny w romantyzmie polskim (fragmety)*. Poznań.
- COURTINE, J.-J. (2006), Introduction. In: COURTINE, J.-J. [Hg.] *Histoire du corps*. 3. *Les mutations du regard. Le XX<sup>e</sup> siècle*. Paris. 7-11.
- DECZKI, S. (2013), *Az érzékiség discsérete*. Bratislava.
- DRAWERT, K. (1987), *Zweite Inventur. Gedichte*. Berlin.
- DRAWERT, K. (1989), *Privateigentum. Gedichte*. Frankfurt am Main.
- DRAWERT, K. (1992), *Spiegelland. Ein deutscher Monolog*. Frankfurt am Main.
- DRAWERT, K. (1993), Der Text und der Körper. In: DRAWERT, K. [Hg.], *Haus ohne Menschen. Zeitmischriften*. Frankfurt am Main. 101-113.
- DRAWERT, K. (1995), *Revolten des Körpers*. Stuttgart.
- DRAWERT, K. (1996), *Wo es war. Gedichte*. Frankfurt am Main.
- DRAWERT, K. (2002), *Frühjahrskollektion. Gedichte*. Frankfurt am Main.
- DRAWERT, K. (2011), *Idylle, rückwärts. Gedichte aus drei Jahrzehnten*. München.
- DRAWERT, K. (2014), *Spiegelland. Roman – Prosa – Material*. Wiesbaden.
- DRAWERT, K. (2015), *Was gewesen sein wird. Essays 2004 bis 2014*. München.
- DRAWERT, K. (2016), *Der Körper meiner Zeit. Gedicht*. München.

- GUGUTZER, R. (2015), *Soziologie des Körpers*. 5., vollst. überarb. Aufl. Bielefeld.
- KRAUSE, S./ ERDBRÜGGER, T. (2014), Leibesvisitationen. Der Körper als mediales Politikum in den (post)sozialistischen Kulturen und Literaturen. Einführende Überlegungen. In: KRAUSE, S./ ERDBRÜGGER, T. [Hg.], *Leibesvisitationen. Der Körper als mediales Politikum in den (post)sozialistischen Kulturen und Literaturen*. Heidelberg. 11-49.
- MOHI-VON KÄNEL, S./STEIER, C. (2013), Interesse am Nachkriegskörper. In: MOHI-VON KÄNEL, S./STEIER, C. [Hg.], *Nachkriegskörper. Prekäre Korporealitäten in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts*. Würzburg. 7-16.
- MÜLLER, H. (2005), Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen. Eine Autobiographie. In: MÜLLER, H., *Werke 9, Eine Autobiographie*. Hg. v. F. HÖRNIGK. Frankfurt am Main. 7-287.
- PRZYMUSZAŁA, B. (2006), *Szukanie dotyku. Problematyka ciała w polskiej poezji współczesnej*. Kraków.
- SARASIN, P. (2001), *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914*. Frankfurt am Main.
- SCHROER, M. (2012), Einleitung. Zur Soziologie des Körpers. In: SCHROER, M. [Hg.], *Soziologie des Körpers*. 2. Auflage. Frankfurt am Main. 7-47.
- VON WILPERT, G. (1989), *Sachwörterbuch der Literatur*. 7., verb. und erw. Aufl. Stuttgart.
- WALDRICH, H.-P. (2004), *Perfect body. Körperkult, Schlankheitswahn und Fitnessrummel*. Köln.

**Cezary Lipiński**  
 Uniwersytet Zielonogórski

## **„[G]eacht' wie Schaf zur Schlacht“ – Verfolgung als Schicksal und Impuls.**

### **Überlegungen zu einer theologischen Denkfigur am Beispiel literarischer Zeugnisse der Täuferbewegung**

Die Fähigkeit des Menschen, seinesgleichen umzubringen, konstituiert vielleicht mehr noch menschliche Geschichte als seine Grundbestimmung, sterben zu müssen. (R. KOSELLECK, *Kriegerdenkmale als Identitätsstiftungen der Überlebenden*)

„Andauernde Verfolgungssituationen und Foltererlebnisse stellen stets Stressoren dar, die Krisen entweder auslösen oder verstärken können“ (BUSCHE 2014: 12). So setzt sich die moderne Traumatherapie zum Ziel, „[e]ine Erinnerung als Erinnerung zu verstehen [...] und sie gegenüber einem gegenwärtigen Sinneseindruck als vergangen zu unterscheiden“ (BROCKMEIER 2015: 7). Die Basis dafür bildet die „Bewusstheit von der Vergangenheit als Vergangenheit“, die ihrerseits „eine Bewusstheit der Gegenwart als Gegenwart“ (ebd.) voraussetzt. „In bestimmten Formen posttraumatischer Erfahrungen ist diese doppelte Bewusstheit infrage gestellt ist [sic] und vergangene Ereignisse erscheinen immer wieder als gegenwärtige Erfahrungen“ (ebd.):

Dieser modernen Perspektive entgegen gibt es in der frühneuzeitlichen Geschichte Gruppierungen, z.B. die Täufer oder die Schwenckfelder, die ihren inneren Zusammenhalt und ihr symbolisches Kapital konsequent und bewusst auf einer der heutigen Wissenschaft zuwiderlaufenden Tendenz aufbauten. Statt sich von der Last der extrem leiderfüllten Vergangenheit zu lösen, waren sie unentwegt bestrebt, sie zu vergegenwärtigen und die Grenze zwischen dem Vergangenen und Gegenwärtigen, wenn nicht ganz aufzuheben, so zumindest weitgehend zu verwischen. Es mag paradox erscheinen, aber gerade dieses, für den heutigen Menschen – absurdes, für die modernen Therapiewissenschaften – kontradiktorisches, Handeln erwies sich als äußerst effektiv, indem es den eigentlich dem Untergang geweihten Gemeinschaften auf die Dauer das Überleben sicherte. Eine erstrangige Rolle spielten in den hier angesprochenen Prozessen diverse Literarisierungsstrategien, die nutzbringend eingesetzt werden konnten, weil die



Erfahrung an sich einen unscharfen Begriff darstellt, dem „eine interpretative Dimension eigen ist. Wenn man sagt, dass bestimmte Erfahrungen komplex seien, sagt man gleichzeitig damit, dass sie interpretierte Erfahrungen sind. Genauer, sie sind sowohl das Subjekt als auch das Ergebnis von Sinnstiftungsprozessen“ (ebd.: 11).

Der vorliegende Beitrag setzt sich zum Ziel, aufzuzeigen, wie die von den Täufern und Schwenckfeldern in der frühen Neuzeit entwickelten Mechanismen funktionierten und wie sie merkwürdigerweise zur Herausbildung deren Gruppenidentität beitrugen, indem sie die auf den ersten Blick stark traumatisierenden Faktoren zu ihrem Wohl und Nutzen umdeuteten, ohne sie zu verdrängen.

## 1. Die Entstehung der Täufer

Die Bezeichnung „Täufer“ ist alles andere als präzise. Sie wurde im Zeitalter der Reformation auf eine Vielzahl von angefeindeten und in der Folge – inkriminierten religiösen Gruppen ohne eine gemeinsame theologische Grundlage angewandt. So „entwickelte [sie] sich zum Sammelbegriff für religiös Andersdenkende — auch ohne die Praxis einer Taufe“ (FAST 1996: 682). Mit Vorliebe subsumierte man darunter den sog. „linken Flügel der Reformation“<sup>57</sup> mit den „eigentlichen“ Täufern und Spiritualisten (Caspar von Schwenckfeld und Sebastian Franck) sowie die Antitrinitarier. Der bewusst einengende Name „Täufer“ oder „Wiedertäufer“ wurde „in diffamierendem Sinn“ (ebd.) von deren Gegnern gebraucht, während sich die Betroffenen u.a. als „Brüder in Christo“, „Auserwählte im Herrn“, „Mitgenossen der Trübsal“, „Armgeistige“ (ebd.) oder „Taufgenossen“ bezeichneten. Die erfolgreiche theologische und Missionstätigkeit in Norddeutschland und in den Niederlanden, die vermittelnde Haltung in Debatten mit den Rigoristen aus dem eigenen Lager, sowie *last not least* das für einen Täuferführer ungewöhnlich lange Leben Menno Simons (1496-1561) trugen dazu bei, dass sich „im Laufe des 16. Jh. der Name Mennoniten für die Taufgesinnten der Niederlande und Deutschlands“ einbürgerte, um im folgenden Jahrhundert „der gebräuchliche Name für alle Gruppen der Täufer außer der der Hutterer“ (JEDIN [Hg.] 1999, Bd. 4: 194 zu werden).

Das Täufertum als eine autonome Bewegung entstand im Umkreis der Theologie Zwinglis, und ist insofern als „ein ureigenes Gewächs der Zürcher Reformation“ (Heinold FAST) anzusehen. Nachdem 1523 der Rat von Zürich die Stadt reformierte, trennten sich von Zwingli – im Dezember des Jahres – zwei seiner nächsten und eifrigsten Mitarbeiter, Konrad Grebel und Felix Mantz, „sehr erfahrene und in deutscher, lateinischer, griechischer und auch hebräischer Sprache gelehrte Männer“ (BRAITMICHEL 1962: 5), wegen des Verrats des Reformators am Evangelium. Dieser sollte ihrer Ansicht nach in Zwinglis Nachgiebigkeit gegenüber den Forderungen des Stadtrates in fundamentalen religiösen Fragen zum Ausdruck gekommen sein.

---

<sup>57</sup> Die Bezeichnung stammt von R.H. BAINTON (1941: 124–134) und H. FAST [Hg.] (1962).

Der Stein des Anstoßes waren zuerst die Einführung des evangelischen Abendmahls und die Ungültigkeit der unbiblischen Säuglingstaufe. Zwingli gab zwar den evangeliumswidrigen Charakter der bisherigen Praktiken zu, sträubte sich jedoch, nach Bericht des Schlesiens Kaspar BRAITMICHEL – aus Angst „vor Christi Kreuz, Schmach und Verfolgung“ (ebd.), gegen die Änderungen. Zu diesen Divergenzen kamen später „die Stellung zur Obrigkeit, das Verhältnis zwischen Kirche und Gesellschaft und der Gemeindebegriff“ (FAST 1996: 682) noch hinzu. Im Verlauf des Jahres 1524 bildete sich um Grebel und Mantz die erste „von obrigkeitlicher Bevormundung [unabhängige] und [...] durch die Masse der Gewohnheitschristen“ (JEDIN [Hg.] 1999, Bd. 4: 185) unbelastete Täufergemeinde, die sog. Schweizer Brüder, heraus. Der wachsende Zuspruch der Gläubigen, der Konflikt Grebels – der seinen im Herbst 1524 geborenen Sohn nicht taufen ließ – mit dem Stadtrat, das Schweigegebot für Grebel und Mantz und endlich die im Verbot des Rates von Zürich, die Tauffrage weiter zu erörtern, gipfelnde Unmöglichkeit, in einer der essenziellen Angelegenheiten zu einem Konsens zu gelangen, veranlassten die eifrigen Führer zu einer folgenschweren Rubikonüberschreitung. Auf dem geheimen Treffen am 21. Januar 1525 in Zürich taufte Grebel den ehemaligen Priester Jörg vom Hause Jakob, genannt Blaurock, der anschließend die Taufe an weitere willige Brüder spendete. Im Bericht BRAITMICHELs schlägt sich das Bewusstsein der enormen Tragweite des Augenblicks nieder.

Und sie ergaben sich so miteinander in hoher Furcht Gottes dem Namen des Herrn. Einer bestätigte den andern zum Dienst am Evangelium, und sie fingen an, den Glauben zu lehren und zu halten. Damit brach die Absonderung von der Welt und von ihren bösen Werken an (BRAITMICHEL 1962: 7).

Aus Angst vor Verfolgungen zogen sich die Im-Glauben-Getauften in das ca. 6 km entfernte Bauerndorf Zollikon zurück. Dort feierten sie als erste das evangelische Abendmahl nach apostolischem Vorbild – als Gedächtnis- und Liebesmahl.

„Die Zürcher T[äuf]er]gemeinde wurde der Ausgangspunkt für die gesamte T[äuf]er]bewegung. [...] Ende 1525 gab es Täufer in der ganzen deutschsprachigen Schweiz, in Waldshut (Hubmaier) und Straßburg (Reublin)“ (FAST 1957 ff: 602). Eine ungewöhnlich schnelle Verbreitung des Täuferiums, die „mehr in religiös-sittlichen als in dogmatischen Faktoren zu suchen“ (BAUMAN 1968: 6) ist, erfolgte nun in Baden, Württemberg und in der Pfalz. Hans Hut missionierte in Franken, Oberösterreich und Mähren, seine Schüler in Tirol, Melchior Rink in Hessen. Balthasar Hubmaier betrieb ab 1526 mit großem Erfolg Mission in Böhmen, wohin sich einige Jahre später auch Jakob Huter, Führer und Organisator des Tiroler Täuferiums, begab. Er suchte „für seine Anhänger 1529 Zuflucht in Mähren, wo in Austerlitz bereits eine auf urchristlich-kommunistischer Grundlage gebildete Täufergemeinde bestand“ („Huter, Jakob“. In: GALLING, K. [Hg.] 1957 ff, Bd. 3: 495). Melchior Hofmann betrieb Mission in Norddeutschland und in den Niederlanden. Seine Schüler (u.a. Jan Folkertsz Trypmaker) verkehrten die religiöse Botschaft der Brüder und trugen dadurch zur blutigen Katastrophe des Täuferreiches von Münster (1534–1535) bei. Die Religiosität der Täufer in Norddeutschland in die

ursprünglichen friedlichen Bahnen zu lenken, gelang erst später und nicht ohne Mühe Menno Simons und Dirk Philips. In dieser Phase wurden Augsburg, Straßburg und Nikolsburg in Mähren Hauptzentren des Täuferturns (JEDIN [Hg.] 1999, Bd. 4: 187).

Eine in vielerlei Hinsicht besondere Stellung unter den Täufergruppierungen nehmen die Wiedertäufer von Münster, ein Abzweig der Melchioriten, ein. Ihre blutige, von vielfältigen Exzessen (Einführung der Polygamie, Pläne eines Massenmords an den Gegnern der Täufer, Ausrufung des 26-jährigen niederländischen Schneiders Jan Beuckelszoons zum König der Welt u.a.) nicht freie Schreckensherrschaft hat dem Ruf der Täufer nachhaltig geschadet. Die Täufer selbst gingen indessen nicht nur auf Distanz zu militanten Melchioriten, sondern „opponierten [auch] gegen das revolutionäre Täuferturn von Münster“ (ebd., Bd. 4: 192).

In der Schrift »Eine wehmütige und christliche Entschuldigung und Verantwortung« (1552) verwahrt Menno [Simons] sich scharf dagegen, mit den münsterischen Auführern gleichgestellt zu werden. Er und seine Brüder seien gegen Aufruhr und forderten keine Gütergemeinschaft. Die Beschuldigung der Vielweiberei sei eine üble Verleumdung. Man dürfe sie auch nicht Wiedertäufer oder gar Seelenmörder nennen, weil sie die Kindertaufe als nicht rechte christliche Taufe ablehnten, auch seien sie keine Sakramentschänder, wenn sie nicht glaubten, daß Brot und Wein der Substanz nach Fleisch und Blut sei. Seine Bedeutung liegt darin, die stillen Täufer Hollands und Norddeutschlands gesammelt und durch sein Wirken und seine Schriften die Umwelt allmählich dazu gebracht zu haben, zwischen Taufgesinnten und Wiedertäufern münsterischer Prägung zu unterscheiden (ebd., Bd. 4: 194).

Auch heute ist sich die Wissenschaft darüber einig, dass „das Reich von Münster nichts mehr gemein [...] mit den Anfängen in Zürich“ (FAST 1957 ff: 602) hatte.

Mit dem Bestreben, das Reich Gottes in dieser Welt sichtbar aufzurichten und Welt und Gesellschaft mit Gewalt seiner Herrschaft zu unterwerfen, sind die Wiedertäufer in Münster den Schwärmern und nicht den Täufern zuzuzählen. Denn für diese ist Ablehnung der Gewalt und Absonderung in Brudergemeinden kennzeichnend (JEDIN [Hg.] 1999, Bd. 4: 192).

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts konsolidierten sich somit drei große Täufer-Gruppen. Im oberdeutschen Bereich wirkten die Schweizer Brüder und die Mährischen Brüder, gen. Hutterer. Die dritte Gruppe machten in Norddeutschland und in den Niederlanden die Mennoniten aus. In den 1560er Jahren kamen noch die antitrinitarischen polnischen Brüder (pol. bracia polscy, arianie), ab dem 17. Jahrhundert als Sozinianer bezeichnet, hinzu. 1693 verursachte Jakob Ammann, Schweitzer Mennonitenältester, eine Spaltung der Berner Gemeinde. Er forderte eine noch strengere Kirchenbannpraxis, die u.a. in der Meidung der Gebannten in Ehe und Tischgemeinschaft zum Ausdruck kommen sollte, und vertrat eine unnachgiebige Position in der Frage, wer erlöst werden solle. „So sind die »Amischen« bis heute eine gesonderte, sehr konservative Gruppe unter den

Mennoniten, die sich am zahlreichsten [ca. 250 000 Gläubige] und reinsten in den USA erhalten hat“ („Ammann, Jakob“. In: GALLING, K. [Hg.] 1957 ff, Bd. 3: 325). Weltweit gibt es zurzeit über 2 Millionen Mennoniten, die größten Gruppen in Afrika (v. a. die Demokratische Republik Kongo, Äthiopien, Tansania, Kenia, Simbabwe), Nordamerika und Asien (v. a. Indien und Indonesien). In Europa leben nur noch etwa 4% der Täufer, davon über 30 000 in Deutschland, 11 000 in den Niederlanden und ca. 2 500 im Ursprungsland der Schweiz.

Wegen der Radikalität des religiösen Programms, ferner wegen gewisser theologischer Konvergenzen und der Betonung der lebenspraktischen Dimension des Glaubens hatte man oft Kaspar von Schwenckfeld mit dessen Anhängern<sup>58</sup> und Sebastian Franck fälschlicherweise unter die Täufer gezählt und gleichermaßen behandelt, sprich verfolgt. Obwohl die beiden radikalen Reformatoren relativ gute Beziehungen zu den Taufgenossen unterhielten, und sich gegen deren Verfolgung äußerten bzw., wie Schwenckfeld im Liegnitzer Herzogtum, solche sogar verhindert hatten (WOLLGAST 2005: 123), setzten sie sich wiederholt kritisch mit deren Ansichten auseinander (vgl. ebd.: 129). Eine der bekanntesten diesbezüglicher Stellungnahmen ist Francks Lied *Von vier zwieträchtigen Kirchen, deren jede die die andre hasset und verdammet* (ca. 1531)

Ich will und mag nicht *päpstlich* sein:/ Der Glaub ist klein/ bei Mönchen und bei Pfaffen.  
[...]/ Ich will und mag nicht *luthrisch* sein:/ Ist Trug und Schein/ sein Freiheit, die er lehret. [...]/ Ich will und mag nicht *zwinglisch* sein:/ Sind auch nicht rein./ Ihr Glaub läßt sich nicht b'schirmen. [...]/ Kein *Wiedertäufer* will ich sein:/ Ihr Grund ist klein,/ steht auf dem Wassertaufen. [...]/ Ein *jede Sekt* sich Christi rühmt,/ sich mit verblümt,/ doch nicht auf rechter Straßen. [...]/ Wer nun in Gottes Reich will gohn,/ der flieh davon!/ Nach Christo soll er trachten (FRANCK 1962: 246-248).

Trotzdem wurden beide — sowohl Schwenckfeld (schon 1525 von Luther als der „dritte [neben Zwingli und Karlstadt] Kopf der verderblichen sakramentiererischen Sekte“ diffamiert) als auch Franck spätestens seit ihrer Verdammung auf dem lutherischen Theologenkonvent in Schmalkalden 1540 „den Täufern gleichgestellt“ (MARON 1957 ff: 1621) und kriminalisiert.

## 2. Die Verfolgung der Täufer

Die Forschung ist sich heute sowohl über die besondere Härte als auch das einzigartige Ausmaß der Verfolgungen der Täufer einig. Schon der sichtlich von der Gruppierung beeindruckte Max WEBER bemerkte, dass sie „[w]ie keine andere [...] unter der erbarmungslosen Verfolgung von seiten *aller* Kirchen gelitten“ (WEBER 1986: 151) habe. Generell geht man gegenwärtig aus von „der beispiellos brutalen Verfolgung, die ihnen sowohl von Evangelischen [...] als auch von Katholiken zuteil ward, und die dann nach dem Augsburger Religionsfrieden (1555) von beiden

<sup>58</sup> Die Schwenckfelder erkannten u.a. die Säuglingstaufe an.

gemeinsam [...] betrieben wurde“ („Täuferbewegungen“. In: DENZLER/ ANDRESEN [Hg.] 1997: 576). Diese traurige Sonderstellung, die die Taufgenossen zu „gehetzten Häretikern“ (BRAINTON R., zit. n. ebd.) werden ließ, kommt auch im Übereifer der Verfolger zum Ausdruck, die ihre Hetze paradoxerweise schon vor der eigentlichen Konstituierung der ersten Gemeinschaft in Zürich begannen. Bereits „am 17. Januar 1525 verfügte der Rat Ausweisung aus Stadt und Landschaft über jeden, der nicht im Laufe von 8 Tagen sein Kind taufen ließ“ (JEDIN [Hg.] 1999, Bd. 4: 185). Der Erlass enthielt auch das erwähnte Redeverbot für Grebel und Mantz sowie den Verbannungsbefehl für deren vier Sympathisanten. Gleich nach den ersten Wiedertaufen von 1525 (MOELLER 1957 ff: 730) wurde die Kriminalisierung der Täufer vorangetrieben. Der Rat von Zürich ordnete das gewalttätige Auseinandertreiben der ersten Gemeinde und die Folter deren Mitglieder an. Am 7. März 1526 ordnete der Rat den Tod durch Ertränken für jeden an, der die Wiedertaufe vollzieht: „wer immer hinfert einen Anderen tauft, wird von unseren Herren festgenommen und [...] ohne jede Gnade ertränkt. Damit weiß ein jeder, wie er dies vermeiden kann, so dass niemand Ursache für seinen eigenen Tod gibt“ (Heilung der Erinnerungen 2010: 33). Dieses sog. erste Zürcher Mandat gegen die Täufer wurde Ende desselben Jahres erweitert (Maßnahmen gegen die täuferische Predigt) und verschärft. Im Sommer 1527 schlossen die Städte Zürich, Bern und St. Gallen zusätzlich den *Abschied wegen der Wiedergetauften*, hinter dem der Wille stand, „solchen Irrthum des Wiedertaufs abzustellen“ (FRANZ [Hg.] 1824: 89). Von den Dimensionen der Verfolgungen zeugt die Tatsache, dass trotz des anhaltenden Zulaufs, den der neue Glaube im Kanton Zürich genoss, „die [dortige] Täuferbewegung bis ca. 1530 fast ganz zum Erliegen“ (JEDIN [Hg.] 1999, Bd. 4: 186) kam.

„Besondere Mandate galten den Täufern“ im vom Erzherzog Ferdinand I. regierten Österreich.

Unter Obrigkeiten und Ständen war die Bereitschaft zur Verfolgung der Täufer weit größer als der Wille zur Bekämpfung des Luthertums. Ferdinand wiederum verfolgte die Täufer deshalb so konsequent, weil sie ihre Überzeugung nicht aufgaben und ihre Mobilität bekannt war (KÖHLER 2003: 191).

Im Oktober und November 1527 kam es im Bistum Salzburg zu den ersten Hinrichtungen, in denen die in ihren Häusern eingeschlossenen Täufer mit dem gesamten Gut verbrannt wurden. Der einen „regelrechten Vernichtungsfeldzug“ (Gustav REINGRABNER) gegen die Täufer führende Ferdinand erließ im Dezember 1527 ein offizielles Mandat gegen sie, das er in den folgenden Jahren noch verschärfte. Als König von Böhmen (ab 1526) erließ Ferdinand am 1. August 1528 das Edikt gegen die Sakramentsverächter, mit denen vornehmlich die Schwencfeldianer gemeint waren (WOLLGAST 2005: 122). Die Praxis, als das Verbrechen der Gotteslästerung gedeutet, sollte mit dem Tod bestraft werden. Interessanterweise findet man in Luthers Schriften (*Der 82. psalm ausgelegt*, Wittenberg, 1530) denselben Argumentationsgang (Heilung der Erinnerungen 2010: 110).

Eine neue Dimension nahmen die Verfolgungen mit dem Transfer des gegen die Täufer gerichteten Rechts auf die Reichsebene ein. Neue, noch brutalere Maßnahmen schienen in den Augen der Obrigkeiten wegen der starken Ausbreitung der verpönten Lehre dringend erforderlich zu sein. Eine schnelle Initiative Kaiser Karls V., der schon am 4. Januar 1528 ein Mandat gegen die Taufgesinnten, das auf die Dauer ihre Stigmatisierung als Abtrünnige besiegelte, erließ, stellt gleichzeitig ein beredtes Zeugnis für die Erfolge deren Missionstätigkeit dar. Der Herrscher erinnerte darin, dass sowohl das geistliche als auch weltliche Recht das Wiedertaufen verbot und es mit dem Tod bestrafte. Der Erlass brachte das alte, rechtspraktisch immer noch gültige „Reichsrecht des Kaisers Justinian (527–565), [...], [das] für ein solches Vergehen den kurzen Prozeß, d.h. die Feststellung der vollzogenen Wiedertaufe“ (FAST 1996: 682) forderte, ins Spiel. Das Mandat wurde sofort umgesetzt. Am 17. Januar 1528 erneuerte Kursachsen „das Predigt- und Versammlungsverbot und untersagte zudem den Besitz täuferischer Schriften unter Androhung der Gefängnisstrafe für Täter und Mitwisser“ (KUROPKA 2002: 116). Noch in demselben Monat wurden im bischöflichen Bamberg fünf Täufer – unter Berufung auf das kaiserliche Recht – hingerichtet.

Eine noch größere Rezeption und daher schwerer wiegende Folgen hatte für die Brüder der Reichstagsabschied von Speyer (1529). Auf Antrag des beratenden Großen Ausschusses wurde die früher in der Tagesordnung des Reichstags (15. März – 22. April) nicht vorgesehene *Constitution oder Mandat wider die Wiedertäufer* Karls V. vom 23. April 1529 den Schlussakten beigelegt. Mit einhelliger Zustimmung sowohl der katholischen als auch evangelischen Stände verschärfte es noch weitgehend die ohnehin harten Bestimmungen des früheren kaiserlichen Erlasses. Die „Wiedertäufer und Wiedergetauften, Männer und Frauen verständigen Alters, sollen vom natürlichen Leben zum Tod mit dem Feuer, Schwert oder dergleichen ... ohne vorausgehende Inquisition der geistlichen Richter gebracht werden“ (zit. n. JEDIN [Hg.] 1999, Bd. 4: 253). Zur Abstempelung als Täufer reichte jetzt das Unterlassen der Säuglingstaufe aus. Von der Anklage konnte man sich zwar mitunter durch den Widerruf retten, gleichwohl stand das Widerrufsrecht den Täuferführern nicht zu. Gegen die Taufgesinnten war von nun an, selbst auf der Flucht in andere Gebiete, mit aller Härte vorzugehen, wobei den zuständigen Beamten unter Androhung der Ungnade des Kaisers anbefohlen wurde, dem Mandat gewissenhaft Folge zu leisten. Es ist schon paradox, dass gerade der Reichstag von Speyer, der durch die Protestationsschrift der evangelischen Fürsten vom 20. April als die Geburtsstunde der protestantischen Konfession gilt, und u.a. dadurch als ein Meilenstein auf dem Weg zur Gewissensfreiheit gewertet wird, gleichzeitig die Totenglocken auf diese einläutet, indem er einen Raum schafft, in welchem sich die neue Kirche mit der alten und der weltlichen Macht arrangiert, um — durch den Aufruf zum rücksichtslosen Kampf gegen die freikirchlichen, ihrem Wesen nach pazifistischen Gemeinden – im Namen des gemeinsamen Interesses die eingeforderten Werte zu Grabe zu tragen.

In dem Protest wird das Dilemma, in dem die Religionsfrage steckte, deutlich. Man fordert Toleranz, ist aber nicht bereit, sie zu gewähren; man wehrt sich gegen Mehrheitsbeschlüsse in Gewissensfragen [...], scheint aber die Autorität eines allgemeinen Konzils anzuerkennen (ebd., Bd. 4: 253).

Die Härte des Speyer Mandats wurde im Reichstagsabschied von Augsburg 1530 beibehalten. Die nach der Anerkennung strebende, sich gerade formierende evangelische Konfession suchte ihre Identität zwischen der alten Kirche und den aufkommenden radikalen, sprich: weder zu theologischen noch lebenspraktischen Kompromissen bereiten, reformierten Gruppierungen, unter denen die Täufer wohl den größten Zuspruch verzeichneten, zu etablieren. So finden sich in der am 25. Juni vor Kaiser Karl V. und den auf dem Augsburger Reichstag versammelten Kurfürsten verlesenen *Confessio Augustana* Reminiszenzen dieser Bemühungen. In zwei direkt und einigen indirekt sich auf die Taufgenossen referentiell beziehenden Artikel werden die Täufer und einige Punkte deren Lehre verworfen. Zwei direkte Verwerfungen betreffen Bedeutung der lebenspraktischen Umsetzungen der Evangelien (Art. V) und die Infragestellung der ewigen Dauer der Verdammnis (Art. XVII).

Artikel V. vn werdend verdampt die Widerteuffer vn andere/ so lerend dz wir one das lieplich wort des Euangelij des heiligen geists durch eygene bereytung/ gedancken vnd werck erlangen<sup>59</sup> [Und es werden verdammt die Wiedertäufer und andere, die lehren, daß wir ohne das leibliche Wort des Evangeliums den heiligen Geist durch eigene Bereitung, Gedanken und Werke erlangen.]

Artikel XVII. Deshalb werdend die Widertönffer verworffen/ so lerend das die teuffel vnnd verdampte menschen nit ewig peyn vn qual haben werdend. [Deshalb werden die Wiedertäufer verworfen, die lehren, daß die Teufel und verdampte Menschen nicht ewige Pein noch Qual haben werden.]

In den indirekten wird die Stellung der Täufer zur Obrigkeit (Art. XXVII) angeprangert und sie selbst als (die ketzerischen) Novatianer (Art. XII) eingestuft.

Artikel XXVII: Etlich meinend rach gezime den Christen gar nit auch nit der Oberkeit. [Etliche meinen, Rache gezieme den Christen gar nicht, auch nicht der Obrigkeit.]

Artikel XII: „Hie werde verworffen die so lere/ das die yenige/ so einest sind from worden/ nicht wider fallen mogen. Dargegen auch werden verdampt die Nouiciani/ welche die absolution/ denen so nachdem tauff gesundet haten/ wegerten.“ [Hier werden verworfen die, die lehren, daß diejenigen, die einst fromm geworden sind, nicht wieder fallen mögen. Auch werden die Novatianer verdammt, welche die Absolution denen, die nach der Taufe gesündigt hatten, verweigerten.]

---

<sup>59</sup> Die CA im Originalwortlaut (o.S.) nach: Anzeigung vnd bekant=||nus des Glaubens vnnd der lere/ so die || adpellirenden Stende Key. Maie=||stet auff yetzigen Tag zu Augspurg oeberantwurt habend (1530), Erfurt. Nhd. Übertragungen nach: Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche (BSLK) (1930), Göttingen.

Die Gründe der Verdammung der Brüder im *Augsburgischen Bekenntnis* lassen berechnete Zweifel an der Zuverlässigkeit des Wissens der Wittenberger Reformatoren über die Glaubensgrundsätze der Täufer aufkommen (Heilung der Erinnerungen 2010: 63).

Die Schweizer Reformatoren, Zwingli und Bucer, nahmen radikale, bis zum Äußersten reichende Positionen gegen die Taufgesinnten ein. Durch das Aufhetzen zur möglichst schnellen Gewaltlösung des „Täuferproblems“ gehörten sie zu den frühesten Urhebern und Befürwortern deren Verfolgung. Den ablehnenden Standpunkt Zwinglis, als — paradoxerweise — geistigen Vaters des Täufertums, umschreiben dessen Worte über die Brüder: „Von uns gingen sie aus, aber die Unsern waren sie nicht“ (zit. n. KÖHLER 1925: 63). „Seit 1524/25 stand Zwingli in lebhafter Auseinandersetzung mit dem Täufertum, das er mit Unterstützung der aristokrat[ischen] Führungsschicht der Stadt hartnäckig bekämpfte“ (GRONAUER 2007: 17). In der Schrift *Von der Taufe, von der Wiedertaufe und von der Kindertaufe* (1525) äußert er seine theologischen Meinungen hinsichtlich der Taufe, die er im Gegensatz zu Luther nicht als Gnadenmittel ansieht. Anders als die Täufer geht er vom symbolischen Wert der Kindertaufe aus, den er auf den Bundesgedanken aufbaut. Zwingli beschränkte sich aber nicht auf theologische Auseinandersetzungen und schriftliche Stellungnahmen, sondern griff in das Geschehen politisch ein, indem er

die Obrigkeit [veranlasste], diejenigen, die Gott recht ergeben waren und die in rechter Erkenntnis den Bund eines guten Gewissens mit Gott aufgerichtet hatten, kraft kaiserlicher Rechte als Wiedertäufer zu enthaupten./ Zuletzt brachte er es auch dazu, daß man auf einmal mehr als zwanzig Männer, Witwen, schwangere Frauen und Jungfrauen elendiglich in finstere Türme warf, daß sie fortan ihr Leben lang weder Sonne noch Mond sehen und ihr Ende mit Wasser und Brot beschließen sollten, und daß sie so verurteilt waren, in den finsternen Türmen beieinander zu bleiben, zu sterben, zu verrotten und zu verfaulen, Tote und Lebendige zusammen, bis keiner von ihnen mehr übrig sei. Manche von ihnen nahmen dabei in drei Tagen keinen Mund voll Brot zu sich, damit nur die andern zu essen hätten (BRAITMICHEL 1962: 8-9).

Zwingli stellte unter den Reformierten keine Ausnahme dar. Auch die in vielen theologischen Fragen den Taufgesinnten nahe stehenden (GRONAUER 2007: 35) Martin Bucer und Heinrich Bullinger unterstützten die Todesstrafe für die Täufer.

Die Schweizer Reformatoren fanden unter den sonst mit ihnen verfeindeten evangelisch-lutherischen Theologen Verbündete im Kampf um die Vernichtung der Brüder. So rief Luther, „das geistlose, sanftlebende Fleisch zu Wittenberg“ (Thomas Müntzer), zur härtesten Vorgehensweise gegen die Brüder auf. Ohne die eigentlichen Täufer gekannt zu haben (vgl. SEEBAB 1997: 275), ging er „bis zur Forderung der Todesstrafe“ (FAST 1957 ff: 602; NEUHAUS 1983: 12) und beharrte ab 1530 konsequent auf dieser Form der Lösung des „Problems“. Melanchthon teilte nicht nur die Einstellung Luthers, was angesichts seiner Autorschaft der *Confessio Augustiana* einleuchtet, sondern wusste es auch immer wieder, das rücksichtsloseste



Vorgehen gegen die Brüder in Schrift und Tat umzusetzen. So unterstützte er z.B. 1530 die Hinrichtung von sechs Taufgesinnten in Thüringen. Als sich der Gothaer Pfarrer Friedrich Myconius an ihn mit seinen diesbezüglichen Bedenken wandte, suchte er dessen berechtigte Zweifel zu zerstreuen und plädierte für die Gewaltmaßnahmen (KUROPKA 2002: 116). Nach demselben Prinzip sprach er sich als Beteiligter am in Jena im Winter 1535–1536 gegen drei Thüringer Täufer geführten Prozess für deren Enthauptung aus (SCHMIDT 2012: 353). Die gleiche Haltung vertrat er unbeirrt auch in seinen Gutachten von 1531 und 1536 (BORNKAMM 1957 ff: 492; SCHMIDT 2012: 353-354).

Die hier skizzierte Situation zeigt,

in welchem Maß lutherische Theologen (einschließlich Martin Luther und Philipp Melanchthon), wenn auch nicht alle, und ihre Fürsten (einschließlich des Herrschers von Kursachsen) bereit waren, Verfolgung, physische Folter und sogar die Todesstrafe zu rechtfertigen für Täufer, die Positionen vertraten, die von denen, die im Augsburger Bekenntnis bezeugt sind, abwichen<sup>60</sup>.

Aus den angeführten Beispielen wird ersichtlich, dass das kaiserliche Mandat vom 4. Januar 1528 und die Reichstagsabschiede von Speyer 1529 und Augsburg 1530, die die Täufer unter Ketzerrecht stellten (JEDIN [Hg.] 1999, Bd. 4: 188), deren großflächige Bekämpfung erst richtig ermöglichten. Zum anderen ergab sich die große Wirksamkeit der ergriffenen Rechtsmaßnahmen aus ihrer Institutionalisierung im Rahmen einer engen Kooperation zwischen den weltlichen und kirchlichen Obrigkeiten.

### 3. Gründe und Ausmaße der Verfolgungen

Die oben angeführten negativen Tatsachen aus dem evangelischen und Lager sind trotzdem eher als Ausnahmen anzusehen und dürfen nicht über die noch schlimmeren Zustände in katholischen Territorien, wo man mit den Täufern generell kurzen Prozess machte (FAST 1996: 685), hinwegtäuschen. Die schlechte Quellenlage erschwert endgültige Schlussfolgerungen, zumal divergierende Meinungen der Forscher sich nicht selten mit deren konfessioneller Zugehörigkeit decken. So belegen z.B. die von Claus-Peter Clasen für die Schweiz und Süddeutschland durchgeführten Erhebungen, dass 84% der Hinrichtungen von

---

<sup>60</sup> „Melanchthon ist [somit] nicht von dem Vorwurf zu befreien, sein ureigenstes Ideal der *ἐπιεχεια* aufzugeben und Gewalt statt Gespräch gefordert zu haben“ (KUROPKA 2002: 116). Vgl. „Aber diese Darstellung unserer gemeinsamen Geschichte hat gezeigt, in welchem Maß lutherische Theologen (einschließlich Martin Luther und Philipp Melanchthon), wenn auch nicht alle, und ihre Fürsten (einschließlich des Herrschers von Kursachsen) bereit waren, Verfolgung, physische Folter und sogar die Todesstrafe zu rechtfertigen für Täufer, die Positionen vertraten, die von denen, die im Augsburger Bekenntnis bezeugt sind, abwichen“ (Heilung der Erinnerungen 2010: 114).

katholischen Herrschern ausgeführt wurde, während die protestantischen Mächte generell dazu neigen sollten, die Abweichler „auf mildere Weise“ zu bestrafen (Heilung der Erinnerungen 2010: 29). Demgegenüber stellt der katholische Kirchenhistoriker Erwin Iserloh heraus, dass die „unter der Anklage der Ketzerei und des Aufruhrs [Stehenden] von katholischen und vielfach noch unnachsichtiger von protestantischen Obrigkeiten verfolgt und mit dem Tode bestraft oder ausgewiesen“ (JEDIN [Hg.] 1999, Bd. 4: 188) worden seien. Fest steht, dass im Bereich der Täuferverfolgungen auf beiden Seiten Tendenzen im Spiel waren, die auf die Ausrottung der Brüder hinausliefen. „Aus den ersten fünfzehn Jahren bis 1539 sind im oberd[utschen] Bereich 780 Märtyrer bekannt — und wir kennen sicher nicht alle“ (FAST 1996: 685). Trotz der Zerstörung eines Großteils der Quellen (Heilung der Erinnerungen 2010: 29) konnte Clasen für das Gebiet Schweiz-Süddeutschland 845 Exekutionen bestätigen. „Im Lande ob der Enns wurden auf den [sic] Höhepunkt der Täuferverfolgung 1527/29 etwa 150 Personen — Männer und Frauen — hingerichtet“ (KÖHLER 2003: 192), wobei man in Österreich unter Ferdinand I. um 1530 mit insgesamt ca. 600 getöteten Täufern rechnet (REINGRABNER 1981: 30–31). Hinzu kommt die Periode des ferdinandeischen Regiments in Württemberg zurzeit der Verbannung von Herzog Ulrich, „als die Reiter der Schwäbischen Bundes unter dem berühmten Aichelin Jagd auf die Täufer“ (SEEBAB 1997: 320) machten. Allein für die Jahre 1527–1534 sind dort 67 Täuferhinrichtungen bezeugt; die Forschung glaubt jedoch die Zahl leicht auf hundert erhöhen zu können. Für die Niederlande reichen die Schätzungen von 1000 bis 1500 Hinrichtungen (Heilung der Erinnerungen 2010: 29). Für Elsass nimmt man im 16. Jahrhundert über 600, für die Kurpfalz über 300 exekutierte Taufgesinnte. „Tatsächlich waren die Theologen und Fürsten Europas durch die täuferischen Lehren so beunruhigt, dass zwischen 2000 und 3000 Täufer im Verlauf des 16. Jahrhunderts getötet wurden; zudem wurden Tausende ins Gefängnis gesteckt, gefoltert oder ins Exil getrieben“ (ebd.: 28).

Vom Maßstab der Vernichtung zeugt, dass fast alle Täuferführer der ersten Generation den Verfolgungen zu Opfer fielen. Mit dem 27-jährigen Felix Mantz, der bereits am 5. Januar 1527 in der Limmat ertränkt wurde, hatten die Brüder ihren ersten Märtyrer. Viele der Teilnehmer der als Höhe- und Wendepunkt des frühen Täufertums gewerteten sog. Augsburger Märtyrersynode (20.–24. August 1527) erlitten den Märtyrertod. So wurde Michael Sattler am 21. Mai 1527 in Rottenburg am Neckar auf bestialische Weise gemartert, mit glühenden Zangen zerfleischt und anschließend verbrannt. Seine Frau Margaretha hat man drei Tage später ertränkt. Am 6. Dezember 1527 starb im Augsburger Gefängnis Hans Hut; seine Leiche wurde später auf dem Richtplatz verbrannt und die Asche in Wertach zerstreut. Am 27. Oktober 1527 wurde das Haus, in dem man in Salzburg Eukarius Binder mit fast vierzig anderen Täufern gefangen hielt, auf Grund eines gerichtlichen Urteils in Brand gesetzt. Alle Insassen verbrannten bei lebendigem Leibe. Im Januar 1528 wurde Leonhard Dorfbrunner verhaftet, gefoltert und verbrannt. Am 14. Januar 1528 wurde in Rattenberg nach einigen peinlichen Verhören Leonhard Schiemer enthauptet, am 28. April 1528 — in Augsburg Hans Leupold enthauptet, 1528 —

Johannes Brötli verbrannt. Am 10. Mai 1528 haben die Herzoglichen in Wien Balthasar Hubmaier verbrannt und seine Frau, Elsbeth Hüg(e)line, drei Tage später mit einem Stein um den Hals in der Donau ertränkt. Hänslin Mittermeier wurde 1529 in Linz enthauptet oder verbrannt. Am 6. September 1529 wurde in Klausen der von den Innsbrucker Behörden gefangen genommene Jörg Blaurock verbrannt. Am 30. März 1530 fand in Stuttgart die Hinrichtung Augustin Baders statt. Bevor er enthauptet und anschließend seine Leiche verbrannt wurde, hatte ihm der Henker eine glühende Krone auf den Kopf gedrückt. Am 25. Februar 1536 hat man in Innsbruck Jakob Hutter verbrannt. Seine Frau konnte vorerst den Verfolgungen entkommen. 1538 gefasst, wurde sie auf der Burg Schöneck hingerichtet.

Die Liste, die beinahe beliebig lange fortgesetzt werden könnte, lässt die Frage nach den Gründen der Ausnahmestellung der Täufer im religiösen und politischen Gefüge Europas in der frühen Neuzeit aufkommen. Das oben erwähnte zweckgerichtete Arrangement zwischen politischen und religiösen Obrigkeiten wurde möglich, weil die ersteren die Lehren der Brüder als aufrührerisch (gefährlich für die staatliche Autorität), die anderen als häretisch (gefährlich für die orthodoxe christliche Lehre) interpretiert haben. So nimmt es nicht wunder, dass sich die besondere „Schuld“ der Täufer aus der doppelten Stigmatisierung als Ordnungsstörer/Aufrührer und Ketzer ergab. Das kaiserliche Mandat vom 4. Januar 1528, um den ersten Aspekt zu veranschaulichen, besagt, dass „die Täufer Aufrührer seien, weil sie die Abschaffung bürgerlicher Ordnungen intendieren“ (KUROPKA 2002: 115) würden. Andererseits lautete die Anklage gegen Jörg Blaurock „auf Verlassen des Priesterstandes, auf Ablehnung der Kindertaufe, der Messe, der Beichte und des Gebetes zu Maria“ (JEDIN [Hg.] 1999, Bd. 4: 186).

Schon der sog. *linke Flügel der Reformation* war ein Protest gegen die reformatorische Ekklesiologie sowie das darin begründete kirchl[iche] Handeln und zugleich Ausdruck des Bestrebens, die christl. Vollkommenheit im Gegensatz zu den Großkirchen, deren institutionellem Gefüge und deren Kompromißbereitschaft gegenüber der ›Welt‹ zu verwirklichen. Die Versuche, das dialektische Spannungsgefüge im Kirchenbegriff aufzulösen, weisen zwei konträre Alternativmodelle auf: Die *Täufer* wollten das von der Welt »abgesonderte Volk«, die Gemeinde der Heiligen, sichtbar aufrichten und durch biblizistisch begründete Erneuerung urchristl[icher] Formen (Erwachsenentaufe, strenge Gemeindegerechtigkeit, Eidesverweigerung und Pazifismus) darstellen. Daher vertraten sie programmatisch die »Absonderung« von allen widergöttlichen »Greueln«, zu denen auch »alle päpstlichen und widerpäpstlichen [reformatorischen] Werke und Gottesdienste, Versammlungen, Kirchenbesuche« gezählt wurden (Schleithimer Artikel, 1527) (SCHNEIDER 1996: 213).

Im Urteil der Zeitgenossen galten die Täufer „als Feinde der christlichen Religion und im selben Maße als Feinde des Staates“ (BAUMAN 1968: 13). So lassen sich die

Grundlagen der Anfeindungen gegen sie im Großen und Ganzen auf vier zentrale Aspekte bringen<sup>61</sup>:

1. Die Kompromisslosigkeit in der Durchsetzung des reformatorischen Gedankengutes machte die sich mit der weltlichen Macht, aber auch der alten Kirche, arrangierenden (z.B. Luther mit den Fürsten, Zwingli mit der Stadtaristokratie) und insofern zu Konzessionen bereiten Reformatoren wütend.
2. Die Rigorosität und Konsequenz in der Befolgung der sich aus dem Neuen Testament ergebenden Gebote zusammen mit der moralischen Strenge (aufgebaut auf dem Bann als dem bedeutenden Ordnungselement des Gemeindelebens) unterschieden die Taufgesinnten von allerlei Gewohnheitschristen und sorgten für einen regen Zuspruch unter den nach dem tiefen Glauben dürstenden Menschen.
3. Die Ablehnung der institutionellen Gestalt der Kirche („Mauerkirchen“) und der rituellen Formen der Religion (Messe, Sakramente) bei gleichzeitiger Verabscheuung der Mesalliance zwischen Staat und Kirche (Kampf für die Trennung von Staat und Kirche, Dominanz des Laienelements in der Kirche, eindeutige volks- und freikirchliche Tendenz) ließen die Brüder in den Augen der Obrigkeiten als Ruhestörer und anarchistische Umstürzler schlechthin erscheinen.
4. Ein Auf-Distanz-gehen zum weltlichen Regiment, das einerseits in der Ablehnung der Übernahme von obrigkeitlichen Aufgaben (Kriegsdienst- und Eidesverweigerung, Desinteresse an den Verwaltungsämtern, Renitenz in der Erfüllung der weltlichen Pflichten), andererseits in der Zurückweisung bestimmter gesellschaftlicher Denk- und Handlungsweisen (Verurteilung der Todesstrafe, konsequenter Pazifismus auf Grund der Erkenntnis des „absoluten Widerspruch[s] zwischen Kreuz und Schwert“ [Clarence

---

<sup>61</sup> Vgl. den Augenzeugenbericht Klaus von Gravenecks über den Prozess gegen Michael Sattler, in dem u.a. ein teilweise generell für die Verfahren gegen die Täufer typischer Katalog von Anklagepunkten überliefert ist: „Zum ersten, daß er und seine Anhänger wider kaiserliches Mandat gehandelt haben./ Zum zweiten hat er gelehrt, gehalten und geglaubt, daß Leib und Blut Christi nicht im Sakrament seien./ Zum dritten hat er gelehrt und geglaubt, daß die Kindertaufe zur Seligkeit nicht förderlich sei./ Zum vierten: Sie haben das Sakrament der Ölung verworfen./ Zum fünften: Die Mutter Gottes und die Heiligen verachtet und geschmäht./ Zum sechsten: Er hat gesagt, man soll der Obrigkeit nicht schwören./ Zum siebten: Eine neue unerhörte Art angefangen, das Nachtmahl des Herrn zu feiern, Wein und Brot in eine Schüssel gelegt und dasselbe gegessen./ Zum achten ist er aus dem Orden ausgetreten und hat ein Eheweib genommen./ Zum neunten hat er gesagt, wenn der Türke ins Land käme, sollte man ihm keinen Widerstand leisten, und wenn Kriegen recht wäre, wollte er lieber wider die Christen ziehen als wider die Türken. Das ist ein starkes Stück: den größten Feind unseres heiligen Glaubens uns vorzuziehen.“ Graveneck, Klaus von: Artikel und Handlung, die Michael Sattler zu Rottenburg am Neckar mit seinem Blut bezeugt hat (1527), in: H. FAST [Hg.] (1962: 72).

BAUMAN]) zum Tragen kam, steigerte die für die Täufer charakteristische, gleichwohl aus der Perspektive der Machthaber höchst gefährliche, Tendenz zur Abschottung gegenüber der Gesellschaft.

Die Gewalt, denen die Taufgesinnten ausgesetzt waren, nahm verschiedene Formen an. Die Vertreibung, Geldstrafen, Rede- und Versammlungsverbote, Enteignungen (LEU/ SCHEIDEGGER 2007: 139) waren in diesem Gräuelkatlog noch recht harmlose Varianten. Ein anderes Gewicht hatten grausame Kerker-, Leibes- und Hungerstrafen, die an Bestialität grenzenden Folter und Verstümmelungen, dazu eine breite Palette von angewandten Hinrichtungsarten und die besonders perfide, gleichwohl im kirchlichen Bereich seit alters her praktizierte, Leichenschändung. Die Monstrosität der offensichtlich teilweise auf präventive Abschreckung angelegten Zusammenballung von Grausamkeit, die schon zu Beginn der Bewegung innerhalb einer kurzen Zeitspanne den Täufern wiederfahren ist, hat offensichtlich ihre Wirkung verfehlt. Zwar gelang es den Obrigkeiten durch ein schnelles Eingreifen und konsequentes Vorgehen, auf begrenzten Gebieten die Brüder beinahe vollständig auszurotten, allerdings beweist eine zur selben Zeit manchmal regional in die tausende gehende Zahl von gespendeten Glaubenstauen eine konstante Stärke des Zustroms von Neophyten. Und gerade auf jenes „Trotzdem“, das die Frage nach dem Glaubensbedürfnis angesichts einer pervertierten Gewalt aufwirft, kommt es hier an.

#### **4. Leidensbereitschaft der Täufer und deren Funktionalisierung**

Luthers viel zitiertes arrogantes Diktum „Die widderteuffer nur gekopfft. Denn sie sind auffrurisch und lassen nicht ab von yrem irtum“ (Luther, Tischreden, zit. n.: NEUHAUS 1983: 12) hebt bei all ihrer Kurzschlüssigkeit die außergewöhnliche und oft ehrend apostrophierte religiöse Standhaftigkeit der Brüder hervor. Die die Täufer gegenüber anderen (a)konfessionellen Gruppen auszeichnende imponierende Festigkeit im Glauben äußerte sich auch in ihrer markanten Leidensbereitschaft (JEDIN [Hg.] 1999, Bd. 4: 186).

Konrad Grebel, der selbst im Sommer 1526 der Pest erlag, hatte Mai 1525 an Vadian, den Reformator in St. Gallen, geschrieben: »Ich werde die Wahrheit bezeugen mit dem Verlust meiner Güter, ja meines Heimes, und das ist alles, was ich habe. Ich werde die Wahrheit bezeugen durch Gefängnishaft, durch Ächtung, durch den Tod.« Am 5. Januar 1527 wurde Felix Mantz durch Wassertod zum ersten Martyrer des Täufertums. Am selben Tag wies man Jörg Blaurock unter Rutenstreichen auf entblößtem Oberkörper aus der Stadt. Er predigte mit großem Erfolg in Tirol, wurde aber schon am 6. September 1527 nach grausamer Folterung verbrannt (ebd. Bd. 4: 186).

Die Leidensbereitschaft, von Anfang an in ein komplementäres Verhältnis mit der Leidensgewissheit gesetzt, stellt das eigentliche die Gruppenidentität konstituierende

integrative Moment der Gemeinschaft dar<sup>62</sup>. Wie ein blutiges Stigma ist es das sichtbare Zeichen des neuen Bundes, das Zeugnis des Auserwähltseins, eine anschauliche Metapher der Beschneidung. Gleichzeitig gilt der Komplex als eine Bewährungsprobe, ein Prüfstein, an dem die Glaubwürdigkeit der Täufer vor Gott gemessen und gewogen wird. So nimmt es nicht wunder, dass gerade dieses mentale Konstrukt das Fundament des Gründungsmythos der ersten Brüdergemeinde bildet. In der Schilderung ihrer Stiftung am 21. Januar 1525 aus der Feder Kaspar BRAITMICHELs sind schon alle konstitutiven Elemente enthalten.

Und es begab sich, daß sie beieinander waren, bis die Angst anfang und auf sie kam, ja, sie in ihren Herzen bedrängte. Da fingen sie an, ihre Knie zu beugen vor dem höchsten Gott im Himmel, und riefen ihn an als einen, der die Herzen kennt, und beteten, daß er ihnen geben möge, seinen göttlichen Willen zu tun, und daß er ihnen Barmherzigkeit erweisen möge. Denn Fleisch und Blut oder menschlicher Fürwitz haben sie gar nicht getrieben, weil sie wohl wußten, was sie darüber würden dulden und leiden müssen (BRAITMICHEL 1962: 6-7).

Die Notwendigkeit, das unvermeidliche Leid standhaft zu ertragen, ohne zurückschlagen zu wollen, wird als die Feuerprobe und blutige Taufe der gläubigen Christen bereits im Brief Konrad Grebels an Thomas Müntzer vom 5. September 1524 hingestellt. Insofern führt das Schreiben in die ursprüngliche Reflexion der späteren Taufgesinnten am Vorabend der Gründung der ersten Gemeinschaft ein.

Man soll auch das Evangelium und seine Anhänger nicht mit dem Schwert schirmen, und sie sollen es auch selbst nicht tun. [...] Rechte gläubige Christen sind Schafe mitten unter den Wölfen, Schafe zum Schlachten, müssen in Angst und Not, Trübsal, Verfolgung, Leiden und Sterben getauft werden, sich im Feuer bewähren und das Vaterland der ewigen Ruhe nicht durch Erwürgen leiblicher Feinde erlangen, sondern durch Tötung der geistlichen. Auch gebrauchen sie weder weltliches Schwert noch Krieg. Denn bei ihnen ist das Töten ganz abgeschafft<sup>63</sup>.

Die Integration dieses Denkens mit der autostereotypen Eigensicht der Täufer legen Selbstprojektionen frei, die in früher erwähnten Bezeichnungen „Brüder in Christo“, „Auserwählte im Herrn“, „Mitgenossen der Trübsal“ enthalten sind. In einer nach solchen Prinzipien konstruierten Gemeinschaft stellen die Verfolgungen und Leidensperioden genauso wenig Ausnahmen von der prinzipiellen Heiterkeit des Lebens dar, wie die Toten bedauernswerte Opfer zufälliger Katastrophen sind. Die Opfer sind kein Personenschaden, kein Minuswert im Verzeichnis der Human Resources der Kirche, sondern Märtyrer, Helden des Glaubens, deren Lebens- und Leidensgeschichten zum bleibenden, die Gemeinschaft aufbauenden Wert

---

<sup>62</sup> Vgl. „So breitete sich ›die Bewegung‹ durch Verfolgung und viel Trübsal aus.“ (BRAITMICHEL 1962: 8).

<sup>63</sup> Brief von Konrad GREBEL und seinen Brüdern an Thomas Müntzer. In: H. FAST [Hg.] (1962: 19–20).

hochstilisiert werden. Als Blutzegen führen sie ein paradoxes Doppelleben, indem sie der ewig erneuerten, gepflegten Vergangenheit angehören und dennoch immer in die Zukunft weisen. Sie sind nie ganz absent; vielmehr — übertragen in eine andere Seinsart, die die Existenz der Gemeinschaft im aufrechterhaltenen lebendigen Gedächtnis konstituiert, ohne das jene nicht wäre. Nach der alten christlichen Tradition, deren Ursprünge wahrscheinlich schon im 2. Jahrhundert n. Chr. bei Ignatius von Antiochien zu suchen sind, wird der Märtyrer „in der freiwillig gesuchten Nachahmung des *Leidens* Christi [...] zum Nachfolger Christi. Er tritt selbständig neben den leidenden Christus; wie dieser sucht er den Weg zu Gott im Martyrium“ (KÄHLER 1957 ff: 1288). Es mag paradox klingen, aber die auf den ersten Blick makaber anmutende Strategie der Täufer, errichtet auf dem Grundsatz, dass „das Blut der Märtyrer der Same der Kirche sei“ (Gustav REINGRABNER), hatte Erfolg. Die Fixierung auf die Märtyrer, nicht nur als eine Umsetzung der erlebten Wirklichkeit, sondern auch im Aufblicken zum „Ideal der Apostel-Märtyrergemeinde“ (BAUMAN 1968: 31), sorgte für die Herausbildung und Festigung der aus der Sicht der Gemeinschaft erwünschten Einstellungen und Verhaltensweisen, deren Ausdruck gesteigerte Leidensbereitschaft, die unumgängliche Voraussetzung des Martyriums, war. Dieser feste Bestandteil der Enkulturation der Gläubigen produzierte auf der nächsten Stufe Generationen von Glaubensgenossen, die bereit waren, Blutzegen für die Wahrheit der religiösen Überzeugungen der Gruppe abzulegen. Die nie versiegende Quelle des Blutes erneuerte den Bund zwischen Gott und der Gemeinschaft und hielt ihn, im Gegensatz zu den Gewohnheitschristen, von denen sich jene absonderte, lebendig. Denn „das Martyrium als Medium kollektiver Leidenserfahrung [ist] in besonderer Weise dazu geeignet“ (BURSCHEL 2004: 5), den Zusammenhalt für das Kollektive zu spenden.

Dass trotz der sich wandelnden Welt die heutigen Täufer nach wie vor an den alten Wertvorstellungen festhalten und eine für die Außenstehenden merkwürdige Märtyrer-Gedächtnis-Kultur als konstitutive Komponente ihrer religiösen Identität pflegen, wird an der Erklärung Larry Millers von der Mennonitischen Weltkonferenz vor dem Rat des Lutherischen Weltbunds im Oktober 2009 ersichtlich.

Für uns ist das Zeugnis der täuferischen Märtyrerinnen und Märtyrer eine lebendige und lebenswichtige Geschichte, die in unserer weltweiten Gemeinschaft von Kirchen zur Bildung der Gruppenidentität weitererzählt wird./ Wie können wir uns von einem Gebrauch der Märtyrertradition distanzieren, der das Gefühl, Opfer und marginalisiert zu sein, verewigt – und eure ausgestreckte, um Vergebung bittende Hand drängt uns gerade dazu – wie können wir uns daher distanzieren und zugleich unsere Geschichte ehren und unsere Identität stärken? (MILLER L., zit. n. Heilung der Erinnerungen 2010: 8).

Neben der innergemeinschaftlichen Bedeutung des Märtyrerkults für die Täufer darf man nicht dessen pragmatische, nach auswärts gerichtete Komponente vergessen. Die Blutzegen waren das nicht zu überschätzende Kapital der Gruppe auf dem religiösen Markt des 16. Jahrhunderts. In Anbetracht des Blutbades der

Bauernrevolution von 1525 und der Enttäuschung der Massen wegen der nicht enden wollenden Streitigkeiten der (sich einander verdammenden) Reformatoren um die für den sprichwörtlichen kleinen Mann mehr oder minder unverständlichen theologischen Fragen gewannen die sittlichen Früchte des Christenlebens gewaltig an Bedeutung. Die Märtyrer, die in den Augen der Gläubigen den Heroismus, die Standhaftigkeit, Festigkeit und kompromisslose Ergebenheit der Täufer für den Glauben bezeugten, wurden in dieser heiklen Lage zum Schatz der Gemeinschaft und oftmals zum schlagenden Argument in deren Kampf um die Seelen.

Die Figur der Umkehrung, wo sich das Leben der Gemeinde aus dem Sterben deren Mitglieder speist, wo also das Lebendige das Tote voraussetzt, und die Kontinuität des Ganzen durch die Demolierung des Einzelnen gesichert wird, ist bei den Täufem gleichermaßen das Ergebnis einer Antizipation wie einer erfolgreichen Anpassung. Ihr Sinn beruht auf der Umsetzung der bestehenden auf die Vernichtung der Gruppe abzielenden Praxis zu deren Erhalt. Analogien finden sich bei anderen Gruppierungen, die ähnliche Erfahrungen durchmachten. So wurden z.B. die Schwenckfelder in Niederschlesien seit dem freiwilligen Weggang ihres Wortführers 1529 aus Schlesien immer neuen Anfeindungen, v. a. seitens der lutherischen Orthodoxie, ausgesetzt. Hauptsächlich unter ihrem Druck erließ Friedrich II. von Liegnitz am 20. Januar 1545 sein erstes antischwenckfeldisches Mandat, das darauf hinsteuerte, die Konversion der Anhänger Schwenckfelds zum Luthertum zu erzwingen. Schon früher wurden alle schwenckfeldischen Prediger ihres Amtes enthoben und vertrieben. Ihre Stellen besetzte man mit den Lutheranern und die neuen Kirchenordnungen von 1542 führten im Herzogtum die *Confessio Augustana* ein. Die Söhne des Herzogs, Friedrich III. von Liegnitz und Georg II. von Brieg und Wohlau, suchten durch Schriftenverbote, gewalttätige Aktionen und Erneuerung der Mandate ihres Vaters, die populäre Lehre des schlesischen Adligen zu bekämpfen. Allerdings mit wechselndem Erfolg, wenn noch 1655 zwei evangelische Superintendenten aus Liegnitz behauptet haben, dass „Schwenckfeldische schwermerey mit aller gewalt, wie ein grosse sintflutt, fast überall im Fürstenthumb einreisset und sich [Schwenckfelder] auch weiter in winckeln zupredigen unterstehen“ (WOLLGAST 2005: 128). Haftbefehle, Versammlungsverbote, Zwangskonversionen waren die Folge.

Schwenckfeld selbst hat seit seiner freiwilligen Verbannung 1529 ein Leben gelebt, das das Schicksal seiner Glaubensgenossen antizipierte. So verbrachte er die übrigen Jahre, besonders die letzten zwanzig, seit der Verdammung auf dem lutherischen Theologenkonvent in Schmalkalden, auf der Flucht. Von den weltlichen Obrigkeiten verfolgt, von den lutherischen und reformierten Theologen angefeindet und vertrieben lebte er zurückgezogen in den Häusern seiner Anhänger. Auch bei ihm sieht man denselben paradoxen Umkehrungsmechanismus, den ungefähr zur gleichen Zeit die Täufer eingesetzt haben, um sich von den negativen Erfahrungen nicht nur nicht überwältigen, sondern diese für das Bestehen der Gruppe arbeiten zu lassen. Der Traumatisierung, die durch das wiederholt erfahrene extreme Leid die Existenz der Gemeinschaft gefährden könnte, wird mittels der Umdeutung ihre zerstörerische Kraft genommen. So reinterpretiert Schwenckfeld die Unmöglichkeit,



als eine freikirchliche Gemeinschaft legal zu wirken, indem er ihr die Form der „Anschauung von der notwendigen »Absonderung« der Heiligen von der kreatürlichen Kirche [gibt]. Die wahre Kirche ist in der Zerstreuung und allein Gott bekannt“ (MARON 1957 ff: 1621; BOOR/ NEWALD 1973: 83). Dadurch wird die Verfolgung in einen sichtbaren Beweis der Auserwähltheit und – auf einer höheren Stufe – ins Wahrzeichen des Sieges umgedeutet. Die Vorstellung, dass die wahre Kirche eine auf der Flucht sei, entwapfnet die aktuelle Traumatisierung, indem sie ihr das pathogene Element – die Grund- und Sinnlosigkeit des Leids – nimmt. Zusätzlich, durch die Erhöhung des Resilienz-niveaus, wirkt sie präventiv gegen kommende Herausforderungen. In seiner Schrift *Catechismus Vom Worte des Creützes/ Vnd vom vnterschaide des Worts/ deß Gaists/ vnd Buchstabens* ([Ulm] [1545]) entwickelt Schwenckfeld eine Theologie des Leidens, nach der das Leid, die Verfolgung und Verachtung seitens der Welt als eine Bewährungsprobe erscheinen, denn „vnsere leiden in Christo dienen darzu/ das wir im glauben versucht vnd probiert werden“ (SCHWENCKFELD 1545: o.S). Hält der Gläubige auch in den schwierigsten Situationen zu Christ, wird auch jener vor Gott für ihn einstehen.

Vnnd welcher denn in Christum also glaubt/ Christum der messen für den menschen bekennet/ das er sich jhm inn gehorsam vnter sein creutz aigen ergibt/ ja Christo durch Creutz/ leiden/ verfolgung vnnd verachtunge/ von dieser wellt gedultrig nachuolget/ zu demselbigen wil er sich auch bekennen für seinem Vater imm himmel. Wer sich aber sein/ vnd solichen wortes des creutzes/ vnter dem erbrechrischen sündigen geschlecht der bösen wellt/ schämet (vnd dem die eere für den menschen mehr dann die eere für Gott liebet) des wirt sich auch des menschen sun/ das ist Christus/ das eingeflachte wort Gottes/ verbum incarnatum/ schämen/ wenn er kommen wirt inn der herrlichkait seines Vaters/ Ja selig ist der sich am gecreuzigten Christo nit ärgeret/ Matth. 11 (ebd.: o.S).

In der Verherrlichung des leidenden gekreuzigten Christus findet sich eine Analogie zum täuferischen Märtyrerkult. Der Gläubige, der alle Nachstellungen unerschütterlich erträgt, kann sich des Lohns im Himmel sicher sein. Deshalb soll jeder „sein hertz auff den gecreuzigten glorificierten Christum richten/ mit glauben vnd hoffnung inn aller solicher verfolgung beim Herren Christo bestend ig verharren/ vnd sich durch seine gnade stercken/ ja seines himmelischen beruffs dardurch gewiss werden“ (ebd.: o.S). Das Leid an sich ist für den gläubigen Christen keine außergewöhnliche Erfahrung, die ihn überraschen, geschweige denn entmutigen sollte. Vielmehr folgt es aus der inneren Logik des Glaubens, etwa nach dem Prinzip: „Der knecht ist nicht grösser denn sein Herre/ Haben sie nicht verfolgt/ so werden sie euch auch verfolgen“ (ebd.: o.S). Dadurch wertet Schwenckfeld das Leid ins Positive um, und lässt es und das Leben als komplementär zueinander erscheinen. Unter Berufung auf den heiligen Paulus, erinnert er daran, dass Jesus „nicht allaine als ain wort des lebens/ sonder auch als ain wort des creutzes durch welchs er ist die thür zum leben worden“ (ebd.: o.S.). Deshalb darf sich der Christ

nicht allain der zukünfftigen herrlichkait im worte des lebens tröstet/ sonder auch der trübsal/ leiden vnd verfolgung so inn Christo seindt/ das ist des worts des creutzes/ ja dess gecreuzigten Christi als des ainigen mittlers zur seligkait vnnnd lebendigen hoffnung rhümet vnd frewet (ebd.: o.S.).

Spätestens hier wird evident, wie sehr sich die schwenckfeldsche Denkfigur des Wortes des Lebens und des Wortes des Kreuzes aus der Idee der Nachfolge Christi speist. Das hat wiederum zur Folge, dass es für den bekennenden Christen nichts Größeres gebe, als „angst trübsal verfolgung vnnnd widerwertigkait“ (ebd.: o.S.) zu erfahren. Denn dadurch tritt er in Christus Fußstapfen und darf insofern auf die Teilhabe an seiner Glorie hoffen.

Welche auch vmb der gerechtigkeit [...] willen verfolgung leiden/ vnd also durch creutz vnd leiden/ durch verschmäng der sündigen wellt/ vnnnd verleuckung ihr selbst/ mit ainem busßfertigen leben/ dem gecreuzigten Christo nu in der herligkait der glorien Gottes regierende/ nachuolgen (ebd.: o.S.).

## 5. Literatur im Zeichen des Martyriums

Die Literarisierung war für Schwenckfeld und die Täufer eine andere Angelegenheit. Schwenckfelds notwendigerweise beschränkte Predigertätigkeit zwang ihn dazu, Gläubige auf einem anderen Weg zu erreichen. So schuf er durch seine unermüdliche schriftstellerische Tätigkeit, deren Ergebnis ein sich auf ungefähr hundert Texte belaufende Oeuvre ist, eine große Lesegemeinschaft. Die Idee der verborgenen Kirche hat ihm zweifellos dabei gute Dienste geleistet. Demgegenüber setzten die Täufer in erster Linie auf direkte Missionierung. Mit einer langen Reihe von gewandten und – besonders in der frühen Zeit – theologisch ausgezeichnet gebildeten Predigern wussten sie die Menschen hinzureißen. Die Zersprengung der ursprünglichen Gemeinde trug paradoxerweise zur Ausbreitung und Intensivierung deren Tätigkeit bei. Auf der anderen Seite barg die in der Folge entfaltete intensive multiregionale Gruppenbildung auf die Dauer die Gefahr, das Gedankengut der ersten Brüder zu verwässern. Den Täufem war deshalb ein Medium vonnöten, das angesichts der erlebten Verschiedenheit den sich von alleine einstellenden Fliehkräften entgegenwirken und dadurch den inneren Zusammenhalt spenden könnte. Diese Rolle wurde bewusst der strikt an den Charakter und die Eigenart der Brüder angepassten Literatur zugeordnet. „Das geistliche Leben der T[äufer] schlug sich in literarischen Dokumenten nieder, in Gesangbüchern, Traktaten, Bekenntnissen, erbaulichen Briefen und Chroniken. Einen besonderen Platz nahmen die Märtyrerbücher ein“ (FAST 1996: 686).

Ein an sich gruseliges und zugleich faszinierendes Schriftstück aus den Anfängen der Tätigkeit der Täufer belegt deren frühe Ausrichtung auf die Bildung einer wirksamen Gedächtniskultur. Es wurde beim am 10. April 1531 verhafteten Täufer-Missionar, Julius Lober, gefunden. Das Dokument enthält eine Liste mit 410 nicht beim Namen genannten hingerichteten Taufgesinnten, Opfern der ersten Welle der Täuferverfolgungen. Wie der einleitende Vers betont, sollen es diejenigen

Brüder sein, die die Wahrhaftigkeit und Tiefe ihres Glaubens mit ihrem Blut bezeugt haben<sup>64</sup>, d.h. Märtyrer. Die schaurige Mathematik des anonymen Verzeichnisses macht das Dokument zu einer Blutrechnung, einem die Integrität der frühen Gemeinschaft der Brüder beglaubigenden Prädikatszeugnis. Nicht die Qualitäten der Einzelnen sprechen daraus. Vielmehr inszeniert die Liste das Kollektiv inmitten seiner Christusbachfolge, d.h. in der „attestierten“ Leidensbereitschaft — auf dem Gipfel seiner Glorie. Zum ersten Mal wird den Täufern im kollektiven Leid ein großer Opferraum erschlossen, nach dem Motto: Erinnerung für die Zukunft. Im betörenden Rhythmus von Ortsnamen, Zahlen und Martermitteln etabliert sich hier eine Sprache der literarischen Inszenierung des Martyriums, eine, die sich der heroischen Buchstaben bedient. Das an Prinzipien der heutigen Welt gemessen Staunen erregende Verzeichnis fügt sich reibungslos in die innere Logik des radikalen Reformation ein. Was die Gruppierungen des linken Reformationsflügels von deren Hauptströmung unterschied, war neben der zunehmenden „Distanz gegenüber der gelehrten — auch reformatorischen — Theologie und deren als »neue Papisten« verurteilten Hauptvertreter“ die „Orientierung an dem leidenden (»bitteren«, nicht »süßen«) Christus (Müntzer)“ („Reformatoren“. In: FAHLBUSCH et al. [Hg.] 1996: 1501). Die durch diese Ausrichtung vorgegebene Motivik spiegelt sich in der funktionalen Poetik der Täufer wider, die von solchen Formen, wie das Märtyrerlied oder die Märtyrervita, dominiert ist.

„Kreuz und Leiden sind das Thema des überwiegenden Teils der täuferischen Liederichtung“ (FAST 1962: 99). Und die Lieder sind ein bedeutender Faktor der

---

<sup>64</sup> „Die brüder, die bezicht habent mit irem blut, daß ir got worhaft sei und ihr glub gerecht./ Die stet an der tunow zu ulm 1 us gehauen/ zu lawinen 1 mit dem schwert/ zu augspürg 12 mit waser, feir und schwert/ zu lanspürg 6 mit schert [sic]/ zu nienburg an der tunau 6 mit waser und schwert/ zu ingelstat 2 mit schwert/ zu rgenpürg 1 mit dem schwert/ zu minchen 3 mit feir unt schert [sic]/ zu deckendorf 1 mit schwert/ zu hasow 14 mit feir, mit waser und schwert/ zu linz 25 mit waser und schwert/ zu krems 2 mit dem schwert/ zu wein 2 mit feir und schwert/ zu ulmitz 3 mit feir verbrent/ zu brin 2 mit dem schwert/ Die stet am rin, was bezicht hat um des glubens willen/ zu kur 1 mildem schwert/ zu konstanz 1 mit waser/ zu walse 14 mit waser und schwert/ zu zirich 4 mit waser und schwert/ zu schoffhüsen 1 mit schwert/ zu lüzern 2 mit wasser/ zu bern 2 mit waser/ zu schwiz 1 mit waser/ zu Ury 1 mit waser/ zu Zug 2 mit waser/ zu Underwalden 1 mit wasser/ zu baden 3 mit waser/ zu basal 1 mit waser/ zu eisen 8 mit waser und fair und schwert/ zu amerschwil 1 mit schwert/ zu lohr 14 durch backen brent und die finger abgehawen/ zu margroffenbaden 3 mit schwert/ zu brusal 5 mit schwert/ zu zabren 1 mit schwert/ zu heidelberg 3 mit schwert/ zu alzew 14 mit waser und schwert/ zu eslingen 7 mit feir und schwert/ uf dem mandelhof 23 verbrent/ zu landau 3 mit schwert/ zu rotenberg im indal 66 mit waser, fair, schwert/ zu kiczbiel 66 mit feirm waser und schwert/ zu kupstein 22 mit feir und waser und schwert/ zu rottenberg am neckar 5 mit fair und waser schwert/ zu wurzburg 15 mit feir waser schwert/ zu haßfurt 1 mit feir verbrent/ zu bambürg 10 mit fair waser und schwert/ zu nerremberg 1 mit schwert/ zu stüegart 2 mit schert [sic]/ zu nyenstat am kocker 4 mit feier schwert/ zu langenzen 1 mit schwert/ zu bariß in frankreich 12 mit feir/ zu brach 4 mit schwert/ zu kinspürg 4 mit schwert.“ Zit. n. BURSCHEL 2004: 159-160.

Enkulturation und Gedächtniskultur von Identität und Gruppenzusammenhalt spendender Wirkung. Die ältesten Gesänge reichen bis zu den Ursprüngen der Schweizer Brüder und besitzen für die Täufer somit auch einen hohen historischen Wert. Weil sie oft im Gefängnis verfasst worden sind, nicht selten in unmittelbarer Erwartung der Hinrichtung, stellen sie für die Brüder kostbare, relativ ungeschminkte Glaubenszeugnisse der Bekenner im Angesicht des Todes dar, häufig ungeachtet – oder vielleicht gerade wegen – ihrer künstlerischen Dürftigkeit. Die Lieder sind darüber hinaus ein Weg, auf dem der kostbarsten Toten, der Märtyrer, gedacht wurde. „Jeder Märtyrer wurde in einem Liede gefeiert“ („Kirchenlied“. In: KOHLSCHMIDT / MOHR [Hg.] 2001, Bd. 1: 831); einige dieser Texte erschienen später in Einzeldrucken, bis man sie zu einer Anthologie vereinigte und 1564 unter dem Titel *Etliche schöne christliche Geseng, wie sie in der Gefengknüß zu Passaw im Schloß von den Schweitzer Brüdern durch Gottes gnad geticht und gesungen worden*<sup>65</sup> herausgab. In der zweiten, erweiterten Ausgabe von 1583, bekam die Sammlung den endgültigen Titel *Ausbund Etlicher schöner Christlicher Geseng, wie die in der Gefengnuss zu Passaw im Schloss von den Schweitzer, und auch von andern rechtgläubigen Christen hin und her gedicht worden*. Obwohl der *Ausbund* wahrscheinlich nicht das erste Gesangbuch der Täufer war (vgl. „Gesangbuch“. In: GALLING, K. [Hg.] 1957 ff: 1454), ist er nicht nur das umfangreichste und wichtigste, aber auch das älteste ununterbrochen bis heute – von den Amischen – benutzte Liederbuch überhaupt. Seinen Kern stellen 51 Lieder dar, die 1535 von den im Kerker des Passauer Schlosses gefangen gehaltenen Schweizer Brüdern gedichtet haben.

Das 3. in der Ausgabe von 1785 Lied *Schier in alle G'schichte g'schriebe stah* vermittelt die typischen Elemente und die charakteristische Diktion der Sammlung. Dem Text geht kurze Darstellung voraus, die besagt, dass es sich um „Ein sehr schön und tröstlich Lied, von Beständigkeit der lieben Christgläubigen, so sie in allerley Marter um Christi willen bewiesen haben“ (Ausbund 1785: 9) handle. Die bereits in der Eingangsstrophe vollzogene Apostrophierung des Leids<sup>66</sup>, das die Welt über gottergebene Christen bringt, leitet direkt zum Thema über. Die Welt, wie sie hier dargestellt wird, ist an sich krank. Statt den wahren Glauben zu verteidigen und ihn zu schätzen zu wissen, treibt sie die Menschen in den Götzendienst: „Die Welt kein'n frommen leidet,/ Wer nicht Abgöterey anbät/ Von Weltfürsten wird er getödt“ (S. 12). So wird die Welt, die nur allerlei Vergewaltiger und Verbrecher begünstigt, zu einer Gegenwelt des Christentums, in der sich die Verfolgung der Gläubigen als unumgängliche Konsequenz der um sich greifenden Pathologie

<sup>65</sup> Es hat sich nur ein Exemplar der ersten Ausgabe erhalten.

<sup>66</sup> „Schier in alle G'schichte g'schriebe stah/ Wie mna die Christen g'martert hat/ Erwürget und verjaget,/ Das Reich der Welt ist so verhetzt,/ Daß sie's vor einen Gottsdienst schätzt/ Wenn man die Christen plaget;/ Man raubert ihnen Gut und Leib,/ Mit Tyranny und G'walte,/ Man schonet weder Mann noch Weib,/ Jungfrauen, jung noch alte,/ Man kann es gnug erzehlen nicht,/ Wie grausam Marter, Plag und Mordt/ Die arge Welt auf sie erdicht.“ Ebd.: 9.

einstellt. In einer solchen Welt zeugt aber gerade das Leid davon, dass man sich für die richtige Seite entschieden hat, wofür man im kommenden Leben entlohnt wird.

Wer Christum seinen Gott erkent,/ Und sich von dieser Welt abwendt,/ Der hat nicht Platz auf Erden./ Todtschläger, Räuber, Säuffer, Dieb,/ Die grosse Schälck die Welt hat lieb,/ Der Christ verfolgt muß werden./ Der freu sich dann als Gottes Kind,/ Sein'n Herren Christum preise:/ Der ihn ledigt von Satans g'sind,/ Durch todt zum Leben weiset./ Drum sind die Christen Pilger g'nent/ Ihr Todt währt hie ein'n Augenblick,/ Ihr ewigs Leben hat kein End. (S. 25)

Die letzten Strophen rufen zur Umkehr und Umwertung auf („Du muß auch unters Creutze stehn,/ Dein alter Mensch muß untergehn“, S. 26), immer im wachen Bewusstsein der Gründe der Leidensbereitschaft („Gedenck warum wir leiden,/ Um Christi willen solchs geschicht“, S. 26). Denn der Christ muss ein Zeuge der Wahrheit bleiben, wenn es darauf ankommt, sogar um den Preis seines Lebens. Selbst das sei aber kein zu hohes Opfer angesichts des Lohns, der dem Märtyrer nach dem Tod für das Aufgeben dieser ohnehin hinfalligen und trostlosen Welt zusteht.

Von Anfang sind die Heil'gen all/ Um Christi willen g'storben hie,/ Uns soll erinnern gleicher Fall.// Es sey die nächste Freud geacht,/ Wenn Christus einen würdig macht,/ Von seines Nahmens wegen/ Verfolgt zu werden und getödt,/ Daß er die Wahrheit hie geseht,/ Erlang sein Reich und Segen./ Ist doch sonst nicht dann Dürfftigkeit/ Allhie in diesem Leben,/ Viel Trübsal, Elend, Angst und Leyd./ Nach Christo soll'n wir streben,/ Mit ihm zu sterben, allermeist/ Und sagen darauff, In deine Hand/ Befehl ich dir Herr meinen Geist.“ (S. 26–27)

Diesem etwas späteren Lied liegt eine deutlich didaktische Absicht zugrunde. Man will verändern, indem man belehrt und erläutert. Die Botschaft ist relativ einfach und erschöpft sich in den Worten: „Es freu sich jetzt ein jeder Christ,/ Um Christi willen leidt er Angst,/ Sein Lohn dort groß im Himmel ist“ (S. 25). Von den ältesten täuferischen Märtyrerliedern unterscheidet es sich v. a. durch den mangelnden persönlichen Bezug, der besonders eindrucksvoll zum Tragen kommt, wenn hinter dem Text ein identifizierbarer Märtyrer steht, der an der Schwelle zum Jenseits eine Mitteilung macht, deren informativer Wert — hoch, deren persuasive Bedeutung — nicht zu überschätzen ist.

Zu den bekanntesten Liedern dieser Art gehört *Wie köstlich ist der Heiligen Tod*, der einzige poetische Text, der von Lienhart (Leonhard) Schiemer überliefert ist. Um 1526–1527 gedichtet, gehört es zu den ältesten Märtyrerliedern der Täufer. Schiemer, der ehemalige Franziskanermönch, 1527 zum Täuferum bekehrt, wurde schnell zu einem der Führer und erfolgreichen Missionar der Bewegung. Im November 1527 von römisch-katholischen Behörden verhaftet und lange gefoltert, wurde er am 14. Januar 1528 in Rattenberg enthauptet und verbrannt.

Schiemers Lied beginnt mit einer Kritik an den Mundchristen, die ihre Brüder im Glauben verfolgen, was sie zu Teufelsdienern macht („Es haben sich zu ihm

[Behemoth] verpflichtet/ viel der vermeinten Christen,/ den wüsten Greuel aufgericht./ Sie toben und vernichten“, FAST [Hg.] 1962: 100). Den wichtigsten und gleichzeitig makabersten Teil des Textes macht ein langer Katalog von Verfolgungen und unverschuldeten Anfeindungen, denen die bekennenden Täufer seitens der feindlichen Welt ausgesetzt sind.

Dein heilige Statt hond sie zerstört,/ dein Altar umgegraben,/ dazu auch deine Knecht ermördt,/ wo sie's ergriffen haben./ Nur wir allein,/ dein Häuflein klein,/ sind wenig überblieben./ Mit Schmach und Schand/ durch alle Land/ verjaget und vertrieben.// Wir sind zerstreut gleich wie die Schaf,// die keinen Hirten haben,// verlassen unser Haus und Hof// und sind gleich dem Nachtraben,/ der sich auch oft/ hält in Steinkluft./ In Felsen und in Klüften/ ist unser Gmach./ Man stellt uns nach/ wie Vöglein in den Lüften.// Wir schleichen in den Wäldern um./ Man sucht uns mit den Hunden./ Man führt uns als die Lämmlein stumm/ gefangen und gebunden./ Man zeigt uns an/ vor jedermann,/ als wären wir Aufrührer./ Wir sind geacht/ wie Schaf zur Schlacht,/ als Ketzer und Verführer./ Viel sind auch in den Banden eng/ an ihrem Leib verdorben,/ etliche durch die Marter streng/ umkommen und gestorben/ ohn alle Schuld:/ Hier ist Geduld/ der Heiligen auf Erden./ Wir müssen all/ durch viel Trübsal/ also probieret werden.// Man hat sie an die Bäum gehenkt,/ erwürgt und zerhauen,/ heimlich und öffentlich ertränkt/ viel Weiber und Jungfrauen./ Die haben frei/ ohn alle Scheu/ der Wahrheit Zeugnis geben,/ daß Jesus Christ/ die Wahrheit ist,/ der Weg und auch das Leben.// Noch tobt die Welt und ruhet nicht,/ ist gar unsinnig worden./ Viel Lügen sie auf uns erdicht./ Mit Brennen und mit Morden/ tut sie uns bang./ O Herr, wie lang/ willst du dazu noch schweigen? (ebd., Bd. 4: 100–102).

Die bewusst eingesetzte Pluralform mit dem häufigen Wechsel zwischen der ersten und der dritten Person hilft den Eindruck einer großflächigen, ja beinahe allgemeinen Katastrophe steigern, sorgt aber gleichzeitig für die Festigung der Bande innerhalb der Gläubigengemeinschaft. Die Einzigartigkeit der Dichtung liegt u.a. in der Heroisierung des Kollektivs anstelle eines Einzelnen. Die hypnotisierende Atemlosigkeit der aneinandergereihten Elemente der Hetzjagd vereitelt jeden Versuch aufzuatmen. Die Menge der Schreckensbilder überwältigt den Leser/Zuhörer/Singenden und lässt ihn nicht teilnahmslos bleiben. Apathie bedeutet in diesem Fall ein Bekenntnis zur Unmenschlichkeit. Angesichts des Maßstabs der Bestialität ist keine Hilfe denkbar. Den Verfolgten bleibt nur Freude übrig, dass man mit jedem erlittenen Leid dem Vorbild des Christus näher kommt, und die Hoffnung auf die Wiedergutmachung im nächsten Leben.

Wie köstlich ist der Heiligen Tod/ vor deinem Angesichte!/ Drum haben wir in aller Not/ ein tröstlich Zuversichte/ zu dir allein;/ sonst nirgend kein/ Trost, Fried noch Ruh auf Erden./ Wer hofft auf dich,/ wird ewiglich/ nimmer zu Schanden werden.// O Herr, kein Trübsal ist so groß,/ die uns von dir abkehre (ebd. Bd. 4: 102).

Das Lied von Schiemer realisiert eine für die spätere Täuferdichtung sehr charakteristische Attitüde der über alles Maß und über alle Vorstellung leidenden Kirche in einer feindlichen Welt. Gleichzeitig kommen hier klare separatistische

Tendenzen zu Sprache. Der „wahre“ Christ muss sich von den Gewohnheits- und Mundchristen absondern, denn in einer von Teufelsschergen regierten Welt bleibt er für immer ein Fremder.

Zu derselben Programmlinie der Gedächtniskultur der Täufer gehören Märtyrerberichte und -vita. Zum ersten Mal wurden sie von den Mennoniten gesammelt und u.d.T. *Het Offer des Heeren* (1562) in den Niederlanden gedruckt. Ins Deutsche übersetzt und stark erweitert, wurden sie als *Märtyrerspiegel* (eigtl. *Der Blutige Schau-Platz oder Martyrer-Spiegel der Taufs-Gesinnten oder wehrlosen Christen, Die um das Zeugnis Jesu ihres Seligmachers willen gelitten haben, und seynd getödtet worden, von Christi Zeit an bis auf das Jahr 1660*, 1. Ausg. 1748) bekannt und mehrmals aufgelegt. Dem Werk entspricht bei den Hutterern (Mährischen Brüdern) das erwähnte, von BRAITMICHEL begonnene *Geschichtsbuch*, in dem der Schlesier die Entstehung und Entwicklung der Täuferbewegung bis 1542 glaubwürdig schilderte.

## 6. Resümee

Ihre Gruppenidentität scheinen die Täufer zum großen Teil aus literarisierten Berichten, Erlebnisschilderungen und (quasi)literarischen Stellungnahmen konstruiert zu haben. Nicht nur wegen ihres interpretativen Charakters, sondern auch weil „das Erzählen und Hören oder Lesen einer Geschichte einen bestimmten Modus von Erfahrung realisiert, der die Erfahrung der eigenen Interpretation beinhaltet“ (BROCKMEIER 2015: 11), ist in diesem Fall von einer narrativen Identität auszugehen. Sie ist hier als textuelle Transposition einer performativen Leistung (Standhaftigkeit im Glauben trotz des erfahrenen Leids) zu verstehen. Ihre konsequente Pflege, Weitergabe und Entwicklung trugen dermaßen zum Überleben der Gemeinschaft und Erhalt deren religiösen Einzigartigkeit bei, dass der auf diesem Grund errichteten Gedächtniskultur die Schlüsselrolle im Prozess der Selbstbehauptung der Täufer zuerkannt werden muss. Außerordentliche Ausmaße der Verfolgungen, begleitet vom Bewusstsein der Opfernotwendigkeit und -bereitschaft, bauten das interne Selbstbild der Brüder als einer exklusiven Auserwähltengemeinde auf. Dieses setzte zum einen auf Absonderung hinauslaufende Tendenzen in Gang, andererseits schützte es die religiösen Ansichten der Taufgesinnten vor Verwässerung. Das Erfolgsrezept der Gemeinschaft bestand in der beharrlichen Lebendigerhaltung der Erinnerung an ihre Märtyrer, als Vorbilder und Versöhnungsoffer, durch die Textfixierung deren Vita in Form von Marterberichten, Märtyrerliedern, -büchern usw. Konsequente Praxis der Verschriftlichung führte zu einer bemerkenswerten Schriftabhängigkeit der Täufer, was noch heute in einer teilweise rückwärtsgewandten Religionspolitik der Gemeinschaft zum Ausdruck kommt.

## Literaturverzeichnis

- Anzeigung vnd bekant=||nus des Glaubens vnnnd der lere/ so die || adpellirenden Stende Key. Maie=||stet auff yetzigen Tag zu Augspurg oeberantwurt habend (1530). Erfurt.
- Ausbund, Das ist Christliche Lieder, Wie sie in dem Gefängnus zu Bassaw in dem Schloß von den Schweitzer-Brüder, und von anderen rechtgläubigen Christen hin und her gedichtet worden (1785). 4. Aufl. Germantau.
- BAINTON, R.H. (1941), *The Left Wing of the Reformation*. In: *The Journal of Religion* 21, no. 2 . 124–134
- BAUMAN, C. (1968), *Gewaltlosigkeit im Täuferum. Eine Untersuchung zur theologischen Ethik des oberdeutschen Täuferums der Reformationszeit*. Leiden.
- BAUMAN, Z. (1996), *From Pilgrim to Tourist – or a Short History of Identity*. In: HALL E.S./ DU GAY P. [Hg.], *Questions of Cultural Identity*. London/ New Delhi. 18–36.
- Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche (BSLK) (1930). Göttingen.
- BOOR, H. de/ NEWALD, R. (1973), *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Bd. 4/2. München.
- BORNKAMM, H. (1957 ff), Luther, Martin. In: GALLING, K. [Hg.], *Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft*. Bd. 4. Tübingen.
- BRAITMICHEL, K. (1962), Die Entstehung der Täuferbewegung in Zürich. In: FAST, H. [Hg.], *Der linke Flügel der Reformation. Glaubenszeugnisse der Täufer, Spiritualisten, Schwärmer und Antitrinitarier*, Bremen.
- BROCKMEIER, J. (2015), Erfahrung und Erzählung In: SCHEIDT, C.E./ LUCIUS-HOENE, G./ STUKENBROCK, A./ WALLER, E. [Hg.], *Narrative Bewältigung von Trauma und Verlust*. Stuttgart. 1–13.
- BURSCHEL, P. (2004), *Sterben und Unsterblichkeit: Zur Kultur des Martyriums in der frühen Neuzeit*. München. (= REICHHARDT R./ THAMER H.-U. [Hg.], *Ancien Régime. Aufklärung und Revolution*, Bd. 35).
- BUSCHE, G.A. (2014), *Über-Leben nach Folter und Flucht: Resilienz kurdischer Frauen in Deutschland*. Bielefeld.
- DENZLER, G./ ANDRESEN, C. (1997), *Wörterbuch Kirchengeschichte*. 5. aktualisierte Aufl. München.
- FAHLBUSCH E./ LOCHMAN J.M./ MBITI J./ PELIKAN J./ VISCHER L. [Hg.] (1995), *Evangelisches Kirchenlexikon. Internationale theologische Enzyklopädie* , Bd. 4: S–Z, 10. Lieferung. 3. Aufl. Göttingen.
- FAHLBUSCH E./ LOCHMAN J.M./ MBITI J./ PELIKAN J./ VISCHER L. [Hg.] (1996), *Evangelisches Kirchenlexikon. Internationale theologische Enzyklopädie* , Bd. 4: S–Z, 11. Lieferung. 3. Aufl. Göttingen.
- FAST, H. (1957 ff), Täufer. In: GALLING, K. [Hg.], *Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft*. Bd. 6. Tübingen.



- FAST, H. (1962), Lienhart Schiemer. In: FAST, H. [Hg.], *Der linke Flügel der Reformation. Glaubenszeugnisse der Täufer, Spiritualisten, Schwärmer und Antitrinitarier*, Bremen.
- FAST, H. (1996), Täufer. In: FAHLBUSCH E./ LOCHMAN J.M./ MBITI J./ PELIKAN J./ VISCHER L. [Hg.], *Evangelisches Kirchenlexikon. Internationale theologische Enzyklopädie*, Bd. 4: S–Z, 11. Lieferung. 3. Aufl. Göttingen.
- FAST, H. [Hg.] (1962), *Der linke Flügel der Reformation. Glaubenszeugnisse der Täufer, Spiritualisten, Schwärmer und Antitrinitarier*, Bremen. (= Klassiker des Protestantismus, Ch.M. SCHRÖDER [Hg.], Bd. 4).
- FRANCK, S. (1962), Von vier zwieträchtigen Kirchen, deren jede die die andre hasset und verdammet. In: FAST, H. [Hg.], *Der linke Flügel der Reformation. Glaubenszeugnisse der Täufer, Spiritualisten, Schwärmer und Antitrinitarier*, Bremen. 246-248.
- FRANZ, J.F. [Hg.] (1824), *Die schwärmerischen Gräuelszenen der St. Galler Wiedertäufer zu Anfang der Reformation. Ein historischer Beitrag zur Kenntniß dieser Secte und ein seitenstück zu den Wildenspucher=Unruhen; aus den Original=Handschriften Johannes Keßlers, eines Zeitgenossen und Augenzeugen, bearbeitet*. Ebnat im Toggenburg.
- GALLING, K. [Hg.] (1957 ff), *Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft*, Bde. 1–6, 3. völlig neu bearb. Aufl. Tübingen.
- GRONAUER, G. (2007), Zeittafel von Zwingli und Bucer, MBS Texte 86, o.O. (= Reformiertes Forum)
- Heilung der Erinnerungen – Versöhnung im Christus. Bericht der Internationalen lutherisch-mennonitischen Studienkommission (2010), o.O.
- JEDIN, H. [Hg.] (1999), *Handbuch der Kirchengeschichte*, Bde. 1–7. Bd. 4: ISERLOH, E./ GLAZIK, J./ JEDIN, H., *Reformation – Katholische Reform und Gegenbewegung*. Freiburg im Breisgau.
- KÄHLER E. (1957 ff), Nachfolge Christi. In: GALLING, K. [Hg.], *Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft*. Bd. 4.
- KOHLER, A. (2003), Ferdinand I., 1503–1564: Fürst, König und Kaiser. München.
- KÖHLER, W. (1925), Die Zürcher Täufer. In: NEFF, C. [Hg.], *Gedenkschrift zum 400jährigen Jubiläum der Mennoniten oder Taufgesinnten 1525-1925*. Ludwigshafen. 48-64.
- KOHLSCHMIDT W./ MOHR W. [Hg.] (2001), *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*, 2. Aufl. Berlin/ New York.
- KUROPKA, N. (2002), *Philipp Melancthon: Wissenschaft und Gesellschaft. Ein Gelehrter im Dienst der Kirche (1526-1532)*. Tübingen.
- LEU, U.B./ SCHEIDEGGER, Ch. [Hg.] (2007), *Die Zürcher Täufer. 1525-1700*, Zürich.
- MARON, G. (1957 ff), Schwenckfeld, Kaspar v. In: GALLING, K. [Hg.], *Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft*. Bd. 5. Tübingen

- MOELLER, B. (1957 ff), Manz, Felix. In: GALLING, K. [Hg.], *Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft*. Bd. 4. Tübingen.
- MOELLER, B. (1999), *Deutschland im Zeitalter der Reformation*. 4. durchgesehene und bibliographisch erneuerte Aufl. Göttingen. (= LEUSCHNER, J. [Hg.], *Deutsche Geschichte*, Bd. 4. Kleine Vandenhoeck-Reihe 1432)
- NEUHAUS, H. (1983), Das Reich und die Wiedertäufer von Münster. In: *Westfälische Zeitschrift – Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde* 133. 9-36.
- REINGRABNER, G. (1981), *Protestanten in Österreich. Geschichte und Dokumentation*. Wien u.a.
- SCHEIDT, C.E./ LUCIUS-HOENE, G. /STUKENBROCK, A./ WALLER, E. [Hg.] (2015), *Narrative Bewältigung von Trauma und Verlust*, Stuttgart.
- SCHMIDT, D. (2012), *Glaube, Wissen und Erkenntnis. Der Weg zur Freiheit führt über die Wahrheit. Eine kritische Betrachtung von Kirche und Bibel*. Berlin.
- SCHNEIDER, H. (1996), Separatismus. In: FAHLBUSCH E./ LOCHMAN J.M./ MBITI J./ PELIKAN J./ VISCHER L. [Hg.], *Evangelisches Kirchenlexikon. Internationale theologische Enzyklopädie*, Bd. 4: S–Z, 11. Lieferung. 3. Aufl. Göttingen.
- SCHWENCKFELD, C. v. (1545), *Catechismus Vom Worte des Creützes/ Vnd vom vnterschaide des Worts/ deß Gaists/ vnd Buchstabens*. Ulm.
- SEEBAB, G. (1997), *Die Reformation und ihre Außenseiter. Gesammelte Aufsätze und Vorträge*. Hrsg. von I. DINGEL unter Mitarbeit von CH. KRESS. Göttingen.
- WEBER, M. (1986), Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, In: WEBER, M. [Hg.], *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*. 8., photomechanisch gedruckte Aufl. Tübingen. (1. Aufl. 1920). (UTB für Wissenschaft, Uni- Taschenbücher 1488, 1489, 1490)
- WOLLGAST, S. (2005), Morphologie schlesischer Religiosität in der Frühen Neuzeit. In: GARBER K. [Hg.], *Kulturgeschichte Schlesiens in der Frühen Neuzeit*. Bd. 1. Tübingen. 113–190.

**Gerda Nogal**  
Uniwersytet Zielonogórski

## **Die NS-Zeit als Familiengeschichte. Literarische (Re)Kapitulation der Schuldfrage bei Dagmar Leupold und Stephan Wackwitz**

Es gibt ein Erzählen, das darauf abzielt, den Zuhörer von der berichteten Erfahrung auszuschließen, statt ihn daran teilnehmen zu lassen. Ein Erzählen, hinter dem der Erzähler in Deckung geht, in dem er sich nicht ausdrückt, sondern verdrückt.

Dagmar LEUPOLD, *Nach den Kriegen*

### **1. Die Zeit des Nationalsozialismus als Familiengeschichte**

Bei der Beschäftigung mit der Zeit des Nationalsozialismus im Familiengedächtnis scheint die Frage, wie die Vergangenheit verarbeitet und organisiert wird, von besonderer Relevanz zu sein, da sie zugleich zwei zentrale Aspekte vereint: Auf der einen Seite geht es darum, das Familienleben und -wissen auszuschöpfen, also die Familienvergangenheit zu erforschen und zu rekonstruieren. Auf der anderen Seite ist die ‚Erinnerungsarbeit‘ zwangsläufig eine interpretierende, womit sie als ein Vorgang zu verstehen ist, in dem Raum für Wertungen und Aburteilungen entsteht. Denn: Das Generationengedächtnis ist nicht so sehr auf Erfahrungen, sondern – vor allem – auf die Form der Erfahrungsverarbeitung zu beziehen (vgl. MANNHEIM 1964: 530).

Im Kontext der Familie sei die Möglichkeit der Erinnerung – und das ist zu betonen – vor allem an die „Beständigkeit und Integrität der Gruppe“ gebunden. (KEPPLER 2001: 143). Damit ist gemeint, dass die familiäre Zugehörigkeit als ein sozialer Bezugsrahmen zu verstehen ist, in dem ein „Element der Gemeinschaftsbildung“, ja die Anforderung entsteht, „Kohärenz (zu) sichern, Identität (zu) bewahren und Loyalitätsverpflichtungen nach(zu)kommen.“ (GUDEUS 2010: 327, vgl. dazu auch WELZER 2008: 20). „Das Familiengedächtnis“, so der Sozialpsychologe Harald WELZER, „basiert nicht auf der Einheitlichkeit des Inventars seiner Geschichten, sondern auf der Einheitlichkeit und Wiederholung der Praxis des Erinnerns sowie auf der Fiktion einer kanonisierten Familiengeschichte“ (WELZER 2001: 164). In solchem Erinnern gibt es „generationsspezifische

Erfahrungsfristen und Erfahrungsschwellen, die, einmal institutionalisiert oder überschritten, gemeinsame Geschichte stiften” (KOSELLECK 2000: 36).

Das Konzept der Einheitlichkeit intergenerationeller Erinnerung kann auf zwei Gedächtniskategorien Anwendung finden. Zum einen auf die kommunikative Erinnerung<sup>67</sup>, die sich z.B. in Familiengesprächen realisiert. Zum anderen und wichtigeren auf die Form der Erfahrungs- und Erinnerungsverarbeitung, bei der Erinnerungen durch ein „implizites Generationengedächtnis“ gerahmt werden (GUDEUS 2010: 90).

Diesen Erkenntnissen gemäß ist es für literarische Darstellungen des Nationalsozialismus in intergenerationeller Perspektive von Bedeutung, dass die Erinnerung hier in soziale Bedingungen eingebettet und gegenwartsorientiert ist. In Bezug auf Gattungsformen, die das Augenmerk auf die aktuellen Rahmen der Erinnerung, also das „Moment der Erinnerung“ lenken, hält Birgit NEUMANN fest, dass ihre leitenden Merkmale an der „Konstruktivität und Kontingenz“ der Erinnerung anzusehen seien (NEUMANN 2004: 353).<sup>68</sup>

Welche Relevanz die Familien- und Gegenwartsgebundenheit literarischer Erinnerung an den Nationalsozialismus zu Beginn des 21. Jahrhunderts hat, ist folglich anhand von zwei Familienromanen, *Nach den Kriegen* (2004) von Dagmar Leopold und *Ein unsichtbares Land* (2005) von Stephan WACKWITZ zu bewerten. Die Merkmale, denen solch eine Erinnerung entsprechen kann, werden von WACKWITZ Erzähler' wie folgt charakterisiert:

Historische Ereignisse entstehen manchmal erst lang, nachdem sie geschehen sind. Man hat den Eindruck, dass auch ihre Existenz den Gesetzen jenes flüchtigen, locker und veränderlich zusammengefügt Landes der Erinnerungen, Stimmungslagen und Interessen folgt; dass sogar die sogenannte Wirklichkeit erst in zweiter Linie eine Sache von Ort und Zeit ist (WACKWITZ 2005, weiter im Text mit der Sigle UL bezeichnet: 137-138).

Sichtbar wird, dass die genannten Texte so einen „aktiven Beitrag zur Herausbildung, Reflexion und Modifikation von Erinnerungen“ leisten (NEUMANN 2004: 356). Aus dem Blickwinkel der Gegenwart machen sie einen Versuch, Geschichte in der Auseinandersetzung mit der Familienvergangenheit und -verflechtung zu verarbeiten.

Dem entsprechend zielt die Analyse auf die Frage ab, 1) wie die Romanerzähler – als Vertreter der zweiten und dritten Nachkriegsgeneration – es einrichten, das Wissen über die nationalsozialistische Vergangenheit ihrer Familien und die Notwendigkeit einer Familienloyalität miteinander in Einklang zu bringen. In den Fokus der Aufmerksamkeit geraten dabei sowohl a) figurespezifische

---

<sup>67</sup> Die Soziologin Angela KEPPLER erforscht die kommunikative Vergemeinschaftung in Familien empirisch und repräsentativ am Beispiel von Tischgesprächen.

<sup>68</sup> Für diese Romanform verwendet NEUMANN den Begriff „soziobiographische Erinnerungsromane.“

Informationen zu der Kriegsgeneration als auch b) die Form ihrer Vergabe, Verarbeitung und Wertung durch die Nachkriegsgenerationen. Letzteres sei ein Anlass, 2) das Verhältnis zwischen der älteren und den jüngeren Generationen zu vermessen und zu fragen, ob sich die intergenerationelle Aushandlung der NS-Vergangenheit in den Texten zu einer Generationskonfrontation zuspitzt.

## **2. Die NS-Zeit im Familiengespräch – Von kommunikativer Erinnerung zu kanonisierten Familiengeschichten**

In *Ein unsichtbares Land* richtet sich der Blick des Ich-Erzählers und Protagonisten, der mit der Person des Autors Stephan WACKWITZ identisch ist, auf seinen „deutschnational gesinnten“ Großvater Andreas Wackwitz, der „das definitive Ereignis des zwanzigsten Jahrhunderts vom ersten bis zum letzten Tag miterlebte“ (UL: 140 und 86). In den Jahren von 1921 bis 1933, nachdem er an dem Ersten Weltkrieg „von den trügerischen leichten Erfolgswochen an der Ostfront bis zu den Monaten in den flandrischen Gräbern, aus denen dann plötzlich Jahre wurden“ (UL: 83), teilgenommen hatte, hat der Großvater auch den Kapp-Putsch mitgemacht. Obwohl er vor dem Zweiten Weltkrieg als Vikar in einem Pfarrhaus im polnischen Anhalt, in der unmittelbaren Umgebung von Auschwitz gewohnt hat, wollte er weder damals noch später einsehen, was in dieser Landschaft „passiert war“ (UL: 137).

Auch mit *Nach den Kriegen* geht es um einen autobiographisch angelegten Erinnerungsroman. In die Sichtweite der Erzählerin, die sich als eine Vertreterin der zweiten Generation zu Wort meldet, gerät die Vergangenheit ihres Vaters Rudolf Leupold. Nach der Tochter scheint seine „Sehnsucht nach Bedeutung und Ruhm in Übereinstimmung mit der Geschichte“ gestanden zu haben (LEUPOLD 2004, weiter im Text mit der Sigle NK bezeichnet: 117), als er 1937 – nach dem Studium der Mathematik – als kommissarischer Kreisschulrat nach Wien und später, da er der polnischen Sprache mächtig war, nach Tarnow im Distrikt Krakau und seit 1943 im Distrikt Galizien, ging. In Wien und Tarnow sollte Rudolf Leupold Zimmer in beschlagnahmten Wohnungen jüdischer Familien bezogen haben, was Folge der damaligen „wahnsinnigen Um- und Aussiedlungspolitik des Reiches“ war (NK: 118). 1941 wurde Leupold zur Wehrmacht einberufen.

Sowohl Dagmar LEUPOLD als auch Stephan WACKWITZ treten in den Texten als erzählende Instanzen auf, die ihre Erinnerungen zum großen Teil auf ihr autobiographisches Gedächtnis stützen. Mit Blick auf Geschichten, die von dem Vater noch zu seinen Lebzeiten mündlich erzählt wurden, spricht LEUPOLD von „Deckversionen (und) Tarnungen des Schwierigen und Widersprüchlichen“, von einer „Verstellung als Status quo“ (NK: 33), die sie exakt auf das Gedächtnis ihrer ganzen Familie bezieht, wenn es heißt:

Die Kreise seiner Geschichte und meiner überschneiden sich; die Schnittmenge ist genau umrissen und doch unbekannt und unbenannt. Was er war, bevor er mein Vater wurde, blieb so lange unter einer Schicht schützender Mythen verborgen, wie Erzähler und

Zuhörer diese speisten. Eine familiäre Koproduktion, eine alle Familienmitglieder beschäftigende Bastelarbeit. Sich gegenseitig etwas anzudichten ist nicht ausschließlich dem Wunsch geschuldet, Unangenehmes zu beschönigen. Es entsteht aus dem Verlangen nach begründbarem Zusammenhalt: Der stellt sich ein, kaum dass eine Geschichte beginnt (NK: 33-34).

Offensichtlich ist LEUPOLDS Umgang mit der Vergangenheit des Vaters dem Bereich einer kollektiven und kommunikativen Erinnerung zuzuschreiben. Hierbei kommt es zu einer intentionalen Verheimlichung bzw. Überformung der Erinnerungen, die für die Angehörigen von zwei Generationen verbindlich ist und auf der „Fiktion einer kanonisierten Familiengeschichte“ (WELZER 2008: 21) basiert.

In ähnlicher Weise wird Stephan WACKWITZ ' kommunikative Teilhabe an der Vergangenheit seines Großvaters realisiert, wenn er als Erzähl-Ich verzeichnet: „Das Überleben meines Großvaters, die Überlieferung seiner Gene und Erinnerungen durch meinen Vater und mich an meinen Sohn, ist die Geschichte einer Solidarität“ (NK: 91). In dieser Weise wird die nationalsozialistische Vergangenheit des Großvaters dem Bereich von Erbschaft und Tradierung zugeschrieben. Zum zentralen Bedeutungsträger wird hierbei die explizit benannte Solidarität, mit der in *Ein unsichtbares Land* das Element der generativen Gemeinschaftsbildung markiert wird. Dieses gemeinsame Geschichtsbewusstsein wird des Weiteren über die *solidarische* Schweigepflicht der Familie WACKWITZ herausgearbeitet, die bei jeglichen geselligen Anlässen für den Umgang mit der ‚Ausschwitz-Nachbarschaft‘ der Großeltern galt. In diesem Zusammenhang heißt es:

Je deutlicher der Gesellschaft um uns wurde, auf welches Ereignis sich dieses Schweigen bezog, desto umfassender hat es sich unter uns ausgebreitet, desto mehr Themen und Gegenstände, Personen und Orte wurden von ihm erfasst – bis wir offenbar nur noch unter Einhaltung strenger Regeln, Sicherheitsabstände und Rituale überhaupt über etwas reden konnten (...).

Als ich älter wurde, stellte ich mir vor, dass mein Vater aus Thüringen stammen könnte, wo es eine Gegend dieses Namens zu geben schien, und im Übrigen vergaß ich das Thema und fand mich damit ab, dass er aus einem kleinen Dorf in einem unsichtbaren Land stammte (UL: 148).

In der Passage werden gleich zwei zentrale Aspekte des Familiengedächtnisses markiert. Erstens wird hier auf das kommunikative Erinnern oder – zutreffender bezeichnet – das „kommunikative Beschweigen“ (LÜBBE 1983: 329, vgl. dazu auch ASSMANN 2006: 98-103) rekurriert: In der familiären Erinnerung an die „polnische Zeit“ (UL: 148) wird mit den Gesprächsritualen ein Verhaltensprinzip ausgegeben, mit dem sich drei Generationen Stephan WACKWITZ ' Familie, für die er das multiple „wir“ benutzt, von der Gesellschaft der Nachkriegszeit abzuschirmen suchten. Zweitens werden familiendynamische Nachwirkungen dieser Einheitlichkeit der Erinnerung präsentiert, die als eine Kanonisierung des Musters

der Verdrängung, wie es nachträglich beim Erzähler wirksam wird, zu bezeichnen sind.

Diese familiäre Einheitlichkeit des Erinnerns kommt gleichermaßen bei der Betrachtung der Tochterfiguren zum Ausdruck. Der Bezug der Töchter auf ihren Vater Andreas Wackwitz wird ebenso im Modus einer Familienloyalität abgegeben, wenn notiert wird:

Die Erzählungen und Erinnerungen seiner drei Töchter an ihn (sie sind heute selber alt; aber sie haben nie aufgehört, sich vor allem als seine Töchter zu verstehen) sind grundiert von einer Schwärmerei, die ich schon als Kind als eine Art von Verliebtheit begriff und von der ich mir vorstellen kann, dass sie ihren eigenen Ehen immer gut getan hat (UL: 37).

Das Familiengedächtnis basiert auch in diesem Fall auf dem Prozess einer kommunikativen Erinnerung, durch die es konstituiert, weitergegeben und tradiert wird. Ausdrücklich wird, dass die entwickelten Abwehrmechanismen wie das Beschweigen oder das Nicht-Wissen-Wollen intergenerationell, d.h. eine gemeinsame Praxis der Familie sind.

Sicher trifft zu, dass die Erinnerungen an Andreas Wackwitz und Rudolf Leupold, die im kommunikativen Austausch der Familienmitglieder geprägt wurden, zum großen Teil ein Produkt der „Einheitlichkeit und Wiederholung der Praxis des Erinnerns“ sind (WELZER 2008: 21). Und dennoch: Als eine Gedächtniskategorie, die das Nachwirken der Familienvergangenheit in die Gegenwart der dritten Nachkriegsgeneration impliziert, scheint das Konzept der Solidarität keine textübergreifende Konjunktur zu haben. In dem Sinne wird mit WACKWITZ ' Ich Folgendes konstatiert:

Nur dass ich mit diesen Solidaritäten eben nie etwas anzufangen wusste und heute noch nichts anzufangen weiß. So dass ich auf die Suche nach neuen Solidaritäten ging, denen ich meinen Ursprung stattdessen verdanken wollte (UL: 91).

Die Passage bringt den Zusammenhang, der zwischen Erinnern und Identität besteht, zur Darstellung. Diesmal geht es nicht um eine gruppenspezifische und tradierte Vermittlung der Familiengeschichte, sondern um eine konkurrierende Aushandlung und Deutung des Vergangenen (vgl. dazu NEUMANN 2004: 353). Dies ist eine Akzentverlagerung, die ebenso prägnant bei LEUPOLD zum Tragen kommt. Mit Blick auf „das Erzählen“ ihres Vaters, das darauf abzielte, „den Zuhörer von der berichteten Erfahrung auszuschließen, statt ihn daran teilnehmen zu lassen“ (NK: 111), verzeichnet die Erzählerin Folgendes:

So bleibt mir, dem damaligen Zuhörer, nur, alles Erzählte – nicht anders als das Nichterzählte – neu aufzusuchen, neu zu begreifen, zu einer Geschichte zu vollenden – oder dem Unfertigen, Unverständlichen stattzugeben (NK: 111).

LEUPOLDS zukunftsorientierte Perspektive hat zur Folge, dass die Formen des kommunikativen Erinnerns in Frage gestellt werden bzw. einer Aktualisierung bedürfen.

Wenn dem so ist, dann stellt sich die Frage, welche Formen und Mechanismen der Erinnerung und Sinnbildung *ex post* und im impliziten Generationengedächtnis, das heißt in der evaluierenden Perspektive der Nachkriegsgeneration wirksam werden.

### **3. Nachforschung und Erinnerungsrecherche – Familiengeschichte in der Perspektive der Nachkriegsgenerationen**

Außer dass das Familiengedächtnis in den Texten auf empirischer bzw. lebendiger Kommunikation der Generationen basiert, wird es in Bezug auf die von LEUPOLDS Vater und WACKWITZ' Großvater hinterlassenen Tagebuchaufzeichnungen entwickelt. In den Romanen bilden sie eine Art von ‚Subtexten‘, die für die Erzähler Gegenstand einer nachträglichen Erinnerungsrecherche und Interpretation sind.

In Analogie zu den mündlichen Ritualen des kommunikativen Gedächtnisses sind auch in den dokumentarischen Einträgen Erinnerungskonventionen aufzuzeigen, die eine Verdrängung und Abschwächung des Vergangenen bewirken sollen. Ausschlaggebend kann in diesem Zusammenhang eine Szene in Berlin sein, wo Andreas Wackwitz auf Adolf Hitlers „Sicht- und Rufweite“ kommt (UL:49). Es geschieht am 30. Januar 1933 – am Tag, an dem Hitler zum Reichskanzler ernannt und Andreas Wackwitz nach Windhuk im ehemaligen Deutsch-Südwestafrika, wohin er umgesiedelt wird, abreist. Den Anblick des feierlichen Fackelzugs wird Andreas Wackwitz Jahre später wie folgt beschreiben:

Als die erste Fahngruppe der SA vorbeikam, wurde viel »Heil« gerufen, Hände wurden gehoben, Hüte geschwenkt. Ich stand in Pelz und Pelzmütze, die Hände in den Taschen, denn es war kalt (...).

Die Massen jubelten und man warf ihm von einer menschlichen Pyramide aus Rosen zu, die von jemandem neben ihm aufgefangen wurden. Ich drängte mich mehr in die Wilhelmstraße hinein, wo im alten Bismarckschen Wohntrakt am geschlossenen Fenster der alte Hindenburg stand (...).

Wenn SA vorbeikam, grüßte er durch Kopfnicken, kamen Stahlhelmsformationen, so winkte er mit der Hand. Der Blick auf Hitler ging mir nicht besonders zu Herzen, ich hatte eigentlich nur den Gedanken: Na, wollen mal sehen, wie er seine Sache nun machen wird (...). Ich wurde sehr nachdenklich und hatte das Gefühl, Zeuge einer historischen Wende zu sein. Allmählich rückte meine Abfahrtszeit näher und ich drängte mich zur Friedrichstraße durch (UL: 202-203).

Offensichtlich wird, dass der Großvater in der Rückschau auf die NS-Zeit vor allem „Skepsis, Vorsicht und sogar Ablehnung“ (UL: 203) an den Tag zu legen sucht. In seinen Erinnerungen will er als ein Zeitzeuge, nicht aber als ein ‚Nazi‘ in Erscheinung treten. Diese Strategie des Sich-Selbst-Entschuldigens wird von Stephan WACKWITZ als erzählendem Ich kritisch reflektiert, indem dieser



bezweifelt, dass es sich bei solchen Erinnerungen um eine genaue Replik der damaligen Ereignisse und Haltung des Großvaters handeln würde. In Andreas Wackwitz' Aufzeichnungen – so die Rezeptionsperspektive des Enkels – sei die Vergangenheit lediglich mit „Selbstbildern, Metaphern, Zitaten, Ruppigkeiten und Sentimentalitäten“, die „völlig *aut of touch*“ wirkten, beschrieben (UL: 86).

Eine vergleichbare Position bezieht die Erzählerin in *Nach den Kriegen*, wenn sie meint, Rudolf Leupolds Tagebucheinträge seien Resultat einer ästhetischen Verarbeitung des Vergangenen und würden primär einer „Selbststilisierung, der koketten Reflexion im Spiegel der Schrift“ dienen (NK: 152). Die Vorwürfe der Tochter gelten überdies der ausbleibenden emphatischen „Äußerung zu jenen, die im Zuge der beschriebenen Verrohung millionenfach ermordet wurden“, woraus sie folgt, dass die Verzeichnungen des Vaters so „emotionslos wie die mathematischen und physikalischen Überlegungen und Ausführungen“ (NK: 129) seien und „zum Krieg, zur nationalsozialistischen Ideologie und ihren verheerenden Folgen nicht Stellung (beziehen), sondern eine Pose ein(nehmen)“ würden (NK: 179).

Bemerkenswert ist, dass Gegenstand der kritischen Aburteilungen nicht (so sehr) der Umstand zu sein scheint, *wie* WACKWITZ' Großvater und LEUPOLDS Vater die NS-Geschichte miterlebten, sondern *wie* sie die eigene Anteilnahme zurückrufen und nachträglich reflektieren. Denn: Das autobiographische Gedächtnis der Kriegserlebnisgeneration würde keine selbstkritische Bewusstmachung der eigenen Vergangenheit implizieren, die als eine „individuelle Schuldfähigkeit“<sup>69</sup> (KOHLBERG 1996) aufzuwerten wäre. Was bei der nachträglichen Verarbeitung der Geschichte ausbleibt, sei Dagmar LEUPOLDS nach der Wunsch der Scheibenden nach einer gründlichen Introspektion, ihr Schuld- oder Mitverantwortungsbewusstsein (vgl. NK: 172 und 167).

Parallel zu diesen Ansprüchen speist sich das implizite Generationengedächtnis jedoch stets aus plausiblen Bezügen auf die Zeit- und Erfahrungsperspektive, von der aus die Verarbeitung der Tagebucheinträge vorgenommen wird. Für WACKWITZ' Erzähler treibt dies eine nüchterne Distanz voran, die ihm die nationalsozialistische Gesinnung und Verstrickung des Großvaters vor dem damaligen Zeithintergrund „nicht so skandalös, wie es heute uns, die wir wissen, wie alles ausging“ (UL: 205) vorkommen lässt. Es ist eben der Blickwinkel der Nachkriegszeit, aus dem die Erzählerin in *Nach den Kriegen* Folgendes bemerkt:

Mich empören zu können ist womöglich ein historisches Privileg, das mir – durch die Zugehörigkeit zu einer Generation, die den Krieg im eigenen Land aus persönlicher Erfahrung nicht kennt – unverdient in den Schoß gefallen ist (NK: 168).

---

<sup>69</sup> Bei der Schuld-kategorie unterscheidet Laurence KOHLBERG in die „individuelle Schuldfähigkeit“ und die „kollektive Schuld-zuschreibung“, so dass in den Prozess einer moralischen Urteilsfindung und Konfliktlösung die Perspektiven aller am Konflikt Beteiligten einbezogen und berücksichtigt werden. Im Mittelpunkt seiner Theorie steht der denkende und interpretierende Mensch, der seine Vernunft einsetzen und sein Handeln unter Berufung auf die Gründe rechtfertigen kann.

In der Deutungsperspektive der Kinder- und Enkelgeneration wird der Bezug auf den Zeitpunkt des Erinnerns und den eigenen Erfahrungsrahmen so zu einem Gestus, in dem sie zu ihrer subjektiven Empfindung und Wertung tendenziell auf Distanz gehen.

Des weiteren und wichtigeren zeichnet sich die Hinwendung zu der Familienvergangenheit dadurch aus, dass sie um die sozial-gesellschaftlichen Lebensverhältnisse der Kriegsgeneration „noch vor dem Eintritt in irgendeine Laufbahn“ (UL: 44) ausgeweitet wird.

Die Aufmerksamkeit für die Vorkriegserlebnisse des Großvaters in *Ein unsichtbares Land* gilt dessen Jurastudium, nach dem sein „hohes, hehr schönes Ideal“, ein preußischer Landrat zu werden, für ihn, den Vertreter des Mittelstandes, unerreichbar blieb (UL: 42-43). Zu einem „Auslandsdeutschen“ geworden, hätte Andreas Wackwitz später lediglich „eine Karriere zweiter Klasse“ (UL: 44) machen können.

Von Dagmar LEUPOLD werden Ereignisse aus Roman Leupolds Kindheit zur Sprache gebracht. Sie führt vor, wie der junge Leupold seinen Vater, der sich an einem Apfelbaum erhängt hatte, vorfindet und weist ausdrücklich auf die spätere Armut der Familie hin, die den jüngsten ihrer Söhne ins Waisenhaus gebracht hat (vgl. NK: 115). Die Jahre, die Roman Leupold unter der polnischen Herrschaft in Bielitz, dem polnischen Oberschlesien verbracht hatte, will die Erzählerin als eine „Kränkung“ sehen, die „zum Auslöser für alle folgenden – auch zwanghaften Wahrnehmungen von Zurücksetzung“ geworden ist (NK: 116).

Mit solchen figurespezifischen Informationen zu der Kriegsgeneration werden die Bezugsrahmen und Deutungsmuster für ihre NS-Vergangenheit festgelegt. Damit ist es den Erzählern möglich, sich über große Textstrecken perspektivisch und emotional auf der Seite der Kriegsgeneration zu positionieren.

Mit den ‚äußeren Umständen‘ als leidende Bezugsinstanz im Fokus lassen die Erzähler sowohl Andreas Wackwitz als auch Roman Leupold nicht (nur) als Träger der NS-Geschichte, sondern (auch) als die von ihr Bertoffenen erscheinen. Maßgeblich für die Einsicht in die Familiengeschichte ist demnach nicht bzw. nicht so sehr die Art der Verstrickung der Väter und Großväter in die NS-Ereignisse, sondern der damalige historisch-politische Rahmen als eine biographische Determinante, die retrospektiv als ein Ausgeliefertsein der Geschichte gedeutet wird. Diese Auffassung wird mit LEUPOLDS Erzählerin auf den Punkt gebracht, wenn sie resümiert: „Aber vielleicht nimmt der Krieg auch denen, die ihn überstehen, die Regie über ihre Biographie aus den Händen, den Tätern wie den Opfern – wenn auch aus entgegengesetzten Gründen“ (NK: 34).

Es ist eben die Rücksicht auf die zeitspezifische Erfahrung des Ausgeliefertseins, die – im Blickwinkel der aktuellen Gegenwart der Kinder- und Enkelgenerationen – ihr Bestreben spiegelt, aus der Familiengeschichte und der Eigenerfahrung ein integrierbares Ganzes zu machen.

Indem die Erzähler für den Vater und den Großvater Verständnis aufbringen, wird es ihnen möglich, das Wissen über die Familienvergangenheit sozial, d.h.

gemäß den Gemeinschaftsinteressen zu konstruieren. In dem Sinne wird die Wirkmächtigkeit, die Andreas Wackwitz' Aufzeichnungen auf seinen Enkel hätte, wie folgt beschrieben:

Es wollte mir beim Lesen manchmal scheinen, als hätten sich über die Jahrzehnte mein Leben und das Leben meines Großvaters miteinander verständigt (...). Denn viel von dem, was mein Großvater mir mit jener jahrzehntelangen Verspätung über sich selbst erzählte, hat mich erschreckt und geekelt. Und manches hat mich mit einer Art verzweifeltem Stolz auf ihn erfüllt (UL: 35).

Was namhaft gemacht wird, ist ein Bereich von Ähnlichkeit zwischen dem Erzähler und seinem Großvater, der Züge einer Solidarität der Generationen annimmt. Im analogen Kontext heißt es mit LEUPOLDS Erzählerin mit Blick auf ihren Vater: „Während ich diesem Mann, der später mein Vater wurde, auf der Spur bin, sehe ich mich selbst“ (NK: 112). Sichtbar wird, dass und wie die Romanerzähler hier einen Beitrag leisten, die Inkohärenz zwischen der Familien- und der Eigenbiographie aufzuheben und Prozeduren kommunikativen Erinnerns einzusetzen. Auf dieser Grundlage ist ihr „Familiengedächtnis“ nicht nur Resultat der rekonstruierenden Erinnerungsrecherche, sondern auch ein Ausdruck ihrer sozialen Bindungen, die einen familiären Rahmen für die allgemeine Haltung der Gruppe bilden, in dem die Vergangenheit nicht nur reproduziert, sondern auch – und vor allem – in ihrer Wesensart definiert wird (vgl. HALBWACHS 1985: 210).

#### **4. Generativer Umgang mit der Schuldfrage – Fazit**

Für die untersuchten Texte gilt, dass die Geschichte hier auf Basis von der Vater- und Großvaterbeziehung und aus dem Blickwinkel des ‚Jetzt‘ rekapituliert wird: Die Erzähler in *Nach den Kriegen* von Dagmar LEUPOLD und *Ein unsichtbares Land* von Stephan WACKWITZ blicken auf die Zeit des Nationalsozialismus zurück und greifen sie als Teil des generativen Gedächtnisses auf. Somit wird ein Thema wiederbelebt, das in den studentenbewegten 1970er und den 1980er Jahren Konjunktur hatte.

In den Romanen findet das Konzept der Aufnahme der Vergangenheit in das Familiengedächtnis in zweierlei Art statt. Erstens wird sie durch das Erfahrungsgedächtnis der zweiten und dritten Nachkriegsgeneration ausgelöst. Auf der Grundlage der empirischen Familienkommunikation werden Strategien des Sich-Erinnerns entwickelt, die – aus der individuellen und subjektiven Perspektive der NS-Zeit-Vertreter heraus – als eine „Spurenverwischung und Abwehr von Schuld“ aufzufassen sind (ASSMANN 2006: 25 und 91). Die so erarbeiteten Geschichtsversionen werden in einer Kontinuität der gemeinsamen Erinnerungsakte weitergegeben und für ganze Familien verbindlich.

Darüber hinaus wird das Wissen über die Familiengeschichte in nachträglichen dokumentarischen Rekursen vorangetrieben. Parallel zu den kommunizierten Bildern der Vergangenheit wird das Erinnern an den Nationalsozialismus von der zweiten und dritten Nachkriegsgeneration durch die Bezugnahme darauf gestaltet,

was Rudolf Leupold und Andreas Wackwitz – als Produkt ihres autobiographischen Gedächtnisses – aufgezeichnet haben. In diesem Anlauf werden Leupolds und Wackwitz' Erinnerungen, die einen Selbstbezug aufweisen, in den Erfahrungs- und Wertehorizont der nächsten Generationen aufgenommen und eingepasst. Selbst in dieser – betont übergeordneten und interpretierenden – Betrachtungsweise werden Strategien der Rationalisierung und Emotionalisierung entwickelt.

In der Perspektive der zweiten und dritten Nachkriegsgeneration wird die Frage nach Schuld bzw. Täterschaft gewissermaßen relativiert, dies zugunsten der Konzentration darauf, wie die Vergangenheit in autobiografischen und autoreflexiven Zugriffen, d.h. von ihren ‚Trägern‘ organisiert und gedeutet wird. Anstelle der Selbstgewissheit bzw. Selbstgerechtigkeit des Urteils der ersten Väterromane tritt nun ein gestiegenes Maß an Gelassenheit und Empathie der Nachkriegsgenerationen hervor. In den Blick werden nicht nur die historisch-politischen Verhältnisse, sondern auch die persönlichen Erlebnisqualitäten geführt, die die jungen Männer, die Andreas Wackwitz und Rudolf Leupold einst waren, für das spätere NS-Erlebnis ‚konditioniert‘ hätten. Auf diese Art und Weise gelingt es den Erzählern, die Vergangenheitsversionen, mit denen sie konfrontiert wurden, teilweise zu rechtfertigen.

Damit kommt die ursprüngliche Konzeption des Familiengedächtnisses zur Geltung, die darin besteht, die schuldbelastete Vergangenheit mit dem Familiengedächtnis zu vereinigen. Es kann gefolgert werden, dass der Zugang zur Familienvergangenheit hier im Dienste einer Loyalitätsverpflichtung und Gemeinschaftsbildung steht. Hiermit können die Romane ihre Wirksamkeit als ein Beitrag zur Beseitigung der Diskrepanz von Familiengeschichten der Kriegserlebnis- und der Nachkriegsgenerationen entfalten.

Rekapitulierend ist auf die moralisch wertende Wesensart der ersten Väterromane Bezug zu nehmen: Die untersuchten Texte dekonstruieren die historischen Urteile jener Zeit nicht, sondern ergänzen und erweitern sie: Es ist die Anerkennung der Perspektive der Träger der NS-Zeit, durch die das Erforschen der Familienvergangenheit nicht in einem *Gegeneinander*, sondern einem *Neben- und Nacheinander* der Generationen erfolgen kann.

## Literaturverzeichnis

- ASSMANN, A. (2006), *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. München.
- GUDEUS, C./ EICHENBERG, A./ WELZER, H. [Hg.] (2010), *Gedächtnis und Erinnerung. Ein Interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart und Weimar.
- HALBWACHS, M. (1985), *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt am Main.
- KEPPLER, A. (2001), Soziale Formen individuellen Erinnerens. Die kommunikative Tradierung von (Familien-)Geschichten. In: WELZER, H. [Hg.], *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hamburg, 137-159.

- KOHLBERG, L. (1996), *Die Psychologie der Moralentwicklung*. Frankfurt am Main.
- KOSELLECK, R. (2000), Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze. In: KOSELLECK, R. [Hg.], *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt am Main. 27-77.
- LÜBBE, H. (1983), Der Nationalsozialismus im politischen Bewusstsein der Gegenwart. In: BROZAT, M. et al. [Hg.], *Deutschlands Weg in die Diktatur*. Berlin. 329-349.
- MANNHEIM, K. (1964), Das Problem der Generationen. In: WOLFF, K.H. [Hg.] *Wissenssoziologie*. Berlin und Neuwied. 509-565.
- NEUMANN, B. (2004), Fictions of Memory: Erinnerung und Identität in englischsprachigen Gegenwartsromanen. In: *Literatur in Wissenschaft und Unterricht*, Heft 4. 333-360.
- NK = LEUPOLD, D. (2004) *Nach den Kriegen. Roman eines Lebens*. München.
- UL = WACKWITZ, S. (2005) *Ein Unsichtbares Land. Familienroman*. Frankfurt am Main.
- WELZER, H. (2001) Das gemeinsame Verfertigen von Vergangenheit im Gespräch. In: WELZER, H. [Hg.], *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hamburg. 160-178.
- WELZER, H./ MOLLER, S./ TSCHUGGNALL, K. (2008), »Opa war kein Nazi« *Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*. Frankfurt am Main.

**Hubert Orłowski**

Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu

## **Ubbo-Emmius Struckmann als Journalist im Generalgouvernement 1939-1943/44**

Unlängst erschien ein Band, der wohl alle, die an den Peripetien der deutschen Literatur im 20. Jh. interessiert sind, beschäftigen dürfte. Gemeint ist Christian Adams Monographie „Der Traum vom Jahre Null. Autoren, Bestseller, Leser. Die Neuordnung der Bücherwelt in Ost und West nach 1945“ (2016). Der Verfasser, Leiter des Fachbereichs Publikationen im Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr in Potsdam, setzt mit diesem Titel seine früheren Überlegungen fort, die in seinem Band „Lesen unter Hitler. Autoren, Bestseller, Leser im Dritten Reich“ (2010) eingefädelt worden sind. Im zweitgenannten Band erinnert Adam an ‚Bestseller‘, an populäre Autoren sowie an meistgelesene Titel im Dritten Reich. Es fallen Namen wie Albrecht Goes, Martin Kessel, Luise Rinser. Erwähnt werden auch die von Wolfgang Weyrauch im Dritten Reich herausgegebenen Anthologien: „1940. Junge deutsche Prosa“ und „Das Berlin-Buch“ (1941). Christian Adam verweist auf Namen, die aus der Nachkriegszeitperspektive von hoher Relevanz sind. Weitere Namen wie Wolfgang Goetz, Hedwig Rohde, August Scholtis und Erik Reger, folgen den soeben genannten.

Warum erwähne ich all dies? – Nun: Weil nicht wenige Namen und Titel, denen in den Ausführungen des Potsdamer Forschers eine Art Schlüsselposition zugeteilt worden ist, auch zu unseren Untersuchungen über das Feuilleton der „Krakauer Zeitung“ gehören.

Über das Feuilleton der „Krakauer Zeitung“ und über dessen Hauptkonstrukteur veröffentlichte ich in den letzten Jahrzehnten acht längere sowie einige kleinere Beiträge. (Einige Titel seien wenigstens in der Fußnote erwähnt. (ORŁOWSKI 1980, 1985, 1990, 1991, 1998, 1999, 2002)<sup>70</sup> Ich gebe zu: Eine eigenartig eisige Aura ging von den vergilbten Blättern der „Krakauer Zeitung“ aus, die ich seinerzeit im Lesesaal des Westinstituts am Posener Altmarkt mit wachsender Spannung *ad oculos* erforschte.

Welches Profil zeichnete diese Zeitung aus, was konnte der deutsche Leser von der Lektüre erwarten? Lassen Sie mich eine Passage aus Horst Langes Brief vom 8. März 1942 zitieren, gerichtet an Ubbo-Emmius Struckmann, den ‚Schriftleiter‘ der

---

<sup>70</sup> In diesem Beitrag gehe ich – aus verständlichen Gründen – auf meine Texte zurück. Längere Autozitate tauchen in meiner Ausführung auf, ohne dass sie als solche vermerkt worden sind.

Zeitung: „Sie können sich nicht vorstellen, mit welcher Intensität wir im Lazarett die ‚Krakauer Zeitung‘ verschlangen und uns die Blätter, sobald sie gekommen waren, gegenseitig aus den Händen rissen, und wie ich mich immer wieder über das gut geleitete Feuilleton freute, in dem so viele Namen auftauchten, die ich sehr schätze.“

Was ist nun also zu sagen über die ‚Krakauer Zeitung‘, über das Blatt des Generalgouvernements?

Die ‚Krakauer Zeitung‘ verfolgte im Generalgouvernement ähnliche Ziele wie der ‚Ostdeutsche Beobachter‘ im Warthegau und der ‚Völkische Beobachter‘ im Reich. Sie war eine politische Kampfzeitung, eine Nazizeitung. Die Schriftleitung der Zeitung formulierte ihre Ziele unmissverständlich.<sup>71</sup>

Selbst ein kurzer Blick in die sechs Jahrgänge der Zeitung bestätigt die erklärte Linie des Blattes. Politische Schlagzeilenartikel, bebilderte Berichte von ‚Kriegsschauplätzen‘, erbauende Reportagen von deutscher ‚zivilisatorischer Aufbauarbeit‘ im Generalgouvernement, geschickt gemixt mit antisemitischen und antipolnischen Feindbildern, all dies bestimmte den Charakter der Zeitung. Und eben in solch einem Blatt erschienen u.a. Texte von soeben genannten Autoren, die keineswegs zu den Mitstreitern des Dritten Reiches zu zählen sind. Selbstverständlich veröffentlichten in der ‚Krakauer Zeitung‘ auch völkische, konservativ-revolutionäre als auch ‚Dichter der braunen Bataillone‘.

Das Feuilleton der ‚Krakauer Zeitung‘ gehörte zu den wichtigsten im Dritten Reich. Die Nennung allein der Namen von Autoren, die dort veröffentlichten, lässt erwarten, dass es das der ‚Frankfurter Zeitung‘ oder des ‚Berliner Tageblatts‘ verwandt gewesen ist. Aufgezählt seien die relevantesten, nämlich die von Stefan Andres, Walter Bauer, Martin Beheim-Schwarzbach, Werner Bergengruen, Otto Friedrich Bollnow, Georg Britting, Willy Fehse, Manfred Hausmann, Hermann Hesse, Ricarda Huch, Hermann Kasack, Karl Krolow, Horst Lange, Walter von Molo, Ernst Penzoldt, Sigismund von Radecki, Eugen Roth, Oda Schäfer, Ruth

---

<sup>71</sup> Im Geleitwort zum Almanach ‚Deutsches Wort im Osten. Ein Jahr ‚Krakauer Zeitung‘,‘ hieß es: „Am 12. November 1939 erschien in Krakau, dem Sitz des Generalgouverneurs, erstmalig eine deutsche politische Tageszeitung. Sie erhielt für ihr Erscheinungsgebiet im Krakauer Distrikt den Titel ‚Krakauer Zeitung‘, für die übrigen Teile des Generalgouvernements und für ihre Auflage im Reich und im Auslande den Titel: ‚Warschauer Zeitung‘. Vom 1. Januar 1941 ab wird sie einheitlich nur noch den Namen ‚Krakauer Zeitung‘ führen. Die ‚Krakauer Zeitung‘ und die ‚Warschauer Zeitung‘ unterscheiden sich – was ihre Aufgabe insbesondere betrifft – sehr wesentlich von allen Blättern, die im Reich erscheinen, sowohl von denen in Berlin, als auch von den anderen draußen in den Gauen [...]. Ihre Existenz und ihre Zukunft hängen sehr eng mit der allgemeinen Entwicklung des Generalgouvernements zusammen. Das politische Programm des Generalgouvernements bestimmt ihre politische Aufgabe. Diese Aufgabe hängt aufs engste zusammen mit der Aufgabe der deutschen Führung und Verwaltung in diesem Raum. Der Wille des Führers ist oberstes Gesetz und die Feder wird hier – wie es im ersten Leitartikel des Blattes hieß – ‚nicht verderben, was das Schwert gut gemacht hat‘.“ – Almanach ‚Deutsches Wort im Osten‘. Ein Jahr Krakauer Zeitung, Krakau-Warschau 1941, S. 12 f.

Schaumann, Hermann Stahl, W. E. Süskind, Otto von Taube, Franz Tumler, Georg von der Vring, Wolfgang Weyrauch.

Das für die Medienlandschaft des Dritten Reiches Einmalige ergibt sich aus der Tatsache, dass diese Zeitung kein Blatt vom Format einer „Frankfurter Zeitung“ oder eines „Berliner Tageblattes“ gewesen ist. Die erwähnten Autoren veröffentlichten in einer Zeitung, die vom 12. November 1939 bis zum 19. Januar 1945, also seit Polens Besetzung bis zum Rückzug der letzten Wehrmachtseinheiten aus Krakau herausgegeben worden ist.

Von Relevanz ist die Tatsache, dass im Feuilleton eines nazistischen Kampfblattes, mit überdeutlich antipolnischer Spitze, Vertreter der ‘Inneren Emigration’, mehr oder wenig auf Distanz gehende Schriftsteller sowie auch indifferente Unterhaltungsautoren veröffentlichen konnten. Und das in einem keineswegs nur winzigem Ausmaße. Die „Krakauer Zeitung“ gehörte nämlich zu den größten deutschen Zivilzeitungen in den von der Wehrmacht besetzten Gebieten. Sie war niemals, selbst in der Aufbauphase, eine Front- bzw. Soldatenzeitung. Die Auflage betrug 1939 ca. 50.000 Exemplare, und soll bis Juli 1942 auf 130.000 gestiegen sein.<sup>72</sup> Sie unterstand dem Verwaltungsamt des Reichsleiters für die Presse der NSDAP. In redaktioneller Hinsicht wurde sie also durch die Abteilung Schriftleitung des Verwaltungsamtes betreut.

Beim Vergleich des Feuilletons der „Krakauer Zeitung“ mit dem des „Berliner Tageblattes“ oder der „Frankfurter Zeitung“ sind gravierende Unterschiede zu berücksichtigen, die es in puncto Redaktionszusammensetzung, Zensurbedingungen und Rezeptionssituation gegeben hat.<sup>73</sup>

Zweierlei ist noch zu betonen: Die „Krakauer Zeitung“ war eine Zeitung, die die polnische Bevölkerung sowohl laut Programm als auch in praxi ignorierte. Abgesehen von zwei Übersetzungen in der Spätphase des Krieges ignorierte das Blatt polnische Autoren. Erstaunlich opulent ist der Raum, welcher der Literatur und Literaturkritik gewidmet worden ist. literaturkritische Texte.<sup>74</sup>

---

<sup>72</sup> Vgl. Zeitungswissenschaft. Monatsschrift für internationale Zeitungsforschung mit Archiv für Presserecht, H. 9, 17. Jg., 1942, S. 460. (Laut Krafft soll es in bestimmten Zeitabschnitten noch zusätzliche Sonderausgaben, als Soldatenzeitung, gegeben haben, bis zu 50.000 Exemplaren. (Gespräch mit Herbert Krafft, dem ‚Schriftleiter‘ des Wirtschaftsteils der „Krakauer Zeitung“, am 26. 5. 1986.)

<sup>73</sup> Die großen bürgerlichen Tageszeitungen verfügten über mehr oder weniger geschlossen gewachsene Redaktionen, sie waren stärker einer äußeren Zensur unterworfen, und sie konnten sich zum Teil einer feinhörigen Leserschaft gewiss sein. Nichts Ähnliches lässt sich von der „Krakauer Zeitung“ sagen. Die Redaktion wurde ja per Order gebildet und der Hauptschriftleiter verfügte über alle Mittel und Instrumente einer Hauszensur. Und an ein von der Tradition her ‘trainiertes’ Lesepublikum war in diesem Fall überhaupt nicht zu denken.

<sup>74</sup> In jeder der ca. 1800 Nummern des Blattes wurde in der Regel eine Seite für literarische Texte vorgesehen. Berücksichtigt man dazu noch weitere kulturpolitische Beiträge, Feuilletons, Rezensionen, Besprechungen auf anderen Seiten, sowie die mehrseitigen Sonntags- und Feiertagsbeilagen wie auch die besonderen ‘Literaturbeilagen’, so kommt man



Verglichen mit den wenigen schmalen Seiten des Feuilletons im „Ostdeutschen Beobachter“ z.B. ist das schon recht erstaunlich. Wer veröffentlichte im Feuilleton?<sup>75</sup> Unternimmt man den Versuch, die Autoren nach weltanschaulichen und literarhistorischen Kriterien zu unterscheiden, so lassen sich – abgesehen von ‘klassischen’ Autoren – drei Gruppen feststellen: 1. Die relativ schwach vertretene Gruppe von Schriftstellern des Dritten Reiches, von nazistischen Autoren (Heinrich Anacker, Herbert Böhme); 2. die mit Abstand größte, allerdings recht heterogene Gruppe von ideologiefreien Autoren (Naturlyrik, Heimatliteratur, historische Prosa, moralisierendes Betrachten, Unterhaltungsliteratur), sowie, 3., programmatisch nichtnationalsozialistische, partiell die Naziideologie sogar verneinende Autoren.

Bei den zwei letzten Gruppen ist es berechtigt zu fragen, inwiefern sich deren Vertreter der äsopischen Sprache, der ‘Sklavensprache’ bedienten. Vergleicht man Werturteile, die von Hepp, Wirbt und Werber – in prädikativer Form von Geheimsprache, Blumensprache, Zwischen-den-Zeilen-schreiben, Katakombensprache, Camouflage – über die „Frankfurter Zeitung“ bzw. das „Berliner Tageblatt“ formuliert haben, so ist das keineswegs ein so abwegiger Gedanke (HEPP 1949:184f.).

---

auf die stattliche Zahl von über 2000 großformatigen Seiten Literatur und Literaturkritik. Bis in die letzten Kriegsmonate hin, als die „Krakauer Zeitung“ lediglich sechs, wenn nicht vier Seiten zählte, erschienen weiterhin ganzseitige Unterhaltungsbeilagen. Berechnet man schätzungsweise die Zahl der pro Seite veröffentlichten Gedichte, Erzählungen, Prosabeiträge, Rezensionen oder Feuilletons mit fünf, so ergibt das im Endresultat ca. zehntausend literarische und publizistische Texte.

<sup>75</sup> Aus Gründen der Überschaubarkeit sollte auch in diesem Falle ein Quantitätskriterium gelten. Zu Autoren mit weit über 50 Texten gehören u.a.: Hans Friedrich Blunck und Hermann Hesse, Walter Bauer und Werner Bergengruen, Bruno Brehm und Manfred Hausmann, Herbert Böhme und Willy Fehse, Max Barthel und Georg Britting, Hans Lerbs und Eugen Roth, Hans Franck und Hans Leip. (Vom letztgenannten sind über 70 Texte veröffentlicht worden, übrigens von keiner Hesse-Bibliographie verzeichnet.) Beim minderen quantitativen Kriterium müssten u.a. die Namen Karl Krolow, Stefan Andres, Oda Schaefer, Albrecht Goes, Peter Suhrkamp, Ernst Penzoldt, Horst Lange, Hermann Kasack, Wilhelm Emanuel Süskind, Otto Friedrich Bollnow, Martin Kessel, Wolfgang Weyrauch und einige weitere erwähnt werden. Zu erwähnen sind auch Autoren, die der Dresdner Kolonne-Gruppe angehörten bzw. mit ihr sympathisierten (Martin Raschke, Horst Lange, Oda Schaefer, Walter Bauer, Ernst Penzoldt, Martin Beheim-Schwarzbach).

Andres, der aus Positano mit Struckmann postalisch verkehrte, publizierte in der „Krakauer Zeitung“ sogar nach der Auflösung der Frankfurter Redaktion. Von den ca. zwanzig Texten (Erzählungen, Anekdoten, Essays, Feuilletons), die zwischen dem 21. Januar 1940 und dem 10. Oktober 1943 in der „Krakauer Zeitung“ veröffentlicht worden sind, gehören einige wohl zur getarnten Widerstandsliteratur. Die Rezeption dieser sowie weiterer „Widerstandspartikel“ ist verständlicherweise eine recht problematische; der Kontext selbst nämlich, also die Rahmen der „Krakauer Zeitung“, sowie der Bezugskreis des jeweiligen Autors, bestimmen im Einzelfall die Zielorientierung des Lesers. Hingewiesen sei noch darauf, dass einige Autoren der „Frankfurter Zeitung“, u.a. Stefan Andres, Horst Lange, Ernst Penzoldt, Albrecht Goes, und Annette Kolb, auch für das Krakauer Blatt schrieben.

Es war der Publizist Ubbo-Emmius Struckmann, der das einmalige Konzept des Feuilletons konzipierte hatte. Der 1908 geborene, also zu den 'neunzehnhunderttraurig' Geborenen gehörende Niedersachse, studierte in den Jahren 1929-1932 Germanistik, Kunstgeschichte, Philosophie und Geschichte an der Berliner Universität sowie an der Universität Wien. Seine Kolleghefte beweisen eine intensive Auseinandersetzung mit aktuellen Problemen. Struckmann lässt sich durch eine Reihe von fixen Punkten eines Koordinatensystems der späten Weimarer Republik enger bestimmen, nämlich wie: Generationsselbstverständnis, Jugendideologie, Angst vor dem Zerfall des Deutschen Reiches, Furcht vor anarchischen Zuständen. Er ist zu verstehen sowohl als Persönlichkeit als auch als Vertreter einer Generation. Er war Anhänger der Dresdner Kolonne-Gruppe, veröffentlichte u.a. im Blatt „Literatur und Kunst. Beilage zur Celleschen Zeitung und Anzeigen“. In vielen publizistischen Texten, veröffentlicht in Publikationsorganen der 'konservativen Revolution', versuchte Struckmann sich selbst und seinen Lesern die politische Szene der letzten Jahren vor Hitlers Machtübernahme zu erklären.<sup>76</sup>

Frontbriefe von Struckmann an Süskind zeugen von einer sich vertiefenden Krise. Im Frühjahr 1943 an die Ostfront einberufen, fiel er im August 1944 auf litauischem Gebiet.

Die ihm bevorstehende Offizierslaufbahn hat er vermocht bewusst abzublocken. Ein weltanschauliches 'Psychogramm' von Struckmann zu erarbeiten ist wohl möglich, nicht zuletzt über seine frühen, also vor 1933 entstandenen publizistischen Beiträge. Sie beziehen sich einerseits auf eminent politische Ereignisse, u.a. auf die Jugend-Rebellion um 1930, andererseits auf literaturhistorische Phänomene, wie den deutschen, österreichischen sowie europäischen Zeitroman.

---

<sup>76</sup> Er war aktives Mitglied eines der Verbände der konservativen Revolution, nämlich des Jungdeutschen Ordens, nahm Kontakt zu Otto Strasser auf, sowie mit seinem 'Kampforgan' „Die schwarze Front“. Zwischen Struckmann und Harro Schulze-Boysen gab es gute Beziehungen. Vor allem jedoch veröffentlichte Struckmann im „Jungdeutschen“, dem Organ des Jungdeutschen Ordens. Dort erschienen seine programmatischen Stellungnahmen und Statements, sowohl politische als auch kulturpolitische. Vor Hitlers Machtübernahme war Struckmann zugleich ein sehr aktiver Vorsitzender des Studentischen Germanistenverbandes an der Friedrich Wilhelm Universität zu Berlin. Als Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Germanisten stand er im Briefwechsel er mit vielen Schriftstellern und lud sie zu Vorträgen und Diskussionen ein, u.a. Gottfried Benn, Heinrich Mann, Jakob Wassermann, Oskar Loerke, Manfred Hausmann und Hermann Kesten. Autoren der Kolonne-Gruppe waren auch unter den Eingeladenen. Struckmann initiierte dank seiner Korrespondenz Beziehungen zu einer Reihe von Autoren, die er noch aus der Zeit seiner Berliner Tätigkeit im Germanistenverband kannte. Es gab auch Kontakte anderer Art, nämlich solche, die auf Vertrauensbasis möglich gewesen sind, z.B. zu Alfred Kubin und zu Wilhelm Emanuel Süskind. Der für die Literatur in der „Krakauer Zeitung“ wohl wichtigste Kontakt, den es Struckmann gelungen ist, aufzunehmen, zu erhalten und auszubauen, war der zu Wilhelm Emanuel Süskind. Süskinds Beteiligung an der Gestaltung des Literaturteiles der „Krakauer Zeitung“ ist nicht zu überschätzen.

Insbesondere Struckmanns Kritik an der Schlafwandler-Trilogie belegt, wie er Brochs Soziopsychogramm der Jetztzeit, neben anderen gewichtigen Zeitdiagnosen vom Typus „Geistige Situation der Zeit“ von Karl Jaspers (1931) oder „Der deutsche Geist in Gefahr“ von Ernst Robert Curtius (1932), rezipiert und begriffen hat.

Von Relevanz für diese Überlegungen ist die auf den Begriff der Generation und auf die Kolonne-Gruppe hinweisende Bemerkung: „Und ich glaube, daß in unserer jungen Dichtergeneration auch schon so etwas Neues sich anbahnt. Wenn du Menschen wie Hausmann, Beheim-Schwarzbach oder Walter Bauer zu dir sprechen läßt, wenn du Blätter wie die der Kolonne [...] liest, dann, meine ich, müßte eine Ahnung dessen, was wird, was unser Lebensgefühl trägt und was sein Ausdruck ist, schon kommen.“

Zu erklären ist in diesem Zusammenhang das melancholisch klingende Denkbild „neunzehnhunderttraurig“. 1931 erschien im 1. Heft der „Literarischen Welt“, im Rahmen des von der Redaktion gestarteten Zyklus Lebensläufe von heute, die in dritter Person wiedergegebene Selbstdarstellung eines zu diesem Zeitpunkt noch unbekanntem Autors. In diesem Selbstporträt, programmatisch betitelt „Europa neunzehnhunderttraurig“, heißt es u.a.: „Ob er in Balzik am Schwarzen Meer lebt oder in Bayonne am Atlantischen, da gibt es wenig Unterschied. Denn das europäische Gesicht hat überall die eine Müdigkeit für den, der zwischenzeitig geboren ist und im Jahre neunzehnhunderttraurig. Er ist schon zu spät auf die Welt gekommen, er wird nie zur Zeit kommen.“ Diese Worte stammen von Peter HUCHEL (1984:217). Dank solcher Begriffe wie „neunzehnhunderttraurig“, „Müdigkeit des europäischen Gesichts“, „zwischenzeitig geboren“, „zu spät auf die Welt gekommen“ oder auch „nie zur Zeit kommen“, wird hier individuelle, selbsterfahrene Generationszugehörigkeit ins Metaphorische überzeugend hinübergerettet.

Meine Hypothese lautet, dass auch Struckmanns verzweifelte und letztendlich gescheiterte Sinnsuche aus dieser „erfahrungsbezogene(n) Zeitorientierung“ zu verstehen ist. Sein letztes Lebenskapitel, nämlich der Versuch, im Feuilleton der „Krakauer Zeitung“ Autoren und Texte unterzubringen, die er als für seine und seiner Generation weltanschauliche Orientierung relevant fand, vermochten allerdings nur noch Peter HUCHELs sinnsuchendes Denkbild „Europa neunzehnhunderttraurig“ zu bestätigen.

## Literaturverzeichnis

- HEPP, F. (1949), *Der geistige Widerstand im Kulturteil der „Frankfurter Zeitung“ gegen die Diktatur des totalen Staates 1943-1943*, Dissertation. München.
- HUCHEL, P. (1984), *Gesammelte Werke*, Bd. 2. Frankfurt am Main.
- ORŁOWSKI, H. (1980), „Krakauer Zeitung“ 1939-1945. Auch ein Kapitel deutscher Literaturgeschichte im Dritten Reich. In: Text und Kontext 8.2.
- ORŁOWSKI, H. (1985), „Krakauer Zeitung“ 1939-1945. Nichtnationalsozialistische Literatur im Generalgouvernement? In: DENKLER, H./ LÄMMERT, E. [Hg.], *Das*

*war ein Vorspiel nur...* Berliner Colloquium zur Literaturpolitik im „Dritten Reich“. Berlin.

- ORŁOWSKI, H. (1990), O problemie oraz problematyczności opozycji w literaturze Trzeciej Rzeszy na przykładzie felietonu „Krakauer Zeitung” (1939-1945). In: JOŃCA, K. [Hg.], *Studia nad antyhitlerowską opozycją w Trzeciej Rzeszy 1933-1945*. Warszawa.
- ORŁOWSKI, H. (1991), Die österreichischen Autoren und die „Krakauer Zeitung” (1939-1945). Zu einem unbekanntem Kapitel österreichischer Literaturgeschichte im Dritten Reich. In: TOPOLSKI, J./ WRZOSEK, W. [Hg.], *Die methodologischen Probleme der deutschen Geschichte*. Poznań.
- ORŁOWSKI, H. (1998), Ubbo-Emmius Struckmann und das Feuilleton der „Krakauer Zeitung“. Problematische Freiräume im Literatursystem des Dritten Reiches. In: BAUR, U./ GRADWOHL-SCHLACHER, K./ FUCHS, S. [Hg.], *Macht Literatur Krieg. Österreichische Literatur im Nationalsozialismus*. Wien/ Köln/ Weimar.
- ORŁOWSKI, H. (1999), Das Feuilleton der „Krakauer Zeitung” (1939-1945) und die Weimarer Klassik. In: EHRLICH, L./ JOHN, J./ ULBRICHT, J.H. [Hg.], *Das Dritte Weimar. Klassik und Kultur im Nationalsozialismus*. Wien/ Köln/ Weimar.
- ORŁOWSKI, H. (2002), ‚Raumbundene Zwecksetzung’ als Richtlinie im Feuilleton der „Krakauer Zeitung“. In: SCHÜTZ, E / STREIM G. [Hg.], *Reflexe und Reflexionen der Modernität 1933-1945*. Bern/ Berlin.
- STRUCKMANN, U.E. (1932), Gespräch um Zola als Ahn der modernen Literatur. In: *Der Jungdeutsche* 24.9.

**Jolanta Pacyniak**

Uniwersytet im. Marii Curie-Skłodowskiej w Lublinie

## **Das Wechselspiel zwischen Individuum und Gesellschaft im Werk Jenny Erpenbecks**

In der Forschung wird die Literatur als Ort verstanden, an dem das dialektische und historische Verhältnis von Individuum und Gesellschaft zur Darstellung gebracht wird (KLEINWORT 2004: 14). Angesichts einer solchen Formulierung tut sich die Frage auf, wie man Gesellschaft und Individuum näher bestimmen kann. In der Soziologie, die die Gesellschaft untersucht und gleichzeitig selber ein Teil dieser Gesellschaft ist, gibt es eine Unmenge von definitorischen Versuchen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Für die Analyse der Romane ERPENBECKS wird die Definition von Stefan BERTSCHI verwendet, der die Gesellschaft versteht als „die Gesamtheit der Sozialstrukturen und Kulturfelder, denen ein Individuum zugehört und in denen Individuen zusammengefügt sind, und das soziale Handeln, das ein Individuum betrifft – genauer: für dieses Sinn und Bedeutung hat – sowie das eigene soziale Handeln dieses Individuums“ (BERTSCHI 2010: 53). Das menschliche Individuum wird definiert als „ein selbstständiges, vernunfts- und willensfähiges Wesen, das sich durch eine spezifische Gesamtheit strukturierter und gegenüber anderen Individuen abgrenzbarer Merkmale der Denk- und Verhaltensweise sowie der körperlichen, geistigen, kulturellen und sittlichen Eigenschaften auszeichnet“ (ebd.: 67). In diesem Kontext sieht man den wechselseitigen Einfluss der beiden soziologischen Begriffe aufeinander. Für die Literatur scheint das Spannungsverhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft besonders fruchtbar zu sein, und ihr Dazwischen schafft Raum für eine literarische Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Realität und der Stellung des Individuums in ihr. Für die weitere Analyse der Werke ERPENBECKS ist die doppelte Sichtweise dieser Problematik näher zu beleuchten: Einerseits wird das Individuum den Zwängen der Gesellschaft ausgesetzt und in der Opposition zu dieser Gesellschaft vollzieht sich der Prozess der Selbstbestimmung und Abgrenzung von der als restriktiv empfundenen Umgebung. Dabei wird die Frage aufgeworfen, ob ein Individuum überhaupt wie ein selbstständiges und willensfähiges Wesen handle oder seine Freiheit nur eine Täuschung sei, vielleicht sei das Individuum und damit all seine Handlungen nur Produkt der Umstände, in die es hineingeboren wurde und des Sozialisationsprozesses, dem es zu Hause, aber auch in den öffentlichen Erziehungsinstitutionen unterworfen wird. Andererseits werden auch bei ERPENBECK solche literarischen Individuen entworfen, die sich den auferlegten Zwängen willenlos beugen oder sie sogar verinnerlichen, indem sie sich selbst an das allerletzte Ende der gesellschaftlichen Leiter zu platzieren suchen, um damit einen Freiraum zu gewinnen. Es werden verschiedene Möglichkeiten der

Positionierung des Individuums gegenüber der Gesellschaft dargestellt, die jedoch einer eindeutigen Wertung seitens der Erzählinstanz nicht unterzogen werden. In diesem Kontext erweist sich der Begriff der Grenze im Sinne von Jurij LOTMAN für die weitere Analyse geeignet zu sein. Nach LOTMAN ist „die Versetzung einer Figur über die Grenze eines semantischen Feldes“ (LOTMAN 1993: 332) ein Ereignis. Demnach ist ein Ereignis „ein revolutionäres Element, das sich der geltenden Klassifizierung widersetzt“ (ebd: 334) und vom jeweils gültigen Normbegriff abhängt (ebd.: 333f.). In diesem Sinne ist die Überschreitung einer Grenze des in einem bestimmten Kulturkreis Akzeptierten im literarischen Werk zum Ereignis, das die weitere Handlung ins Rollen bringt.

In *Geschichte vom alten Kind* vollzieht sich eine solche Grenzüberschreitung bereits am Anfang; die ersten Sätze lauten: „Als man es gefunden hat, stand es des Nachts auf der Straße, mit einem leeren Eimer in der Hand, auf einer Geschäftsstraße, und hat nichts gesagt. Als die Polizei es dann mitgenommen hat, ist es von Amts wegen gefragt worden, wie es heiße, wo es wohne, die Eltern wer, das Alter welches. Vierzehn Jahre alt sei es, antwortete das Mädchen, aber seinen Namen wusste es nicht zu sagen, und auch nicht, wo es zu Hause war“ (ERPENBECK 2001: 7). Das gefundene Mädchen ist nicht im Stande, seine eigene Identität zu bestimmen und dadurch eine eigene Individualität zu begründen, was im Falle einer psychisch kranken Person keine Grenzüberschreitung wäre; das Unerhörte ist eben die Tatsache, dass das Mädchen, wie wir später erfahren, seine persönlichen Angaben ganz einfach verdrängt hatte und als Tabula-rasa keinen Entwicklungsgang durchlaufen will. Die Geschichte fängt mit einer Grenzüberletzung des gesellschaftlich Akzeptierten an, der konsequent weitergeführt wird. Das Mädchen wird in ein Kinderheim gesteckt, das den im Text verstreuten Indizien zufolge in der Nähe von Dresden zur Zeit der DDR betrieben wird. Die von Zäunen umgebene Anstalt ist von der Außenwelt abgeschottet, nur von Zeit zu Zeit kommen die Eltern der dort untergebrachten Kinder dorthin, auf dieses familiäre Element wird jedoch nicht näher eingegangen. Beschrieben wird die Situation in einer geschlossenen Gesellschaft (MARX 2014: 99) mit einem Überwachungssystem und den Regeln, die befolgt werden müssen. Dieses Schema entspricht etwa demjenigen der Internatsliteratur, auf das Halina LUDOROWSKA hingewiesen hat (LUDOROWSKA 2016: 80). Nach diesem Muster kommt ein Kind ins Internat, es erlebt diesen Ort als positiv oder negativ und schließlich verlässt es den begrenzten Raum freiwillig oder unfreiwillig (JOHANN 2003: 30). Man könnte erwarten, dass durch eine solche Ausgangssituation Abwehrmechanismen im Individuum zutage treten: Es könnte gegen das System aktiv kämpfen, die aufgezwungene Lage innerlich ablehnen, oder auch sich nach außen hin anpassen, beziehungsweise sich in der neuen Situation zurechtfinden und daraus einen Nutzen zu ziehen wissen. Ein Raster, das im Grunde genommen mit dem Begriffspaar Opfer-Täter zu deuten wäre. Das „alte Kind“ lässt sich in kein Schema einordnen. Bestimmt ist es kein Täter der Unterdrückung, weil es sich die ganze Zeit darum bemüht, den untersten Platz in der Hierarchie des Kinderheims einzunehmen. Das mit dem Eimer gefundene Kind ist auch kein Opfer, wie die Autorin selbst unterstreicht (EDEN 2001: 17), es hat seine Situation freiwillig

gewählt. Ganz bewusst macht es einen Selbstausschließungsprozess durch und will niemand sein. Im Unterschied zu den geläufigen Fällen, wenn die Menschen danach streben, aus einem umzäunten Gebiet, aus Gefängnis, Kaserne oder Irrenhaus auszubrechen, gelangt das alte Mädchen freiwillig dorthin (MARX 2014: 101). In einer Bildungsanstalt verweigert es den Bildungsprozess, was eine Grenzüberschreitung einer anderen Art ist und reiht sich somit nach Friedhelm MARX in die Tradition der Anti-Bildungsromane (ebd.: 102). Weit interessanter scheint die Zusammenstellung des Werkes von ERPENBECK mit Herman Melvilles Schreiber Bartleby, der mit seinem berühmten Satz „I would prefer not to“ einen totalen Verweigerungsakt vollzieht (ebd.) In einer „geschlossenen Gesellschaft“ im Büro, das über einen Regelungsapparat verfügt, gelangt Bartleby zu einer völligen Untätigkeit, die von der Umgebung nicht akzeptiert wird, um schließlich ganz zu verschwinden. Die Nichtstuer, die keiner geregelten Arbeit nachgehen, aber dafür ein interessantes Hobby haben und sich der Muße hingeben, fügen sich in ein gesellschaftlich anerkanntes Schema ein, aber diejenigen, die nur tatenlos dasitzen, vollziehen somit einen gesellschaftlichen Selbstausschließungsprozess, weil sie dadurch ihre individuelle Einzigartigkeit nicht genügend unterstreichen. ERPENBECK wirft mit *Geschichte vom alten Kind* die kontroverse Frage auf, ob ein völliges Aufgehen in der Gesellschaft als Schreckgespenst dargestellt werden muss, aber gleichzeitig auch ob es an sich überhaupt möglich sei. Neue Freiheitsdimensionen, die durch den Verweigerungsakt eröffnet werden, nämlich jene, die das alte Kind selber formuliert, wie „nicht selber schubsen zu müssen“ (ERPENBECK 2001: 25), werden durch das Aufgeben der eigenen Individualität erkaufte. Geopfert wird bei ERPENBECK auch die eigene physische Attraktivität, die hier nicht nur übergangen wird, sondern sogar in ihr Gegenteil umschlägt; das alte Kind wird angeekelt. Es verkörpert den in der Literatur relativ gängigen Typus des unangenehmen Kindes. Dem Aussehen nach ist ein unangenehmes Kind meistens unförmig, ohne klare Umrisse, aber dafür mit verzerrten Proportionen (BARTL 2014: 113). Das entspricht dem vom alten Kind geäußerten Wunsch, nicht auffallen zu müssen und dadurch seine Individualität ständig unter Beweis zu stellen. Gleichzeitig bringt ihm ein solches Aussehen eine andere Art der Freiheit. Es ist im Stande, gewollt oder ungewollt – das lässt der Text offen – seine Mitschüler und Lehrer zu manipulieren (JONES 2006: 119). Für die Ersteren wird es zum Vertrauten und die Zweiten stempeln es als lernunfähig ab und lassen es in Ruhe, was dem gehegten Wunsch schließlich auch entgegenkommt. Ein anderes Merkmal des unangenehmen Kindes ist, wie BARTL unterstreicht, seine Androgynie. Es ist zwar klar, dass es sich um ein Mädchen handelt, aber nach einigen Versuchen der Belästigung seitens der in der Bildungsanstalt untergebrachten Jungen und nach dem Ausbleiben der Menstruation wird es für beide Seiten uninteressant und nimmt die Rolle einer guten Zuhörerinnen ein, die aber um keinen Rat gebeten wird. Die Identitätsverwischung, die in der Forschung als Reaktion auf ein traumatisiertes Ereignis gedeutet wird, das jedoch in der Handlung nicht explizit genannt wird, stellt sich als unmöglich heraus. Die ins Äußere getriebene Verinnerlichung der Regeln einer geschlossenen Gesellschaft als Versuch der Selbstbefreiung scheitert am Ende der Erzählung. Das alte,

unangenehme Kind verwandelt sich im Krankenhaus in eine erwachsene Frau zurück und damit endet der Versuch der Selbstausslöschung in einer repressiven Gesellschaft. Es gibt keine Flucht vor den Zwängen dieser Gesellschaft, sogar dann nicht, wenn sie als Teil der eigenen Identität integriert und damit entschärft werden.

Das von außen Aufgedrängte und Individuelle verweben sich zu einer Ganzheit, die jedoch immer wieder für Verunsicherung und ambivalente Zustände sorgt, wie im nächsten Werk ERPENBECKS *Wörterbuch* ersichtlich wird. Die Protagonistin dieser Erzählung lebt in einem nicht näher genannten Land. Den im Text verstreuten Andeutungen lässt sich entnehmen, dass es sich hier um das Argentinien zur Zeit der Militärdiktatur von 1976 bis 1983 handelt. Darüber hinaus gibt es auch, wie Kathleen DRAEGER feststellt, verstreute Hinweise auf die üblichen Mechanismen von totalitären Strukturen und nicht zuletzt auf die DDR-Diktatur (DRAEGER 2006: 148). In diesem Sinne haben wir wiederum mit einer geschlossenen Gesellschaft zu tun, in der die festen Strukturen eine freie Entwicklung des Individuums nicht zulassen. Alle Andersdenkenden werden aus dem Weg geräumt, und die geläufigste Todesart in *Wörterbuch* ist der Mord durch Einzementieren. In einem solchen Land wächst die Ich-Erzählerin auf, die von Adoptiveltern großgezogen wird, da die leiblichen Eltern von ihrem Adoptivvater ermordet wurden. Mit diesem Wissen, das sie erst als erwachsene Frau erlangt, beginnt sie ihren Kampf um ihre verlorengegangene Identität. Aus der Retrospektive rekonstruiert sie ihre Kindheit und verfolgt die Zeichen der gewaltsamen Unterdrückung der eigenen Individualität. Dabei ist zu bemerken, dass ERPENBECKS jede Erziehung als eine Diktatur ansieht und jedes Kind ihrer Meinung nach der totalen Übermacht ausgesetzt sei (FUNCK (o.J.): [http://www.deutschlandfunk.de/1984-irgendwo-in-lateinamerika.700.de.html?dram:article\\_id=82236](http://www.deutschlandfunk.de/1984-irgendwo-in-lateinamerika.700.de.html?dram:article_id=82236)). Die Erziehungsmaßnahmen werden als Kampf gegen das Individuelle und Rebellische im Menschen verstanden, und durch die auferlegten Regeln sei ein Kind den Vorstellungen und Verhaltensmustern, die die Eltern für richtig halten, schutzlos ausgeliefert. Die menschliche Sozialisation ist somit ein Tilgungsprozess, in dem jede Anzeichen des Unordentlichen und Rebellischen ausgerottet werden. In *Wörterbuch* stellt sie ein extremes Beispiel einer gewaltsamen Unterdrückung der Individualität dar, das schlussendlich zum Verlust der Identität führt. Dieser Identitätsverlust setzt jedoch nicht in der Kindheit ein, sondern in dem Moment, als die Ich-Erzählerin die grausame Wahrheit erfährt, und dann mit der Suche nach den Spuren der Gewalt in der eigenen Kindheit beginnt. Erst im Laufe der Handlung werden die Manipulationsmechanismen sichtbar, denen das Kind ausgeliefert war. Die Unterdrückung vollzieht sich auch durch die Sprache, die das Weltbild des Kindes prägt und durch die sie die Umgebung kennenlernt. Schon am Anfang der Erzählung wird die Transparenz der Sprache untergraben, Wörter bilden demzufolge eine Schicht zwischen einem selbst und den Dingen (ebd.). Diese Schicht, die zwischen Menschen und Dingen vermittelt, ist besonders für Manipulationen anfällig und sorgt bei der Ich-Erzählerin für Verunsicherung. Die Selbstverständlichkeit der Wörter geht allmählich verloren und das, was für ein Kind noch resistent war, verliert im Laufe der Handlung ihre Konturen. Die Sprachaneignung lässt sich nicht mehr als ein gewaltloser Prozess verstehen, zumal



den einfachsten Wörtern die Last der Vergangenheit anhaftet. Die Ich-Erzählerin stellt dies wie folgt dar:

Vater und Mutter. Ball. Auto. Das vielleicht die einzigen Wörter, die heil waren, als ich sie lernte. Und auch die dann verkehrt, aus mir gerissen und andersherum wieder eingesetzt, das Gegenteil von Ball wieder Ball, von Vater und Mutter Vater und Mutter. Was ist ein Auto? Alle anderen Worte von vornherein mit der Hälfte Schweigen als Bleigewicht an den Füßen, so wie der seine dunkle Seite mit sich herumschleppt, sogar wenn er voll ist. Aber der kreist immerhin. Für mich standen die Worte fest, aber jetzt laß ich los, und wenn es nicht anders geht, schneide ich den einen oder anderen Fuß lieber mit ab. Ball. Ball (ERPENBECK 2007: 9).

Allmählich gewinnt die Ich-Erzählerin Einblick in die Struktur der Handlungsnormen, die in der beschriebenen Gesellschaft gelten. Dies bewirkt jedoch keine Rebellion und leitet keinen Prozesses des persönlichen Aufruhrs ein, ganz im Gegenteil: sie findet keinen Ausweg aus den ihr auferlegten Normen, die dermaßen verinnerlicht wurden, dass sie zum Teil ihrer Identität geworden sind. Die Abwehrmechanismen richten sich demzufolge nicht gegen die Umgebung, sondern gegen das Individuum selbst. Sie sagt: „(...) schneide ich den anderen oder anderen Fuß lieber mit ab“ (ebd.). In diesem Kontext ist der Schluss der Erzählung nicht verwunderlich: Nach der Befreiung von den Zwängen der Diktatur und Rehabilitation der leiblichen Eltern, wird sie die Eigentümerin des Hauses, in dem sie als Kind gewohnt hatte, aber entgegen ihrer Erwartung nimmt sie ihren aus dem Gefängnis entlassenen Adoptivvater wieder bei sich auf. Die Bewusstmachung der Gewalt, der sie ausgesetzt wurde, hilft ihr nicht den Fesseln der einst auferlegten gesellschaftlichen Muster zu entkommen. Das gesellschaftliche Element nimmt Überhand, was auch in der narratologischen Perspektive sichtbar wird: Der Schluss wird von einem Er-Erzähler nacherzählt.

Sich mit der Gesellschaft zu arrangieren, versucht auch die Protagonistin aus „Aller Tage Abend“ (2012). Als Kommunistin und Jüdin flieht sie in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts aus Wien in die Sowjetunion. Von der kommunistischen Ideologie fest überzeugt erlebt sie, dass sie auch im Kommunismus nicht ruhig leben kann. Zur Zeit der Schauprozesse in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts wird sie immer wieder dazu gezwungen, Selbstkritiken zu schreiben und obwohl sie die Handlungsnormen und Sozialstrukturen des Kommunismus verinnerlicht hat, wird sie einer oppressiven Macht ausgesetzt, was sie selbst nicht nachvollziehen kann. Sie muss erleben, wie ihre eigenen nicht geheuchelten Überzeugungen angezweifelt werden:

(...) Ich möchte sagen, dass das selbstverständlich keine Enthüllungen sind, die ich hier mache. Ich kämpfe darum, dass man mir endlich klipp und klar sagt, was los ist. Was habt ihr für Beschuldigungen gegen mich? Ich kämpfe um meine Ehre. Ich fordere von dem Genossen M., dass er aufsteht und erklärt, warum ich nicht zur Mitarbeit aufgefordert wurde. Genosse M. soll aufstehen, Genossin C. soll kommen. Ich kenne meine eigenen Fehler sehr genau. Aber man soll nicht mit der Ausrede kommen, ich hätte Artikel nicht rechtzeitig abgegeben (ERPENBECK 2012: 156).

Diese Ratlosigkeit angesichts der Anschuldigungen ist umso größer, weil sie eine überzeugte Genossin war, was auch in der Form ihrer Enthüllungen sichtbar wird. Sie schreibt in der Ich-Form eine Selbstkritik, die im Text in Kursivschrift gesetzt ist, in Normalschrift werden ihre Gedanken mitgeschrieben, von denen jedoch ein Er-Erzähler berichtet, was eine gewisse Distanz erzeugt auch die Angst der Protagonistin vor dem Staatsapparat erahnen lässt.

Mit ihrem Eintritt in die Kommunistische Partei hatte sie sich mitten in dieses Leben katapultiert, auch sie gehörte nun zu denen, in deren Leib und Seele die Gegenwart nach Jahrhunderten der Reglosigkeit endlich bei sich selbst angekommen war und vorwärts zu jagen begann, viel zu groß und viel zu schnell war diese Gegenwart für einen allein, aber gemeinsam würden sie sich halten können auf der Höhe der Zeit, und zwar in vollem Galopp. Im Lebenslauf steht für all dies nur der Satz: *1920 trat ich der KPÖ bei. Bürger waren der Vordenker der kommunistischen Bewegung, Genosse G., und die Genossin U., damals Leiterin der Ortsgruppe Wien-Margareten* (ebd.: 159).

Im Laufe der Handlung werden viele verschiedene Versionen ihres Lebenslaufes dargestellt, die eine steigende Verunsicherung der Protagonistin markieren. Im Hintergrund steht die kommunistische Ideologie, die das Individuum in der Masse verschwinden lässt. Das Richtige werde zum Richtigen erst dann, wenn es die Partei ausspreche und festschreibe – es sei „die Klugheit von vielen und nicht die Klugheit von einem“ (ebd.: 168), die zähle. Dieses Aufgeben der eigenen Individualität sorgt jedoch bei der Protagonistin für Verstörung und somit münden die geschriebenen Selbstkritiken, die wirkliche oder vermeintliche Fehler aufdecken und die Verstöße gegen die gesellschaftliche Ordnung bloßlegen sollen, in einen Verfolgungswahn und führen zur Erkenntnis, dass alles überwacht werden kann und zuletzt das eigene Fleisch und die eigenen Knochen nach ihrer Tauglichkeit mit der gerade gültigen gesellschaftlichen Norm kontrolliert werden können (ebd.: 171). Erwogen wird auch die Frage, die bereits in *Geschichte vom alten Kind* auftaucht, was es bedeutet, als Individuum frei zu sein; das ständige Hin und Her zwischen Anpassung und Verstellung, der Angst zu viel oder zu wenig von sich zu geben gipfelt im Problem, wie „das Gefälle einzuebnen [sei], damit jeder frei stehen könne, ohne zu fallen, ohne zu schieben, stoßen, geschoben, gestoßen zu werden, frei – ohne Angst (?)“ (ebd.: 177). Die Verheißung des Kommunismus, dieses Gefälle einzuebnen, endet in einer der Versionen der Lebensgeschichte von Genossin H. mit dem Tod durch Erfrieren im fernen Sibirien. Sie landet in einem Massengrab, in dem viele Opfer des Stalinismus begraben wurden und die erst nach dem Tode in einem Lamento eine Stimme erhalten, um ihre Geschichte erzählen zu können, erst posthum drücken sie ihre Individualität aus. Bei minus 63 Grad Celsius, beim Verbrennen von Schlacke sind die Stimmen der vielen Opfer des Stalinismus hörbar (ebd.: 190). In einer anderen Alternativgeschichte nimmt das Leben der Protagonistin einen anderen Verlauf und durch die glückliche Fügung der Umstände wird sie nicht in das ferne Sibirien geschickt, sondern kehrt nach dem Krieg in die DDR zurück. Das Wissen um die Verbrechen des Stalinismus begleitet sie, obwohl sie es zu verdrängen

versucht und am Tag, als sie die Geheimrede Chrustschows im Wesberliner Radiosender hört, erleidet sie einen Herzinfarkt (ebd.: 212). Trotz des Wissens um die Unzulänglichkeiten des Kommunismus bleibt sie der kommunistischen Ideologie treu und wird zur führenden Schriftstellerin des jungen Staates, die für ihre Verdienste vier Wochen vor dem Mauerfall eine hohe Auszeichnung erhält. Sie fügt sich in die Sozialstrukturen und Handlungsnormen eines sozialistischen Staates, dessen alltägliche Unzulänglichkeiten sie durch unzählige Briefe an Betriebe und Institutionen der DDR zu begleichen sucht. Mit dem Mauerfall fängt jedoch eine einzigartige Auslöschung der Individualität der Protagonistin an, die diesmal nichts mit der Willkür der Geschichte zu tun hat. Das Alter und die Demenz bewirken, dass das Individuum ihre eigene Geschichte vergisst und damit ihre Identität verliert. Mit dem Verlust der eigenen Identität wächst bei der dementen Frau auch die Angst vor der Gesellschaft, was von einer reziproken Beziehung zwischen beiden zeugt. Ein Individuum kann erst dann zum Teil der Gesellschaft werden, wenn es seine Einzigartigkeit zu behaupten und sich durch die Abgrenzung zur Gesellschaft zu definieren versucht. Die Unsicherheit bezüglich der eigenen Individualität zieht nicht zuletzt eine Verunsicherung allem Gesellschaftlichen gegenüber nach sich. Angst vor der ganzen Welt wird zum einzigen Gefühl der dementen Genossin H.:

Der eiserne Vorrat, die Angst.

Angst, ich mache wieder etwas falsch.

Angst vor dem Tag, Angst vor der Nacht, Angst vor dem Gewitter, vor Fremden, die sie besuchen, Angst vor dem Gift im Essen und vor der Schwester, die freundlich tut, aber in Wahrheit ihr Goldarmband stehlen will, Angst, wohin der Rollstuhl, in dem sie sitzt, geschoben wird, und von wem?, Angst vor dem Arzt und Angst vor den Schmerzen, Angst vor ihrem Sohn, der sie hierher gebracht hat, Angst vor dem Leben und Angst vor dem Tod, Angst vor der vielen Zeit, die noch abgelebt werden muss (ebd.: 262f.).

Das allmähliche Hineingleiten in den Tod vollzieht sich durch den Verlust alles Gesellschaftlichen und Individuellen, die sich gegenseitig bedingen und das Menschliche ausmachen. Charakteristisch in diesem Kontext ist die Tatsache, dass Frau H. hier entgegen der Romanstrategie, die Namen der Handelnden Figuren auszulassen, zu Frau Hoffmann wird. Erst im Seniorenheim, wo die neunzigjährige Frau untergebracht wird, erhalten die Romanfiguren vollständige Namen. Was von ihrer Individualität übriggeblieben ist, sind die Namen, die das Individuum in der Gesellschaft kenntlich machen. Die Typisierungen (BÖTTIGER (o.J.): <http://www.zeit.de/2012/44/Jenny-Erpenbeck-Aller-Tage-Abend>), die bei den Figuren des Romans vorgenommen werden und doch ein Eigenleben führen und mit konkreten Eigenschaften versehen werden, werden zu Ende des Romans aufgegeben und die Protagonisten werden trotz der fortschreitenden Demenz beim Namen genannt, was als Zeichen der Auslöschung der Individualität gedeutet werden kann. Alle unerzählten Geschichten der im Seniorenheim unterbrachten Patienten verschwinden auf immer, das Individuum erlischt.

Ein Individualist, der noch nicht in die Demenz abgedriftet ist, aber mit der Pensionierung den Anschluss an die Gesellschaft verliert, ist der Protagonist aus

*Gehen, ging, gegenagen* aus dem Jahr 2015. Ein pensionierter Professor, der die meiste Zeit seines Lebens sowohl als DDR-Bürger als auch Einwohner des vereinigten Berlin familiäres sowie soziales Engagement vermieden hat, fängt plötzlich an, sich für Flüchtlinge zu interessieren und versucht ihnen zu helfen. Nachdem alle institutionellen Formen der Unterstützung für die Flüchtlinge scheitern, nimmt er sie sogar bei sich zu Hause auf. Die Thematik an sich erweckt den Verdacht, dass die Autorin ein Modethema ergriffen hat. Eine Literaturkritikerin formuliert dies überspitzt: „Erpenbecks Roman ist ein klassischer Pressetitel, auf Feuilletons und Preisjurs zugeschrieben; anders gesagt: auf Leser zugeschrieben, die sich in Richard wiederfinden werden“ (BUCHZIK D. (o.J.): <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/gehen-ging-gegangen-von-jenny-erpenbeck-rezension-a-1050518.html>). In einer anderen Kritik wird der letzte Roman von ERPENBECK als Beispiel des Antirealismus dargestellt, einer spannenden und poetischen aber traurigen Utopie, die zu einem Lehrstück wird, wie es sein könnte (LÜHMANN H. (o.J.): <http://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article145830887/Ein-Roman-als-Crashkurs-in-Fluechtlingkunde.html>). Das zieht einige Typisierungen in der Gestaltung der Helden nach sich, was bei ERPENBECK auch in anderen Werken festgestellt wurde. Es ist auffällig, dass die Flüchtlinge, die als Individuen kenntlich gemacht werden, dabei jedoch jede Individualität verloren haben. Von ihren Maken erfahren wir nur, dass einer seinen Wohltäter höchstwahrscheinlich bestohlen hat (ebd.). Der Wohltäter selbst, der sich, wie bereits gesagt, vor jedem Engagement geschützt hat und sich im privaten Eheleben ein Miteinander in Parallelwelten gewünscht hat, verwirft seinen Individualismus, wie es scheint, aus Langweile oder Einsamkeit. In diesem Sinne könnte man der These von einer traurigen Utopie zustimmen oder dem Bild, das ERPENBECK selbst aus dem Bereich der Physik entlehnt: Nach der Viele-Welten-Theorie kann ein Ereignis in unterschiedlichen Paralleluniversen in einer unterschiedlichen Zeit erfolgen, so dass auch die Folgen verschieden sein könnten. Ein Wissenschaftler beispielsweise, der ein Geschütz in einem Experiment abfeuert und dabei stirbt, überlebt jedoch in einem anderen Paralleluniversum. In der Gesamtheit der Systeme betrachtet, wo die Wahrscheinlichkeit für das Überleben nie gleich Null ist, ist er sogar unsterblich (ERPENBECK 2015: 319). In der Gesamtheit der Systeme bleibt Raum sowohl für das mangelnde Engagement als auch für einen Altruismus, der dazu führt, dass das ganze Vermögen den Anderen zur Verfügung gestellt wird. Der letztere Fall stellt eine Grenzüberschreitung im Sinne Jurij LOTMANS dar. Als der pensionierte Professor zum ersten Mal in dem Flüchtlingsheim auftaucht, um den Flüchtlingen einige Fragen zu stellen, stößt er auf völliges Unverständnis bei dem Personal. Er wird gefragt, von welcher Institution er denn komme. Diese Grenzüberschreitung wird zur Anregung für den weiteren Verlauf der Handlung und wie im Fall der Erzählung *Geschichte vom alten Kind* kommt eine gewisse Irritation beim Leser hinzu, die aus dem dosierten Antirealismus oder der vermuteten Utopie resultiert. Eine vielleicht zu glatte Figurenkonstruktion, die in Kitsch abzurutschen droht, wird zum Anstoß über die Frage nachzudenken, wie ein Individuum in ein Spannungsverhältnis mit der Gesellschaft tritt und welche

Darstellungsmöglichkeiten dieses Wechselspiels in der literarischen Wirklichkeit vorhanden sind. Im literarischen Werk ERPENBECKS werden diese Modalitäten in ihren Grenzvarianten ausgetragen; sie reichen von einem Versuch, die eigene Individualität im Gesellschaftlichen aufgehen zu lassen, über eine Revolte gegen die von außen auferlegten Regeln, die dann nicht mehr abzuschütteln sind, bis zur Anstrengung, die eigene Individualität mit dem Wunsch in einer Gemeinschaft aufzugehen, in Eintracht zu bringen. Die aus dem Bereich der Physik übernommenen, literarischen Parallelwelten ermöglichen ein solches Gedankenspiel.

### Literaturverzeichnis

- BARTL, A. (2014), Der Typus des ›unangenehmen Kindes‹ – und seine Variation in Jenny Erpenbecks *Geschichte vom alten Kind*. In: MARX, F./ SCHÖLL, J. [Hg.], *Wahrheit und Täuschung. Beiträge zum Werk Jenny Erpenbecks*. Göttingen. 111-124.
- BERTSCHI, S. (2010), *Im Dazwischen von Individuum und Gesellschaft: Topologie eines blinden Flecks der Soziologie*. Bielefeld.
- BÖTTIGER H. (o.J.), Und immer wieder der Tod. Jenny Erpenbecks Roman „Aller Tage Abend“ wirbelt den Schmerz eines Jahrhunderts durcheinander. In: <http://www.zeit.de/2012/44/Jenny-Erpenbeck-Aller-Tage-Abend>
- BUCHZIK D. (o.J.), Ein Roman von Jenny Erpenbeck: Trifft ein Berliner Professor auf Flüchtlinge. In: <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/gehen-ging-gegangen-von-jenny-erpenbeck-rezension-a-1050518.html>
- DRAEGER, K. (2006), Versuch über einen Verlust – Schwierigkeiten mit der Identität. Jenny Erpenbecks *Wörterbuch*. In: NAGELSCHMIDT, I./ MÜLLER-DANNHAUSEN,, L./ FELDBACHER S. [Hg.], *Zwischen Inszenierung und Botschaft. Zur Literatur deutschsprachiger Autorinnen ab Ende des 20. Jahrhunderts*. Berlin. 139-151.
- EDEN, W. (2001), Jenny Erpenbeck. „Sich mit Worten auszudrücken, war immer das Nächste“. In: EDEN, W. [Hg.], „Keine Angst vor großen Gefühlen“. *Die neuen Schriftstellerinnen*. Berlin. 11-22.
- ERPENBECK, J. (2001), *Geschichte vom alten Kind*. München.
- ERPENBECK J. (2007), *Wörterbuch*. München.
- ERPENBECK J. (2012), *Aller Tage Abend*. München.
- ERPENBECK, J. (2015), *Gehen, ging, gegangen*. München.
- FUNCK G. (o.J.), 1984 irgendwo in Lateinamerika. „Wörterbuch“ Jenny Erpenbecks. In: [http://www.deutschlandfunk.de/1984-irgendwo-in-lateinamerika.700.de.html?dram:article\\_id=82236](http://www.deutschlandfunk.de/1984-irgendwo-in-lateinamerika.700.de.html?dram:article_id=82236)
- JOHANN, K. (2003), *Grenze und Halt: Der Einzelne im »Haus der Regeln«*. Zur deutschsprachigen Internatsliteratur. Heidelberg.
- JONES, K. (2006), 'Ganz gewöhnlicher Ekel'? Disgust and Body Motifs in Jenny Erpenbeck`s *Geschichte vom alten Kind*. In: BARTEL, H./ BOA, E. [Hg.],

- Pushing at Boundaries. Approaches to Contemporary German Woman Writers from Karen Duve to Jenny Erpenbeck.* Amsterdam/ New York. 119-133.
- KLEINWORT, M. (2004), *Kafkas Verfahren. Literatur, Individuum und Gesellschaft im Umkreis von Kafkas Briefen an Milena.* Würzburg.
- LOTMAN, J.M. (1993), *Die Struktur literarischer Texte.* München.
- LUDOROWSKA, H. (2016), Das Transitorische in der ostdeutschen Adoleszenz (Jenny Erpenbeck: *Geschichte vom alten Kind*). In: PACYNIK, J./ PASTUSZKA, A. [Hg.], *Zwischen Orten, Zeiten und Kulturen. Zum Transitorischen in der Literatur.* Frankfurt am Main. 77-88.
- LÜHMANN H. (o.J.), Ein Roman als Crashkurs in Flüchtlingskunde. In: <http://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article145830887/Ein-Roman-als-Crashkurs-in-Fluechtlingskunde.html>
- MARX, F. (2014), Geschlossene Gesellschaften, offene Texte. Jenny Erpenbecks *Geschichte vom alten Kind* und *Wörterbuch*. In: MARX, F./ SCHÖLL, J. [Hg.], *Wahrheit und Täuschung. Beiträge zum Werk Jenny Erpenbecks.* Göttingen, 97-109.

**Paweł Piszczatowski**  
 Uniwersytet Warszawski

## Mittelalterliche Motivspuren in Gedichten Paul Celans

### 1. Einführung

„Du solt minnen das niht, du solt vliehen daz iht“ – so zitierte Paul CELAN die mittelalterliche deutsche Mystikerin MECHTHILD VON MAGDEBURG in den Entwürfen zu seiner grundlegenden poetologischen Äußerung in der berühmten Meridian-Rede (CELAN 1999: 122). Die Relevanz des mittelalterlichen Kulturguts für die Lyrik Paul CELANS steht somit außer Frage. Dies gilt – wie das angeführte Zitat genügend bezeugt – vor allen Dingen für die negative Theologie der deutschen Mystik, etwa der spekulativen Apophatik MEISTER ECKHARTS, mit der sich CELAN in mehreren Gedichten auseinandersetzte, insbesondere in seinem ECKHART-Tripichon am Ende des Gedichtsbandes Lichtzwang. CELAN war ohne Zweifel einer der wenigen modernen Dichter, die den Sprachgestus der theologischen *via negativa* so fruchtbar in das eigene lyrische Idiom zu integrieren vernochten, ein Dichter, für den Mystik die Wortolisigkeit bedeutete und Dichtung deren Form (vgl. CELAN 1999: 104). Dieser Bereich ist durch meine bisherigen Studien zu der Poetologie und Poesie Paul CELANS weitgehend abgedeckt (vgl. PISZCZATOWSKI 2014, PISZCZATOWSKI 2016), deswegen will ich im folgenden Beitrag ein mir noch nicht so bekanntes Gebiet betreten, nämlich die intertextuellen Verknüpfungen von CELANS Gedichtem mit der weltlichen Epik des Mittelalters. In diesem Zusammenhang sollen im Weiteren vor allem drei Gedichte in den Blick genommen werden, in denen Motivspuren aus der mittelalterlichen Erzähltradition bei CELAN am deutlichsten zu sehen sind. Es handelt sich um zwei sehr frühe Gedichte Russischer Frühling und Flügelrauschen aus dem Jahre 1944 und das etwa zwölf Jahre spätere Gedicht Matière de Bretagne dessen Titel bereits eindeutige Hinweise gibt, die in die Welt der mittelalterlichen Artussagen führen.

### 2. Russischer Frühling und das Nibelungenlied

Laut John FELSTINER hat CELAN 1944 Mittelhochdeutsch gelernt (FELSTINER 2000: 318, vgl. CHALFEN 1979: 134–135). „Zu diesem Zeitpunkt“ – so FELSTINER – „hatte Antschel (der eigentliche Nachname CELANS, P.P.) unterschiedliche Einflüsse in sich aufgenommen, darunter auch das Nibelungenlied. Die mittelhochdeutsche Sprache zog ihn als eigenständige Vorform seiner Muttersprache an, wobei ihm bewußt war, wie der Nationalsozialismus nach Richard Wagner die nordische Heldensage mißbraucht hatte“ (FELSTINER 2000: 50). Motivspuren aus dem Nibelungenlied begegnen in CELANS Gedicht Russischer Frühling:

Gestürzt ist der Helm voller Blut: welche Blume soll blühen?  
 Die rote, die ich dir gab? Die blaue, die ich bekam?  
 Die Nacht, so stolz noch von Himmeln, so leise von irdischen Mühen,  
 rettet das Gold für den Kelch, der die Hämmer der Schläfen vernahm.

Weht auch ein Duft und erreicht die Maid aus den Niederlanden,  
 der mein entsetzliches Aug die reglosen Stunden gebot?  
 Weiß sie mit mir: als ein Reiter, geschmückt mit Girlanden,  
 weilt im ukrainischen Grün der getreue, der flandrische Tod?

Fühlt sie mit mir: der Baum aus den finstern Ardennen  
 wandert, ein aufrechtes Kreuz, und wird hier sein heut nacht ...  
 Wünscht sie mit mir, daß die Gräser mich flüsternd erkennen,  
 wenn sie ans Fenster tritt, schmal und in abendländischer Tracht?

Bleib nicht, mein Lieb, wenn Katjuscha nun anfängt zu singen!  
 Knie, es wird Zeit nun zu knien in den Orgelstimmen von einst.  
 Dröhnt es nun laut, und ich muß mit Jacobs Engel noch ringen?  
 Allein unter jüdischen Gräbern, weiß ich, Geliebte, du weinst ...

Hielt ich dem friesischen Strand, den rheinischen Fluren die Treue?  
 Schimmernd häng ich mein Herz ins Wappen, das ich euch weih.  
 Träumerisch hält meine Hand und singt in die wallende Bläue  
 für alle, die hier liegen, Herr Volker von Alzey (CELAN 2005: 426).

Bereits die Versifikation des Gedichtes, das aus symmetrisch aufgebauten Langzeilen mit Zäsur in der Mitte besteht, ähnelt der mittelalterlichen Form einer Nibelungenstrophe. Vor allem aber die Nennung Volkers von Alzey in der Schlusszeile führt unmittelbar in die Welt des mittelhochdeutschen Heldenepos. Volkers von Alzey ist im Nibelungelied ein Ritter im Dienste der Burgunder und enger Verbündeter Hagens von Tronje, darüber hinaus aber auch ein begabter spilman und videlaere, ein Dichter also (vgl. Nibelungenlied 2005: 212, 244, 252 et al.). In den Aventüren des zweiten Teiles des Epos die an ETZELS Hunnenhof spielen, gehört er zu den blutrünstigsten Kriegerern der Burgunder, „der von den Hunnen überhaupt nichts hält und sie aufs verächtlichste behandelt“ (HELZEL 1999: 315), wird aber schließlich – wie sie alle – erschlagen.

Frank HELZEL sieht in der Gestalt Volkers einen zu grimmigen Kämpfer, als dass er hätte für CELAN eine unmittelbarere Bezugsfigur werden können und geht davon aus, dass sich CELAN eher an späteren literarischen Repräsentationen des Motivs orientiert hätte, in denen Volker „ausschließlich als Spielmann in Erscheinung tritt“ (HELZEL 1999: 315). Er nennt etwa das Gedicht Volkers Nachtgesang von Emanuel GEIBEL (1815-1884), das bis ins 20. Jahrhundert hinein durch seine dauerne Präsenz im schulischen Deutschunterricht die Rezeption des Nibelungenstoffes weitgehend geprägt hat. „Dieser milde Volker“ – so HELZEL – „ist es am ehesten, der bei CELAN träumerisch die Hand des lyrischen Ich hält und



für alle hier liegenden in die wallende Bläue singt” (HELZEL 1999: 315). Es stellt sich allerdings die grundsätzliche Frage, in welcher Funktion Volker in CELANS Gedicht erscheint, die auch die gesamte Figuration des Gedichtes betrifft. Wer ist das lyrische Ich des Gedichtes, das mit Jakobs Engel zu ringen hat und sich fragt: „Hielt ich dem friesischen Strand, den rheinischen Fluren die Treue?“, wer ist die „Maid aus den Niederlanden“, wer die weinende Geliebte? Sowohl die Figurenkonstellation, als auch die Geographie des Gedichtes wirken weitgehend verwirrend, insbesondere wenn man sich an die Handlungsstränge des Nibelungenliedes zu halten versucht und gleichzeitig den biblischen Hinweis auf den Kampf Jakobs mit dem Engel und die ukrainische Landschaft der jüdischen Gräber mit berücksichtigt. In dieser hochkomplexen Raumstruktur erscheint vor allem das lyrische Ich des Gedichtes als gespalten. Die jüdischen Identitätschiffren und das geschehene Unheil der Judenvernichtung überlagern sich mit der Pflicht der Treue gegenüber einer rheinischen Heimat. Es ist geradezu unmöglich diese Aspekte zusammenzuhalten, wie es auch schwer fällt die Kunst eines Fiedelspiels mit der kriegerischen Kampflust eines Volkers von Alzey zu versöhnen. Und doch ist er beides in Einem: ein lyrischer Sänger, der die Burgunder mit seiner Musik vor der letzten Schlacht zum Schlaf wiegt und der bluthungrige Kriegsknecht, der sie bald darauf in den sicheren Tod führt.

CELANS Gedicht entstand 1944, als die Rote Armee immer tiefer in die Bukowina vordrang und die Altiriekämpfe um die Stadt Czernowitz eskalierten. Die Geschichte der Nibelungen, die in der Propaganda der Nationalsozialisten zu einem Mythos der unbesiegbaren Germanen erhoben wurde, kann als ein Verweis auf die Idee des deutschen „Drangs nach Osten“ gelesen werden, die in der „Operation Barbarossa“ ihre endgültige Realisierung finden sollte (vgl. HELZEL 1999: 315). Nun aber – im Jahre 1944 – erleiden die deutschen Soldaten eine radikale Niederlage auf der Ostfront. Wie die Burgunden am hunnischen Hof ETZELS stehen sie im Angesicht ihrer letzten Schlacht, in dem sie unter dem Dröhnen der Musik der Katjuschas (der Stalinorgeln) ihren Tod finden werden (vgl. HELZEL 1999: 315). CELAN spielt diese Motive zutiefst ironisch aus. Volkers von Alzey ist somit nicht ein Dichter-Bruder des lyrischen Ich, wie es HELZEL will, sondern einer von jenen Meistern aus Deutschland, zu denen auch der Tod zählt (vgl. CELAN 2005: 40–41).

Das Gedicht läßt sich wohl nur als ein fugenartiges Aufeinander verschiedener Ich-Stimmen mit einem deutlichen Kontrapunkt in der vorletzten Strophe lesen, in der auch die „Geliebte“ apostrophiert wird, die somit mit der „Maid aus den Niederlanden“ keineswegs identisch ist. Wenn man also von der vorletzten Strophe absieht, ist das lyrische Ich des Gedichtes wie der Mann aus der Todesfuge, die ungefähr zur gleichen Zeit entstand, der „nach Deutschland schreibt“, wenn es dunkelt in dem Konzentrationslager, wo er „seine Juden“ herbeiruft. Er schreibt an die goldhaarige Margarete, eine ferngebliebene Frau, die sich im Nachhinein fugal entzweit und in der aschenfaarigen Sulamith ihr Gegenstück findet (vgl. CELAN 2005: 40–41). In Russischer Frühling denkt das Ich an die ferne „Maid aus den Niederlanden“ und beruhigt sich dabei am Gesang Herrn Volkers von Alzey „für

alle die hier liegen”, wie die Burgunden – ohne noch von ihm zu wissen – vor dem Blutgemetzel des kommenden Tages.

### 3. Aus dem Umkreis der Artusepik

In den beiden weiteren Gedichten CELANS, die mittelalterliche Motivspuren aufweisen, platzieren sich die intertextuellen Verweise außerhalb der germanischen Heldensagen und haben dementsprechend auch eine andere Funktion. CELAN beschäftigt sich hier mit Motiven der Artusepik, der „Matière de Bretagne”, wie auch einer der Gedichte heißt.

Im frühen Gedicht Flügelrauschen ist es die seelige Landschaft der keltischen Feeninsel Avalon:

Die Taube aber säumt in Avalun.  
 So muß ein Vogel über deine Hüften finstern,  
 der halb ein Herz und halb ein Harnisch ist.  
 Ihm ist es um dein nasses Auge nicht zu tun.  
 Zwar kennt er Schmerz und holt ihn bei den Ginstern,  
 doch seine Schwinge ist nicht hier und unsichtbar gehißt.

Die Taube aber säumt in Avalun.

Der Ölzweig ward geraubt von Adlerschnäbeln  
 und wo dein Lager blaut im schwarzen Zelt zerpfückt.  
 Rings aber bot ich auf ein Heer auf Sammetschuh  
 und laß es schweigsam um den Kranz des Himmels säbeln.  
 Bis du dich schlummernd nach der Lache Bluts gebückt.

Das ist: ich hob, als sie gewaltig fochten,  
 den Scherben über sie, ließ alle Rosen fallen  
 und rief, als mancher sie ins Haar geflochten,  
 den Vogel an, ein Werk des Trosts zu tun.  
 Er malt dir in das Aug die Schattenkrallen.

Ich aber seh die Taube kommen, weiß, aus Avalun (CELAN 2005: 18).

Das Bild des paradiesischen Avalon, wo der in der Schlacht von Camlann verwundete König ARTUS und andere Helden der keltischen Welt verweilen, überlagert sich mit anderen Motiven der Artusepik, diese wiederum aber auch mit alttestamentlichen Motiven. Es ist vor allem die Taube, die sich an der Schnittstelle der beidseitigen Traditionen platziert. Der Gral ist bei WOLFRAM VON ESCHENBACH als Stein oder Steingefäß bezeichnet den Gralsrittern Speise und Trank spendet (WOLFRAM VON ESCHENBACH 2013, Bd. I: 396–397), das den Namen lapsit exillis trägt, Verbrennen und Wiedergeburt des Phönix bewirkt (WOLFRAM VON ESCHENBACH 2013, Bd. I: 776–777), allein durch seinen Anblick eine Woche vor Tod und vor Alter schützt und Ungetauften unsichtbar ist (WOLFRAM VON

ESCHENBACH 2013, Bd. II: 384–385). Seine Kräfte verdankt er einer an jedem Karfreitag von einer Taube vom Himmel gebrachten Hostie (WOLFRAM VON ESCHENBACH 2013, Bd. I: 778–779). Andererseits steht die Taube in der Bildlichkeit des Gedichtes vor allem für die Taube aus dem Buch Genesis, die nach der beendeten Sintflut ein Zeichen neuen Lebens bringen sollte. In beiden Kontexten erscheint die Taube im Zusammenhang mit vitalistischer Symbolik der Lebenserneuerung und Wiedergeburt. Die Taube aber will nicht aus dem Totenreich zurück, nicht zuletzt deswegen, weil die keltische Vorstellung des Nachlebens der toten Helden eine paradiesische ist und die Welt der Lebendigen durch das Kriegsgeschehen zu einem wahren Totenreich wurde. Die trostbringende Taube wird durch das lyrische Gedicht geradezu genötigt zu kommen, bis sie es in der letzten Zeile auch tut.

In dem zwölf Jahre späteren Gedicht *Matière de Bretagne*, das an Flügelrauschen sehr bewusst anknüpft (vgl. CELAN 2005: 646), scheint es vergeblich, nach solchen direkten Trostversprechungen zu suchen. Es ist nicht mehr die Zeit, in der CELAN noch an eine reparative Potenz der Sprache glaubte. Mit den Jahren wurde seine grundlegende Skepsis gegenüber den Möglichkeiten des lyrischen Ausdrucks immer stärker, was auch mit einer abgründigen Melancholie seiner Gedichte einherging. Seit acht Jahren lebte CELAN in Frankreich und verbrachte seine Sommerferien oft an der Bretonischen Atlantikküste. Er sah die Landschaften der „*Matière de Bretagne*“ nun mit eigenen Augen, stand dort, wo Tristan auf die Rückkehr von Kurvenal wartete, der die Isolde von England auf einem Schiff bringen sollte. Die Geschichte ist wohl bekannt: Ist die Mission erfolgreich gewesen, soll ein weißes Segel gehisst werden, wenn nicht – ein schwarzes. Isolde Weisshand will den todkranken Tristan nicht verlieren und berichtet ihm fälschlicherweise, dass das Segel schwarz sei. Tristan verliert die Hoffnung und stirbt. Als Isolde ihren Geliebten tot vorfindet, erkrankt sie schwer und stirbt ebenfalls (vgl. VON STRASSBURG 2004: 215).

CELANS Gedicht ist es zuerst das Gelb der Ginster, an denen sich schon der Vogel in Flügerrauschen seinen Schmerz holte, das die Landschaft des Textes erfüllt:

Ginsterlicht, gelb, die Hänge  
eiern gen Himmel, der Dorn  
wirbt um die Wunde, es läutet  
darin, es ist Abend, das Nichts  
rollt seine Meere zur Andacht,  
das Blutsegel hält auf dich zu.

Trocken, verlandet  
das Bett hinter dir, verschilft  
seine Stunde, oben,  
beim Stern, die milchigen  
Priele schwatzen im Schlamm, Steindattel,  
unten, gebuscht, klafft ins Gebläu, eine Stunde  
Vergänglichkeit, schön,

grüsst dein Gedächtnis.

(Kanntet ihr mich,  
Hände? Ich ging  
den gegabelten Weg, den ihr wisst, mein Mund  
spie seinen Schotter, ich ging, meine Zeit,  
wandernde Wächte, warf ihren Schatten – kanntet ihr mich?)

Hände, die dorn-  
umworbene Wunde, es läutet,  
Hände, das Nichts, seine Meere,  
Hände, im Ginsterlicht, das  
Blutsegel  
hält auf dich zu.

Du  
du lehrst  
du lehrst deine Hände  
du lehrst deine Hände du lehrst  
du lehrst deine Hände

schlafen (CELAN 2005: 102).

Auf die Anspielungen auf die Tristansage wurde schon immer verwiesen: „»Matiere de Bretagne« spielt, was immer man darüber geschrieben haben mag, sehr wohl auf Tristan und Isolde an, vor allem in der Szene, in der das nunmehr rote Segel gezeigt wird, vor dem gelben Hintergrund der bretonischen Küste“ (BOLLACK 2000: 155, vgl. PÖGGELER 1998: 25). Es erscheinen aber wohl auch andere Motive aus dem Umkreis der Artuslegenden, etwa die Wunde, die in der Parzivalhandlung um den Gral eine zentrale Rolle spielt. Walter JENS wollte seinerzeit in einer umstrittenen Interpretation des Gedichtes die Dorn-, Blut- und Wundenbilder in der Perspektive des „Karfreitagsgeschehens“ sehen und unter das christliche Erlösungsglauben durch den Kreuzestod Jesu subsumieren<sup>77</sup>:

Innen und Außen, Raum und Zeit, Landschaft und Mythos, Ich und Welt, die getrennten Pole kommunizieren im Schimmer des Glaubens. Die dornumworbene Wunde des Ginsters wird zum blutigen Zeichen des Herrn, das Läuten der Blume zum Läuten der Glocke, das purpurne Segel zum Passionstuch. In der Andacht des Schlafs vollzieht sich die große Versöhnung (JENS 1970: 50).

In seinem Buch Deutsche Literatur der Gegenwart von 1961 – so Karl-Joseph KUSCHEL – ging JENS noch weiter. „Dorn“ und „Wunde“ evozierten das „Karfreitagsgeschehen“. „Christliche Visionen“ blitzten hier auf. Ja, die „Hände“,

---

<sup>77</sup> CELAN war über diese 1959 erschienene Interpretation wegen „Entjudung“ seines Gedichtes sehr empört, obgleich er sich gegenüber JENS dazu nicht geäußert hat (vgl. KUSCHEL 2008: 624).

von denen in der vorletzten Strophe die Rede ist, seien „Christi Hände“, ein Teil „jener Kalvarienberge, denen man in der Bretagne so häufig“ begegne (vgl. KUSCHEL 2008: 624, JENS 1964: 97–100).

Diese eindeutig heilstheologische Lektüre scheint in CELANS Text nicht genügend begründet zu sein, obwohl das Gedicht tatsächlich mit seinem letzten Wort ein gewisses Versprechen der Ruhe und Versöhnung evozieren mag. Auch wenn Dorn und Wunde im christlichen Passionsimaginarium eine zentrale Relevanz gewinnen, enthält das Gedicht doch zu wenig Indizien dazu, die Bilder des Leidens ausschließlichs aus dieser Perspektive zu betrachten.

Viel einleuchtender und CELANS Poetik gegenüber gerechter erscheint wohl eine posttraumatische Lektüre des Gedichts, als „Übersetzung des Wundgelesenen“ im Sinne des einige Jahre späteren Gedichts *Dein vom Wachen stößiger Traum* aus dem Band *Atemwende* (vgl. CELAN 2005: 178–179). Das Trauma (griechisch für „Wunde“) schreibt sich nieder, ganz im Sinne der Freudschen Niederschrift und entzieht sich einer therapeutischen „Lektüre“, wie eine eiternde Wunde („matière“ als „Eiter“), die – wie die Wunde des Fischerkönigs – nicht heilen will.

Komm auf den Händ en zu uns.  
Wer mit der Lampe allein ist,  
hat nur die Hand, draus zu lesen (CELAN 2005: 91)

– heißt es im Gedicht *Stimmen*, das den Gedichtsband *Sprachgitter* eröffnet. „Hände, die dornumworbene Wunde“. Das Lesen aus der Hand ist ein Lesen der Wunde beim gelben Ginsterlicht, ein Versuch das Trauma durch Sprache fassbar zu machen, was im psychoanalytischen Sinne eine heilende Wirkung nach sich ziehen soll. Wundgelesenes übersetzen, eine poetologische Metapher, die in dem bereits erwähnten Gedicht mit der Bewegung einer stakenden Fähre in Verbindung gesetzt wird, mit dem Übersetzen ans andere Ufer, wird in *Matière de Bretagne* mit der Geschichte der Isolde von England assoziiert, die nun an die Bretonische Küste übersetzt werden soll, wo sie von Tristan erwartet wird. Die Farbe des Segels soll dabei ein Zeichen der Hoffnung und Erfüllung, oder aber der Verzweiflung, des Todes und der Trauer sein. Das Blutsegel in CELANS Version des mittelalterlichen Stoffes hat aber keine dieser Farben, ist weder weiß, noch schwarz, sondern blutrot, wie die nicht heilende Wunde und ähnelt somit einer Projektion des Traumas auf die farblose Fläche eines unbeschriebenen Blattes, keiner Übersetzung in lesbare Zeichen freilich, sondern einer Widerspiegelung des Inneren in einem Außen, das weder Trost noch Tod verspricht, sondern ein konstantes Sich Abmühen mit dem Unheilbaren bedeutet. Der einzige Ausweg aus dieser qualvollen Opression führt allein in den Schlaf, den man die nicht lernwilligen Hände lehren muss, was das lrische Ich des Gedichts in der letzten Strophe auch insistierend tut. Ob der Schlaf aber, der Bruder des Todes, doch auch die ersehnte Ruhe mit sich bringen wird, bleibt ungewiss. Dies könnte nur ein Schlaf ohne Traum sein, eine Erfüllung des Wunsches, ohne Trauma zu leben. Man kann am Ende des Gedichts jedoch weniger Sachen sicher sein, nicht einmal, ob das Schlafen lehren gelingt, geschweige denn

dessen, ob der Schlaf nicht in einen „vom Wachen stößigen Traum“ umschlägt. Das Heilversprechen bleibt somit nicht nur im theologischen Sinne fragil und nebulös.

#### 4. Fazit

Spuren von mittelalterlichen Motiven sind ein fester Bestandteil des intertextuellen Gerüsts von CELANS Gedichten. Neben den zahlreichen Verweisen auf das Erbe der apophatischen Theologie des Mittelalters begegnen sie auch – wie die in meinem Beitrag angeführten Beispiele zeigen – in spezifischen ironisch-prekären Lesarten der Heldenepik und des höfischen Romans. In einem anderen Essay, das in Kürze erscheinen wird habe ich mich auch mit bedeutungsträchtigen Anklängen der Minnelyrik WALTERS VON DER VOGELWEIDE in den Gedichten CELANS auseinandergesetzt (vgl. PISZCZATOWSKI 2017). Es ergibt sich daraus ein breit gefächertes Bild einer intensiven und kreativen Rezeption der mittelalterlichen Stoffe durch einen Dichter, der wie kaum ein anderer in der deutschsprachigen Lyrik der Moderne über ein Sprach- und Traditionsbewusstsein verfügte, das ihm ermöglichte bis an die in altertümlichen sprachlichen Formen überdauernden Wurzeln des literarischen Imaginariums zu gehen, um von dort her die deutsche Dichtersprache – nach ihrem kompromittierenden Missbrauch in der Zeit des verbrecherischen Nazi-Regimes – zu erneuern und – nach der inflationären Verwicklung in die Hasspropaganda – wieder aussagekräftig zu machen.

#### Literaturverzeichnis

- BOLLACK, J. (2000), *Paul Celan. Poetik der Fremdheit*. Übers. v. W. WÖGERBAUER. Wien.
- CELAN, P. (1999), *Der Meridian. Endfassung – Vorstufen – Materialien*, Hrsg. von B. BÖSCHENSTEIN u. H. SCHMULL. Frankfurt am Main.
- CELAN, P. (2005), *Die Gedichte. Kommentierte Gesamtausgabe in einem Band*, Hrsg. von B. WIEDEMANN. Frankfurt am Main.
- CHALFEN, I. (1979), *Paul Celan. Eine Biographie seiner Jugend*. Frankfurt am Main.
- FELSTINER, J. (2000), *Paul Celan. Eine Biographie*. Übers. v. H. FLIESSBACH. München.
- HELZEL, F. (1999), *Nibelungische Echos. Ost-westliche Bilder in Gedichten Paul Celans von 1944 bis 1968*: In: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* H. 3. 309–336.
- JENS, W. (1964), *Literatur der Gegenwart*. München.
- JENS, W. (1970), *Nüchternheit und Präzision im Hymnos*. In: MEINECKE, D. [Hg.], *Über Paul Celan*. Frankfurt am Main. 47–51.
- KUSCHEL, K.-J. (2008), „Tübingen, Jänner“: Paul Celan, Walter Jens und die Schwierigkeiten einer jüdisch-deutschen Begegnung. In: LORENZ S./ SCHAFFER V. [Hg.], *Tubingensia. Impulse zur Stadt- und Universitätsgeschichte: Festschrift für Wilfried Setzler zum 65. Geburtstag*. Ostfildern.

- MAY, M./ GOSSENS, P./ LEHMANN, J. [Hg.] (2005), *Celan-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart/ Weimar.
- Nibelungenlied: Nach der St. Galler Handschrift (2005). Hrsg. von H. REICHERT. Berlin/ New York.
- PISZCZATOWSKI, P. (2014), *Znacze//nie wiersza. Apofazy Paula Celana*. Warszawa.
- PISZCZATOWSKI, P. (2016), „[...] przed omilczającymi nas mistrzami [...]” – mistyka średniowieczna w poezji Paula Celana. In: GODLEWICZ-ADAMIEC, J./ KOCIUMBAS, P. / MICHTA, E. [Hg.], *Karły na ramionach olbrzymów? Kultura niemieckiego obszaru językowego w dialogu z tradycją*, t. II. Warszawa. 45–55.
- PÖGGELER, O. (1998), *Lyrik als Sprache unserer Zeit?: Paul Celans Gedichtbände*. Wiesbaden.
- VON ESCHENBACH, W. (2013), *Parzival*. 2 Bd. Hrsg. von E. NELLMANN. Frankfurt am Main.
- VON STRASSBURG, G. (2004), *Tristan*. 2 Bd. Hrsg. von K. MAROLD. Berlin/ New York.

**Karolina Rapp**  
Uniwersytet Zielonogórski

**„Die Weltgeschichte schreibt einem keine  
Entschuldigungszettel für den Alltag“ -  
– Die Individualerinnerungen der Kriegsenkel**

Die Schriftstellerin und Übersetzerin Anne WEBER beschreibt ihr Verhältnis zu Deutschland wie folgt: „(...) ich stehe ein bisschen abseits und schaue immer mal wieder rüber.“<sup>78</sup> Dem Geheimtipstatus entwuchs die Autorin mit ihren Romanen *Luft und Liebe* (2010) und *Tal der Herrlichkeiten* (2012). Ihre Werke wurden damals als klug und innovativ bezeichnet, weil WEBER die Thematisierung der deutschen Last der Geschichte in ihren Texten vermied. Diese besondere Art zu schreiben kann damit verbunden sein, dass Anne WEBER seit 30 Jahren zwischen Deutschland und Frankreich lebt, seitdem sie mit 18 Jahren nach Paris emigrierte und als deutsche Autorin in Paris lebt.

In ihrem Zeitreisetagebuch *Ahnen* wird nun, anders als zuvor, die deutsche Last der Geschichte in den Vordergrund gerückt. Das Buch präsentiert vor allem die latente Grundparanoia der Autorin, Deutsche zu sein, die bei Gesprächen mit jüdischen Freunden in Paris immer wieder auftaucht. Die Autorin zeigt, wie sie denkt, reflektiert und nachforscht, wie sie ihre Familiengeschichte in Einzelteile zerlegt, sich selbst immer wieder ins Wort fällt, kommentiert, Persönliches preisgibt, die Geschichte in Frage stellt. „Das Buch hat einen moralischen Ansatz“<sup>79</sup> – sagt sie. WEBERS Zeitreisetagebuch ist ein Parforceritt, das in die Abgründe der (Familien)Geschichte führt, ein literarisches Denkmal für einen Ahnen, das teils essayistische und teils poetische Reisebeschreibung durch vier Generationen und drei Länder – Deutschland, Frankreich und Polen – enthält. WEBER hat sich für eine hybride Erzählform entschieden, die als Brennspeigel für die Problematik der mäandernden Zeitreise zu sehen ist. Geschickt wechselt sie Ebenen und Perspektiven, um keine vorschnellen und endgültigen Schlüsse zu ziehen. Der Ausgangspunkt für ihre poetisch-autobiographische, feinsinnige „Meditation“ über Vergangenheit und Identität ist die Auseinandersetzung mit Leben und Werk ihres Urgroßvaters Florens Christian Rang (1864-1924), der Jurist, Pfarrer und Schriftsteller in Owińska und Połajewo bei Poznań war. Anne WEBER dringt tief in

---

<sup>78</sup> Interview mit Anne WEBER von Constanze Neumann: <http://www.hartliebs.at/> (17.12.2015)

<sup>79</sup> A. Cammann, Die Frische des Sonnenaufgangs: <http://www.zeit.de/2015/11/anne-weber-ahnen-paris> (17.12.2015)



die deutsche Welt und den deutschen Geist des 20. Jahrhunderts ein und gibt ihrem Urgroßvater zunächst einen anderen Namen. So heißt er im Text nicht Florens Christian Rang, sondern Sanderling. Der Name ist zugleich eine Bezeichnung für einen Strandvogel, der immerzu auf Jagd nach Wellen und immerzu in Bewegung ist – genauso wie WEBERS Urgroßvater, den die Autorin in ihrem Text den Suchenden, den Radikalen, den Wahnsinnigen, den Unbändigen und den Stürmischen nennt (siehe WEBER 2015: 7). Sie begleitet Sanderling in den Osten des Deutschen Reiches, nach Poznań am Anfang der 1890er Jahre (siehe WEBER 2015: 34), bis er beschließt, Theologie zu studieren und Pastor zu werden. Ängstlich schaut die Autorin auf einen Tagebuchsatz von ihm, nachdem er eine Irrenanstalt besucht hat: „*Warum vergiften Sie diese Menschen nicht?* Diese von einem evangelischen Pfarrer an einen Arzt gerichtete Frage (...), wie soll ich sie wieder vergessen?“ (WEBER 2015: 139) – fragt WEBER. Dieser Satz wird zum Leitmotiv ihrer Spurensuche und ihrer Zeitreise. WEBER plagt sich mit der folgenden Frage: Ist ihr Großvater, wenn auch nur indirekt, ebenso wie ihre Familie mitschuldig an den späteren deutschen Verbrechen? „Geschichte ist etwas Angeborenes“ (WEBER 2015: 171) – stellt die Autorin fest und leidet schwer am heftigen Nationalismus Sanderlings während des Ersten Weltkrieges in Poznań.

Erst Rangs letzte Schrift vor seinem Tod, „Die deutsche Bauhütte“ (1924), in der er die Deutschen aufruft, beim Wiederaufbau der von ihnen im Ersten Weltkrieg zerstörten Gebiete Frankreichs und Belgiens mitzuwirken, ermöglicht der Autorin den Zugang zu ihrem Urgroßvater. Gegen Ende seiner Zeit im Osten wurde Sanderling nach einem Wort seines Freundes Walter Benjamin „de[r] tiefste[] Kritiker des Deutschtums seit Nietzsche“ (WEBER 2015: 162) genannt. Die Beschäftigung mit der schillernden Figur des Urgroßvaters fordert es Anne WEBER aber auch ab, dem Großvater zu begegnen – dem Ahnen, dessen Verdikt die Autorin aus dem Familienkreis ausschloss. Von den vier Söhnen Rangs war Anne WEBERS Großvater der einzige, der zum glühenden Nationalisten wurde. Er war Direktor der Stadtbücherei in Bielefeld, wurde 1937 NSDAP-Mitglied und arbeitete für den Sicherheitsdienst der SS. WEBERS Lebensweg ist mit diesem Mann untrennbar verbunden, auch wenn er den Kontakt zu seiner Enkelin ablehnte, weil sie das uneheliche Kind seines Sohnes war. Ihr Vater wirft ihr daher vor, dass sie sich mit ihrem Zeitreisetagebuch nur in die Familie „einschreiben“ wolle (vgl. WEBER 2015: 155). Obwohl er selbst gesteht, dass ihm das Verschweigen der Familiengeschichte mehr und mehr auf der Seele liege, ist er unzufrieden, dass seine Tochter familiäre Geheimnisse mit ihrem Buch an die Öffentlichkeit bringen will. WEBER schreibt:

Er sagt, er habe immer Angst gehabt, jemand würde das einmal publik machen. Er sagt es zu mir, die ich die Einzige bin in seiner familiären Umgebung, die regelmäßig etwas publik macht, d.h. Bücher schreibt und veröffentlicht (Weber 2015: 80).

Indem er der Autorin und auch anderen ihm nahestehenden Menschen von der Vergangenheit erzählt, ist ein „Haarriss in [das] kleine Schweigegewölbe gekommen“ (WEBER 2015: 80), das er jahrelang geschützt hat.

## 1. Die Bibliothek der Geschichte

Anne WEBER beginnt ihre Zeitreise symbolisch in der Bibliothek, das heißt also am Ort des Geheimnisses, der Verführung, des Verbrechens, der ein monumentales Sinnbild menschlichen Scheiterns ist:

Es fängt damit an, dass mein Passwort »Panzerdivision« ist. Ich habe es vor Jahren gewählt, als ich das letzte Mal eine Dauerkarte für die untere, den Forschern vorbehaltene Etage der Bibliothèque nationale beantragt hatte. (...) Es war der Kosenamen, den mir einmal ein äußerst charmanter, in der hohen, wenn auch in meiner Wertschätzung seither gesunkenen Kunst der Ironie unschlagbarer Franzose gegeben hatte, (...). Im Zusammenhang mit den Nachforschungen, die ich mit Hilfe dieses Passwortes betreiben will, hört er sich nicht mehr so komisch an. Es soll um einen Deutschen gehen, der einige Jahre in Polen verbracht hat. Um meinen Urgroßvater.

Um es gleich zu sagen: Mein Urgroßvater ist nicht in Polen einmarschiert. Die Gegend um Poznań, in der er lebte, war schon 1815 Preußen zugeschlagen worden (Weber 2015: 5-6).

Die Bibliothek fungiert für die Autorin als Aufbewahrungsort des absoluten Wissens und scheint eine „literarische Grabkammer“ (KÖHN 1987: 110) zu sein. Wegen ihrer Nähe zur Vergangenheit und der Distanz zur Gegenwart zeichnen sich die Bibliotheken durch einen hohen labyrinthischen wie apokalyptischen Koeffizienten (siehe BRITNACHER 2007: 227) aus. Sie halten den Tod als unvermeidliches Ereignis im Schicksal präsent. Das nähert die Bibliothek an ein Mausoleum, an ein Massengrab, an einen Friedhof der Geschichte an, an die erinnert wird und in der besondere Regeln gelten, die respektiert und beachtet werden müssen. In WEBERS *Ahnen* spielen das Reich der Toten und die Atmosphäre der Zeitlosigkeit eine entscheidende Rolle. Die Autorin bemerkt dazu:

Seit ich aufgebrochen bin zu dieser Reise in die Fremde, zu meinem Vorfahren hin, habe ich ein Bild vor Augen: Ich sehe ein unüberwindbar scheinendes Gebirge, das sich zwischen mir und dem hundert Jahre vor mir Geborenen aufrichtet. Ein gewaltiges Massiv, ein Riesengebirge; angehäuft aus Toten.

Ich mache noch nicht einmal den Versuch, mir zu sagen: Er [Sanderling] hat mit diesen Toten nichts zu tun. Sind sie denn zwischen uns, zwischen unser beider Existenzen, millionenfach vom Himmel gefallen, aus der Erde gequollen? (WEBER 2015: 37-38).

Mit ihren finsternen Innenräumen, verwirrenden Spiegeltüren, mit geheimen Schließmechanismen, unheimlichen Geräuschen und fröstelnder Kaltluft ähnelt die gefährliche Unübersichtlichkeit der Bibliotheksarchitektur bei WEBER der Architektur der Vergangenheit. Die Reminiszenz an Umberto ECOS *Il nome della Rosa* (1980) weist auf das Sicherheitskonzept der Bibliothek und Geschichte hin, das beim Eindringling Konfusion und Panik auslöst: „Trittst du ein, weißt du nicht, wie du wieder herauskommst.“ ECO (1986: 201) WEBER erlebt in den Bibliotheken

hautnah, dass das Antasten der Säulen des Herakles gefährlich und nicht selten mit Leiden verbunden ist. Wie Odysseus in der *Divina Commedia* Dantes, der als alter Mann nochmal Ithaka verlässt und eine Reise ins Unbekannte unternimmt, scheint WEBER die Grenze der Alten Welt, also das Verschweigen der tabuisierten Geschichte zu erreichen. Die Raffinesse des Verbergens der Bibliothek und der Geschichte gibt der Autorin entscheidende Impulse für eine Neubewertung des Familiengeheimnisses. Die im Spannungsfeld von Nichtmitteilung und im Offenbarungsbedürfnis liegende Dynamik der Bibliothek und der Geschichte ähnelt der Kryptographie und Stenographie der Gefühle der Autorin. Die Bibliotheken in Paris, Berlin und Owińska symbolisieren in *Ahnen* auch die Herausbildung von Formen des Geheimtransportes unerzählter Geschichten, häufig flankieren irreführende Informationen über den angeblichen Verbleib von Geheimtexten, über die Wahrheit. Durch das Zusammenführen von Texten, die für WEBERS Recherche relevant sind, gelingt es der Bibliothek und der Geschichte scheinbar, metonymisch die Welt – soweit sie erkannt oder auch missverstanden ist – an einen Ort zu bringen, um sie – die Erforscherin der Gesichte – bewusst in die Irre zu führen. WEBER beschreibt ihre Erfahrung mit der Suche nach Geschichte in der Bibliothek wie folgt:

Es fahren mir tausend Dinge zugleich durch den Kopf, viel Widersprüchliches, Uneindeutiges, und mir ist, als müsste ich diese tausend Dinge auch alle gleichzeitig zu lesen und zu spüren und zu denken geben; ein vom Auge mit einem Mal zu erfassendes Bild fertigen. Ich kann aber nicht anders, als dem unumstößlichen Gesetz des Buches – des Lesers ebenso wie des Schreibers – zu folgen, das da lautet: eines nach dem anderen. Das Buch ist der Überbringer des inneren Bildes. Das innere Bild kann nie alles auf einmal zeigen, kann keine Gleichzeitigkeit herstellen. Aber in ihm kann sich alles im gleichen Moment Verspürte und Gedachte wie in einer Linse bündeln (Weber 2015: 37).

Geschichte verkörpert genauso wie eine öffentliche Büchersammlung einen spezifischen Ort, der nicht nur nach außen selektiert, sondern auch ihr Inneres durch Gebote und Verbotenes bestimmt (vgl. DICKHAUT 2004: 45). Beide stellen jeweils eine spezifische Welt mit einem eigentümlichen Wertesystem und mit besonderen Verhaltensnormen dar, in der Anne WEBER eine Außenposition einnehmen muss, also die einer distanzierten Beobachterin. Der Eintritt in die Geschichte und in die Bibliothek bildet in *Ahnen* einen transitorischen Raum, einen Raum des Durchgangs (vgl. CEYNOWA 1994: 73), eine unendliche Sammelstelle, eine beständige Örtlichkeit, in der Zeit angehäuft wird (vgl. DICKHAUT 2004: 46). Anne WEBER durchläuft drei Zeiträume, nämlich die Zeit des Urgroßvaters, die Lebenszeit des Vaters, der dritte Zeitraum setzt in der Gegenwart ein, in der sich die Autorin der Nazi-Zeit und damit dem Leben ihres Großvaters und der Nachkriegsjahre stellt. WEBER schreibt:

Als Lebendiger, als Erinnerung an einen lebendigen Menschen, ist Sanderling aus dem Gedächtnis der Heutigen verschwunden. (...) Was bleibt, ist unendlich viel mehr, als meist über lange Verschwundene noch in Erfahrung zu bringen ist. Es gibt einen umfangreichen Nachlass, der unter günstigen Aufbewahrungsbedingungen in einem Archiv lagert (...).

Mein Weg in die Vergangenheit wird über eine Fülle von Papieren, Plätzen und Begegnungen führen. Es wird der Weg dieses Buches sein. Denn nicht nur von Menschen und Ereignissen, von Bewegungen der Gedanken und des Gemüts, sondern auch vom Dickicht der Zeit soll dieses Buch erzählen (Weber 2015: 20-21).

Die Bibliotheken sind für WEBER als Gedächtnisort oder auch als Heilstätte der Seele zu verstehen. Das Speichergedächtnis der Bibliotheken geht über das des Individuums hinaus und wird für sie zum verschriftlichen Gedächtnis der Kollektivität – vor allem dem der Opfer. Die Bibliotheken schlagen zeitliche Brücken und Wege, genauso wie die Zeit, die zwischen WEBER und Sanderling liegt (siehe WEBER 2015: 19). So sehr sich die Autorin auch mit ihrem Urgroßvater verbunden fühlt – mit dem Leid seiner Vereinsamung, mit seiner Gewissenhaftigkeit, mit seiner einsamen Maske, hinter der er seinen Schmerz verbirgt, mit seiner Zuflucht zu den Toten und seiner Abkehr von Gott, stehen doch im Hintergrund immer wieder Fragen an ihren Vater und dessen Umfeld. Sie sind das *Movens* des Textes: Wer war Mitläufer, wer hat geschwiegen? Zugleich stellt sie die grundsätzliche Frage: Welches Recht hat die heutige Generation ihre Familienmitglieder, ein ganzes Kollektiv aus zeitlicher Distanz in Hinblick auf den Nationalsozialismus zu befragen und zu bewerten? Jedes Labyrinth, jede Bibliothek, jede Geschichte kann wie ein Grundriss gelesen werden, den ein ständiger Perspektivenwechsel begleitet. Anne WEBER, die zuerst die Idee verfolgt, dass die Geschichte als Spiegel der Welt zu verstehen ist, kommt zu dem Schluss, dass das Wissen der Bibliotheken und Bücher, in denen man Antworten auf die die Geschichte betreffenden Fragen zu finden glaubt, keine mimetische Repräsentation der Geschichte ist. Geschichte unterliegt Selektions- und Kanonisierungsverfahren und wird verkürzt und verfremdet wiedergegeben. WEBER stellt fest:

Die Bücher irren, es gibt keine Massen, es gibt nur einen Vater und einen Sohn oder eine Mutter und einen Sohn oder eine Tochter, und zwischen ihnen gibt es Wege, die weiter führen oder abbrechen. Die Erklärungen in den Büchern erklären das Leben und Denken und Handeln dieser einzelnen nicht (Weber 2015: 256).

Auf ihrer Zeitreise besucht WEBER indes nicht nur Massengräber, sondern die einzelnen Gräber eines jeden einzelnen Opfers.

## **2. Die moderne Hiob-Gestalt**

Anne WEBER charakterisiert ihren Urgroßvater als eine ernste Persönlichkeit. Aus der Vergangenheit schaut er ihr als ein zutiefst ernster, leidenschaftlicher Mensch entgegen (vgl. WEBER 2015: 130). Als erstes erwähnt die Autorin das

unveröffentlichte, nie vollendete und nur in Fragmenten überlieferte Hauptwerk des Urgroßvaters, das den Titel „Abrechnung mit Gott“ tragen sollte. Der Text sollte hauptsächlich eine umfassende Geschichte und Kritik des Christentums und den Entwurf einer zukünftigen Religion enthalten. Auf diesem Weg ist Sanderling allein und spricht als eine einsame Faust-Figur mit Goethe, der, Johannes Schlaf zufolge, das moderne Deutschland vorbildlich verkörperte (vgl. KIMURA 2006: 528). Bei Anne WEBER ist die Hiob-Gestalt des Urgroßvaters als Sinnbild der Emanzipationsbestrebungen der modernen Menschen und der Kriegsenkel zu betrachten. In ihm sieht WEBER das Sprengen der geistigen Fesseln aus eigener Kraft, die Suche nach Erkenntnis und nach einem neuen Weltbild sowie das Wagnis zu Wissen (vgl. FRIEDEL 1996: 31-57). WEBER schreibt:

Keiner steht ihm bei, weil keiner seine Not sieht. (...) Da von den Lebenden keine Hilfe zu erwarten ist, sucht Sanderling Halt bei den Toten, deren *lebendige Stimmen* zu ihm reden. *Ich besprach mich mit Goethe* (...) (Weber 2015: 65).

An anderer Stelle schreibt sie:

„Er glaubte, dass jemand, also ein Gott, mit ihm persönlich befasst war, hatte noch nicht das Gefühl, in einer unübersichtlichen Masse zu verschwinden. Der [hat sic!] *mir* das angetan! Wie Hiob fühlte er sich höchst ungerecht behandelt (...) (Weber 2015: 9).

Wie Hiob sucht Sanderling angesichts des Kriegsgeschehens letztendlich eine Lösung der Theodizee-Frage und kommt zu demselben Schluss, wie Tadeusz RÓŻEWICZ, der sich auch die Frage *unde malum* gestellt hat: „[...] das Böse kommt nicht aus dem Mangel, nicht aus dem Nichts, das Böse kommt vom Menschen.“ RÓŻEWICZ (1998: 117). Sanderling spiegelt Millionen Menschen wider, die ein „Hiobsschicksal“ erlitten haben. Teufel und Gott sind im Buch Hiob so eng verbunden, wie in keinem anderen Teil der Bibel. In *Ahnen* erschreckt Anne WEBER vor dem Bild hinter dem Bild, vor dem unerlaubten Palimpsest: „Ich bin erschrocken, hinter Christus einen SS-Mann gesehen zu haben.“ (WEBER 2015: 160). Nirgendwo wird der Zweifel an der Gerechtigkeit Gottes so stark, wie in der Hiobsgeschichte. Hiob tut das, was laut der Bibel sonst niemand je gewagt hat zu tun, er verlangt, genauso wie sein Nachfolger Sanderling, Rechenschaft von Gott. In Hiob, dem Gottesrebell, können sich die Opfer des Ersten und Zweiten Weltkrieges wiedererkennen, wenn nicht gar mit ihm, diesem Repräsentanten der sich selbst reflektierenden Menschheit, identifizieren. Dies gilt besonders, wenn es um Bewusstseinswerdung geht. WEBER schreibt:

Die Stille des Sommeranfangs ist aus dem Lärm der Vergangenheit gemacht. Je länger ich sitze und lausche, umso besser höre ich ihn; höre hinter den hohen Vogelstimmen die nicht weniger unverständlichen, dunkleren Stimmen der Toten.

Es fängt an mit dem Schatten, den man nicht loswerden kann. Man müsste ihn verkaufen können, wie Schlemihl es tut in jenem Märchen von Chamisso. Aber der

Schatten, von dem ich rede, ist nicht leicht an den Mann zu bringen. Noch nicht einmal der Teufel will ihn haben (Weber 2015: 70).

Ogleich sich dies alles wie eine Art theologische Spekulation anhört, ist es in Wirklichkeit die Sicht des modernen Menschen. Diese Annahme lässt sich auch in einer wissenschaftlichen, psychologischen Sprache zum Ausdruck bringen. So kann man, mit Jung gesprochen, zum Beispiel statt „Gott“ „das Unbewusste“, statt „Christus“ „das Selbst“ GRÖTZINGER (2013: 232) verwenden. Die Stimmen der Toten in WEBERS *Ahnen* können als psychotherapeutisches Manifest, und die Interpretation der Hiob-Novelle sowie deren „Fortsetzungsgeschichte“ während des Zweiten Weltkrieges als bildhafte Inszenierung der Geschichte und des menschlichen Bewusstseins, als kollektiver Individuationsprozess verstanden werden. Sie sind keine Attacken, sondern ein Aufruf zum verantwortlichen Umgang mit der Geschichte und der Vergangenheit. Hiob ist kein Sonderfall und nicht nur eine Randnotiz der menschlichen Geschichte. Seine Fragen sind genereller Natur, von zeitübergreifender Brisanz und betreffen jeden Menschen, der selbst schon Leid erfahren hat und die Welt aufmerksam genug beobachtet. Doch Hiobs klaffende und theologiegeschichtliche Wunde symbolisiert keineswegs nur ein Nebenschauplatz des Kriegsgeschehens (vgl. GRADL 2013: 33). Bei WEBER wird Hiob, auch ohne namentliche Nennung, immer wieder adressiert, moduliert, vertieft und auch radikalisiert. Die Hiob-Geschichte hat bei WEBER die Funktion eines Aufrufs, der den menschlichen Transformationsprozess evoziert. Die Stimmen der Toten haben zugleich den Charakter einer paradigmatischen Erzählung: Hiob, der den Protest nicht aufgibt, steht bei ihm für den Menschen, um ihm seine immense innere Widersprüchlichkeit bewusst zu machen und um den humanen Umgang mit seinem Gewissen zu unterstützen. Anne WEBER hat den Helden Hiob somit nicht nur als Identifikationsfigur aller Opfer des Zweiten Weltkriegs genutzt, sondern seine Geschichte demonstrativ und therapeutisch „weitergeschrieben“ und auf die von Hiob aufgestellte Formel „Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter“ (Hi 38,11) aufmerksam gemacht. Die Autorin verweist darüber hinaus darauf, dass man permanent mit den Opfern der Vergangenheit konfrontiert ist. Die Reaktion auf eine traumatisierende Situation kann bei WEBER als Zukunftsarbeit betrachtet werden. Der Mensch muss sehen, dass er für morgen das Tatsachenmaterial zusammenträgt. Das Kriterium des individuellen Leidens wird zum Leidensaspekt der ganzen Menschheit erhoben. WEBER betont, mit Paul RICOEURS Worten, die „Tiefenzeitlichkeit des Leidens“ RICOEUR (1988: 172) und rekurriert zudem auf Heideggers Begriff einer entsubstantialisierten Zeitlichkeit (siehe RICOEUR 1988: 100), der die Trennung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufhebt.

WEBER versucht das gewaltige Gebirge, das sie von ihrem Urgroßvater trennt, zu überwinden. Neben mündlichen Zeugnissen studiert sie dazu die erhaltenen Werke Sanderlings sowie seine persönlichen Aufzeichnungen im Walter-Benjamin-Archiv. Die Autorin hinterfragt aber auch Nebensächliches. Dies führt zu einer veränderten Betrachtung von Worten, ihrer Bedeutung, der Assoziationen, ihrer

historischen Bürde, sogar ihrer Aussprache. WEBER zeigt ihre hohe sprachliche Sensibilität, wenn sie schreibt:

Ich möchte wissen, wie Poznań ausgesprochen wird, und stelle fest, dass sich auch hier auf dem Bildschirm ein großes schwarzes Fenster öffnet mit einem schmalen grauen Streifen darin und dass auch hier keine Automatenstimme ertönt, sondern eine warme, männliche. Waren also alle meine Empfindungen, als ich das Wort *Oświęcim* anklickte und aus jenem schwarzen Fenster heraus gesprochen hörte, »nur« Projektionen? (...)

Ich höre mir noch einmal mehrmals hintereinander beide Worte an. Die Fenster sind die gleichen, groß und schwarz. Aber ich bleibe dabei: Die Stimme, die *Poznań* sagt, ist die lebhafteste, kräftigste eines jungen Mannes. *Oświęcim* wird von einem eindeutig älteren Mann gesprochen, leise, fast tonlos, behutsam, zurückgenommen (Weber 2015: 34).

Die Autorin verurteilt die Geschichte und die Menschen nicht. Der Weg zur Wahrheit ist schwer und ermüdend. Sie vermeidet jede Emotionalität: sie bleibt kühl, distanziert, jedes Wort ist genau durchdacht und geprüft und wird erst dann niedergeschrieben, denn Wörter verändern sich, und mit ihnen auch die Bedeutung der Geschichte. Bei WEBER heißt es dazu:

Wir sehen die Worte davonschwimmen. Keines von ihnen ist mehr einzuholen; kein Satz kann mehr so verstanden werden, wie er gemeint war, und *nur* so. Man müsste vergessen – nein, wir wissen ja, wie es mit dem Vergessen steht, dass es nämlich keineswegs verschwunden ist, sondern zusammengeknüllt hinter den sorgsam gebügelten Laken im Wäscheschrank liegt –, man müsste die Zeit unvergangen machen können. Noch einmal neugeboren, noch einmal jung und unschuldig oder anders schuldig sein (Weber 2015: 28).

Anne WEBER ist mit dem Schweigen, das die Erinnerung verdeckt, nicht einverstanden. Sie stellt sich selbst die Frage, ob sie auch eine Denunziantin sei, wenn sie die zunehmend düster werdende Person des Urgroßvaters an den Pranger stellte, wenn sie einen Menschen in der Stunde seiner tiefsten Demütigung überraschte (vgl. WEBER 2015: 94). Das Verschweigen der Geschichte vergleicht sie mit einem blinden Fleck – wie einer jener kleinen Flecken, die man mit Wasser und Seife zu entfernen versucht, und bei denen sich erst nachdem der Stoff getrocknet ist herausstellt, dass ein viel größerer Fleck entstanden ist (vgl. WEBER 2015: 73). Hiob fordert Gott zum Prozess heraus, klagt ihn mit aller denkbaren Härte an. Der Einzige, der in den vier Generationen, die WEBER beschreibt, in seinem unvollendeten Werk „Abrechnung mit Gott“ das Schweigen bricht, ist Rang. Doch auch die hundert Jahre nach ihm geborene Anne WEBER will das Schweigen brechen. Ihr Erzählen stellt den Versuch dar, sich von einer Bürde zu befreien und die verdrängte Frage der Schuld zurück ins Bewusstsein zu holen. Sie selbst ist als Dreh- und Angelpunkt in der erzählten Familiengeschichte präsent. Indem sie das bedrückende, unerträgliche Schweigen, aus dem das Wort sich wie eine Erlösung befreit, bricht, verleiht sie den Opfern und sich selbst das Recht auf Leiden, sie macht ihre und die der Opfer eigene Stimme hörbar. Der entscheidende Satz lautet:

Erst in den letzten Jahren, weit über ein halbes Jahrhundert nach Kriegsende, redet mein Vater jedes Mal, wenn ich ihn besuche, davon, dass dieses Schweigen ihm mehr und mehr auf der Seele liege (Weber 2015: 74).

Dass eine Erinnerung stumm bleibt, ist die Frucht der Entscheidung Einzelner (vgl. VOSS 2009: 13), die das Schweigen annehmen und die Verantwortung von sich auf die Zeitzeugen übertragen. Wenn ein narrativer Spiegel vorhanden ist, in dem sich der oder das Erinnernde wieder erkennt, kann, Britta VOSS zufolge, aus einer „Schweigezone“ öffentlich artikuliert Erinnerung werden. VOSS stellt fest:

Bei traumatischen Erfahrungen ist es aber nicht allein eine bewusste Form der Geschichtspolitik, die über Vergessen und Erinnern entscheidet, sondern auch die von Assmann aufgezeigte psychische Sprachlosigkeit angesichts einer Erfahrung, die das kognitive Fassungsvermögen übersteigt (...) (VOSS 2009: 13).

Die Zeitzeugen sind nun die Alten geworden, mit deren Tod die lebende Erinnerung verloren gehen wird. An dieser Generationenschwelle, die WEBER beschreibt und an der die individuelle Erinnerung entweder mit ihren Trägern verstummt oder aber im kollektiven Gedächtnis aufgeht, verlangt die Autorin die Einführung einer neuen Narration, die Etablierung einer neuen Erzählstruktur. Was keinen sprachlichen und ideellen Erzählrahmen erhält, droht zu verschwinden. Was nicht erfragt wird, kann auch nicht öffentlich in Erinnerung geholt werden. WEBER beschreibt ihr Treffen mit dem Vater wie folgt:

Ich blicke meinen Vater an, wie er da in sich zusammengesunken in seinem von Charles Eames 1956 entworfenen *Longue-Chair* sitzt (...). Ich sehe ihn, den nunmehr alten Mann, ja, Greis, in seiner Gebrechlichkeit, die ihm unangenehm ist und die er versucht zu verbergen, (...).

Mir kommt plötzlich der böse Gedanke, dass ihn von all dem, was ihn belastet aus der Vergangenheit, am meisten womöglich die Vorstellung schmerzt, so etwas Banales und Vulgäres wie einen Nazi zum Vater gehabt zu haben. Und dass sein Schweigen womöglich auch daher rührt. Indem er mir und vielleicht auch anderen ihm nahestehenden Menschen davon erzählt, ist ein Haarriss in dieses kleine Schweigegebölbe gekommen.

Er sagt, er habe immer Angst gehabt, jemand würde das einmal publik machen (Weber 2015: 79-80).

Dieses fragile Wechselspiel aus symbolträchtiger Emotionalität, privater Erinnerung und der unmittelbar auf die Einzelgedächtnisse Einfluss nehmenden öffentlichen Kanonisierung von Gedächtnisinhalten liegt auf der Hand. Bisher machte Anne WEBER auf die wesentliche Diskontinuität der Geschichte aufmerksam und wies darauf hin, dass die Herstellung einer geradlinigen Verbindung zwischen ihrer Gegenwart und der Vorkriegs-Lebenswelt Florens Christian Rangs unmöglich ist. Das vermeintlich mühelose Einfühlen in das Vergangene erschien der Autorin aus ethischen Gründen äußerst suspekt. Plötzlich erschreckt sie vor dem finsternen Gedanken, dass es zwischen ihrem Urgroßvater und seinem nationalistisch gesinnten



Sohn nicht bloß eine Blutverwandtschaft gegeben haben könnte, sondern vielmehr eine Gemeinschaft und Kontinuität der ideologischen Anschauungen. Anne WEBER hat Mut, die schwerwiegende, generationenübergreifende Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen historischer Erkenntnis aufzuwerfen. Den Schnittpunkt differenter Zeitebenen entdeckt sie im Gewissen, das die Unterscheidung zwischen schuldhaften und schuldlosen Handlungen aufhebt, moralische Verunsicherung weckt und an Eigenverantwortung der Menschen appelliert:

So hebt das Gewissen die Zeit auf. Von einem, der diesen Fremden in sich entknebelt und zu Wort kommen lässt, trennt mich keine Zeit. Er ist mein Mit-Mensch, so fern er mir auch stehen mag: Der Fremde, der in ihm wohnt, ist mir vertrauter als er selbst; er ist unser gemeinsamer Freund und Feind (Weber 2015: 182).

Der Urgroßvater bleibt bis zum Ende des Zeitreisetagebuches eine Phantomgestalt, genauso wie die Opfer. Ihrem jüdischen, in Paris lebenden Freund Pierre erzählt WEBER von ihrem Vater und der Schweigelast, die ihn im Alter immer mehr bedrückt. Pierre ist keine zehn Jahre jünger als ihr Vater. Ein großer Teil seiner Familie ist während des Zweiten Weltkrieges ermordet worden. Sie erzählt ihm von der verspäteten Scham ihres Vaters: einer tatenlosen Scham, die sich im Bloßen erschöpft, nicht im Handeln, nicht in einer Entschuldigung gegenüber den Überlebenden der jüdischen Freunde Sanderlings, die keine Alibi-Freunde, sondern seine echten, guten Freunde waren, und die vor der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft in die Emigration geflüchtet waren. Geschichte und Erinnerung betrachtet die Autorin mit distanzierter Aufmerksamkeit. Die Protagonisten werden nicht stark konturiert. Die Sprache ist oft rau und präzise und spiegelt WEBERS Beziehung zu ihrem Urgroßvater wider. Was sie allerdings am meisten befremdete, aber auch anzog als sie begann sich mit Florens Christian Rang zu beschäftigen, war tatsächlich sein tiefer Ernst. Die Autorin wollte mit ihren eigenen Emotionen die Stimmen der Toten nicht unterdrücken. Themen, die sie berührt, sind hinreichend mit Emotionen geladen. Indem sie aber das Schweigen bricht, eröffnet sie einen Raum zur Diskussion. Die kühle Sprache erzeugt eine symbolisch-physische Leere, als Platzhalter für unausgesprochene, hoffnungsvolle, doch beabsichtigte Implikationen gelesen werden kann. Die Leere wird zum performativen Raum, in dem alle drei Zeitebenen aufeinander treffen und zusammenstoßen – die Leere wird zum aktiven Element, zum Schaffensraum, in dem man ständig auf der Suche nach der Wahrheit ist, denn, so äußert WEBER in diesem Zusammenhang: „Nichts ist gefährlicher als das sichere Gefühl, etwas verstanden zu haben“ (WEBER 2015: 115). An anderer Stelle schreibt sie: „Auf die heutigen Fragen gibt es keine damaligen Antworten. Unsere Ahnen waren mit anderem beschäftigt, als damit, was wir von ihnen wissen wollen.“ (WEBER 2015: 44).

Die Figuren, die in *Ahnen* auftauchen, stehen, was Anne WEBER selbst gesteht, ihr sowohl zeitlich als auch persönlich näher, es sind ihre direkten Vorfahren.<sup>80</sup> Sie glaubt aber nicht, dass einem Schriftsteller im Umgang mit seinen Figuren alles erlaubt ist. Jeder muss selbst herausfinden, was ihm, so WEBER moralisch möglich und unmöglich ist, wenn er nicht will, dass sich etwas Falsches in den Ton der Geschichte einschleicht. Die Strategie, die die Autorin in *Ahnen* verfolgt, lautet: kein festes Bild der Toten zu zeichnen, sondern eines, das in Bewegung bleibt. Anne WEBER schafft mit ihrem Zeitreisetagebuch eine Spiegelfläche. Obwohl sich im Spiegel das gespiegelte Original als Erscheinungsbild zu verdoppeln scheint, ist das Abgebildete nur visuell da. In dem von WEBER geschaffenen Spiegelbild eröffnet sich dennoch ein eigener virtueller Raum, der den realen Raum spannungsvoll ergänzt. Diese Virtualität von Spiegelbildern der Geschichte bildet die Basis ihrer besonderen geistigen Faszination, denn im Gegensatz zum Gemälde hat das Spiegelbild keine vergleichbare materielle Dimension. Es kann sich deshalb nicht von seinem jeweiligen Bezugsobjekt emanzipieren und als eigenständige Realität eine eigenständige Überlieferungs- und Interpretationsgeschichte entwickeln. Die Virtualität des Spiegelbildes der Geschichte manifestiert sich bei WEBER darin, dass es uns einen Raum und darin Dinge wahrnehmen lässt, obwohl es diesen Raum und diese Dinge faktisch gar nicht gibt.

### 3. Made in Germany

Für Anne WEBER gibt es die Vergangenheit gewissermaßen zweifach, einmal in ihrer abgeschlossenen, unzugänglichen Form („wie es einmal war“), die aber nicht mehr wirklich ist, und ein anderes Mal als Vergangenheit, die vor uns liegt, wenn wir beginnen, uns mit ihr zu beschäftigen. Diese zweite Vergangenheit ist nichts Starres, Abgeschlossenes, sondern etwas werdendes. Der Autorin geht es nicht nur um die menschlichen Ahnen, sondern darüber hinaus insbesondere um das Faszinosum „Vergangenheit“. Aus diesem Grunde geht sie bei ihrer Recherche peinlich genau bis ins kleinste Detail vor. Die in Frankreich lebende Autorin durchläuft einen kühnen Selbstfindungsprozess. Ihr geht es um die Bürde des Deutschseins, vor dem es, WEBER zufolge, kein Davonlaufen gibt – gerade im Ausland wird sie mit ihrem Deutschsein konfrontiert und manchmal auch darauf reduziert. WEBER schreibt:

In gleich welcher Nationalitätenrunde – das sage ich nicht, ich weiß es aber aus langer Erfahrung – steht ein Deutscher immer für *das* und die anderen für nichts. Kein Russe steht für Gulag, kein Franzose für Französische Revolution oder Kolonisation. Sie haben zwar ihre jeweiligen Landesgeschichten, aber im Rücken, als Lehne. Wir tragen die

---

<sup>80</sup> Interview mit Anne WEBER von Sascha Michel:

[http://www.hundertvierzehn.de/artikel/%C2%BBder-weg-die-vergangenheit-liegt-vor-uns%C2%AB\\_781.html](http://www.hundertvierzehn.de/artikel/%C2%BBder-weg-die-vergangenheit-liegt-vor-uns%C2%AB_781.html)

unsere als Schild (Schuldschild) vor der Brust. Wie wir uns auch drehen und verrenken, das Schild hängt immer vorne (Weber 2015: 40).

WEBERS Genrebezeichnung „Zeitreisetagebuch“ gaukelt eine lineare Klarheit vor. Auf dem Weg in die Vergangenheit arbeitet sich die Autorin am Begriff des Deutschtums ab – an einem Begriff, der, WEBER zufolge, nur noch mit Hilfe einer Anführungszeichen-Pinzette angefasst und bis in die Gegenwart gezogen werden kann. „Das Deutschtum“ ist für WEBER ein Wort, das mitsamt seinem Gehalt von der Zeit verschlungen wurde wie „*Minne*“ oder „*Sünde*“ (siehe: WEBER 2015: 162). Die Autorin fragt:

Damit es etwas wie ein Deutschtum geben kann, müsste es erst einmal Deutsche geben. Gibt es die Deutschen denn überhaupt? Ich meine, als von anderen sich deutlich Unterscheidende? Gibt es etwas wie ein deutsches *Wesen*, hat es das früher einmal gegeben? (WEBER 2015: 166).

Der Begriff ist für WEBER eine unüberwindliche Hürde, ein Berg oder ein Graben, an dem sie nicht schulterzuckend stehenbleibt, sondern den sie unter größter Anstrengung und mit Hilfe aller möglichen Strategien zu überwinden versucht (vgl. WEBER 2015: 61). Die Zeit begreift sie als ein Fließband, dessen einziger Zweck es ist, alles was je existiert hat, zu ihnen, den behaglich in ihren Sesseln zurückgelehnten, zu befördern. WEBERS Urgroßvater betont, dass man von der Vergangenheit nur die eigene Vergangenheit kennt. Man versteht nur von dem Gewesenen, das einen heute etwas angeht. Die Vergangenheit ist nicht etwas Fertiges, sondern etwas Werdendes. Für die Vergangenheit gibt es nur Zukunft; aber auch die Vergangenheit ist Zukunft, die aus unserem Weiterschreiten wird. Die Vergangenheit, die lebendig in den Deutschen ist, stützt man mit jedem Augenblick in die Zukunft hinein, sie ist Bewegung. Sanderling zufolge ist es so:

Jene andere Vergangenheit, nach der wir uns umblicken, die wir aus Überresten konstruieren, von der wir unsern Kindern berichten, die als Bericht der Vorfahren auf uns gekommen ist, hat den Schein der Starrheit, kann sich auch nicht, da sie zum Bild geworden, keine Wirklichkeit mehr ist, fortwährend verändern (Weber 2015: 126).

Der „Deutschtumsspezialist“ Sanderling verabscheute die Arbeitsmoral, wie er sie um sich her verherrlicht und verabsolutiert sah, denn „was uns reich und groß macht, (...) ist nie Arbeit, nie Besitz und nie Verdienst, kommt gastesweise, blitzesweise, als Zufall, Einfall.“ (WEBER 2015:163). Florens Christian Rang ist vom heiligen Ernst mythischer Gründerfiguren bestimmt. Er steht aber nicht am Anfang der Zeiten, sondern lebt im turbulenten wilhelminischen Zeitalter, deswegen wirkt dieser Ernst, WEBER zufolge, heutzutage nicht selten naiv und heroisch verbissen. Im „Deutschtum“ sieht er eine „neue Menschenliebe“, die als „Liebe ohne Barmherzigkeit“ die Welt beglücken solle (vgl. WEBER 2015: 168). Dieser Sucher eines nach-nietzscheanischen „Gottesgrunds“ weist auch auf die Abgründe des 20. Jahrhunderts hin. Nietzsche zufolge hieße „ein guter Deutscher“ zu sein, sich

*entdeutschen* zu müssen. Nietzsches Problem mit den Deutschen lag nämlich zuerst und vor allem im Problem mit *den* Deutschen überhaupt (siehe RUPSCHUS 2013: 3-4). WEBER erinnert sich an Max Schelers Werk „Die Ursachen des Deutschenhasses“ und bemerkt, dass – obwohl seit dem Erscheinen von Schelers Text bald hundert Jahre vergangen sind – die Deutschen noch immer für ihre Arbeitswut verhasst seien (vgl. WEBER 2015: 166). Aus dem Deutschtum, womit einmal etwas wie das tiefe Wesen des Deutschen gemeint war, ist unter den Nazis ein Deutschtum, ein deutsches Gehabe, und schließlich, nach dem Zweiten Weltkrieg, ein „Made in Germany“, ein in Deutschland Getanes geworden – deutsche Qualitätsarbeit, ein Gütesiegel, an dem die Autorin einen Ausruf hört, mit dem die Deutschen sich selbst in aller Welt brandmarken, sich öffentlich als Verbrecher und Mörder anprangern (vgl. WEBER 2015: 166). Mit dem Begriff des Deutschtums verbindet WEBER selbst das Wort „Gewissen“. Das Rad des Gewissens ist eines, das sich immer weiter dreht. Es steht nie still, ruht nicht aus, ist nie zufrieden mit sich und der Welt. Sanderling wendet sich an alle Deutschen, aber nicht an die Masse, die, Sanderling zufolge, kein Gewissen hat. Er wendet sich an Einzelne, die sich nicht zusammenschließen, sondern so einzeln bleiben sollen wie sie sind, allenfalls sich zu überschaubar kleinen Zellen fügen. Die Stimme des Gewissens ändert sich, WEBER zufolge, von Mensch zu Mensch (vgl. WEBER 2015: 181). Die Gewissensforderung, von der er spricht, ist die des Augenblicks. Es geht um jedes kommende Hier und Jetzt, um einen eigenen Ort in der (Familien)Geschichte. Dem „Gewissen“, das bekanntlich geprüft werden will, ihrem Urgroßvater, dessen Geist laut Benjamin vom Wahnsinn zerklüftet war und sich selbst, will Anne WEBER im prüfenden Schreiben gerecht werden. Die Autorin schreibt dazu:

(...) zu meinem Entzücken [schreibt Sanderling], daß Arbeitskraft bei weitem nicht unsere ganze Seelenkraft ist, er [der künftige deutsche Dichter] wird uns locken, alle Moral und allen Glauben an sie zu verlachen, die über den Zweck des Tuns heraus den Seelengrund beherrschen will – und uns zu Spiel und Ruh und Lachen locken im ungebundenen Glauben an die Güte unserer Natur. (...)

Ich klammere mich an Spiel und Ruh und Lachen und hoffe, das Deutschtum möge es mit diesen dreien halten und es dabei belassen (Weber 2015: 167).

Die Wege, die WEBER auf ihrer Erkundungsreise beschreitet, mäandrieren und sind verschlungen, weshalb sie manchmal kaum passierbar sind. Seitenlang analysiert sie ihre Sprachscham angesichts des Wortes „Jude“, ihre Scheu vor dem Wort „Auschwitz“, das eine Leere um sich schafft (vgl. WEBER 2015: 14). Wer als Deutscher im Ausland lebt, werde ständig mit dem Bild konfrontiert, das die anderen von den Deutschen haben, weshalb man mit der Zeit anfange, die eigenen Landsleute und damit auch sich selbst hinsichtlich der „deutschen“ Charakterzüge zu hinterfragen, die den Deutschen zugeschrieben werden. Anne WEBER schreibt in diesem Zusammenhang:

In mir sehen die anderen, und damit meine ich hauptsächlich die Franzosen, mit denen ich täglichen Umgang habe, eine Deutsche. Was aber meinen sie, wenn sie *deutsch* denken? Sie meinen alles Mögliche, eine variable Mischung von Stereotypen, von denen die wenigsten so sind, dass man sie gerne verkörpern würde (Weber 2015: 169-170).

Weiter heißt es in *Ahnen*:

Und wenn es heute noch ein *Deutschtum* gäbe, wenn es etwas gäbe, was die Deutschen kennzeichnet und von allen anderen deutlich unterscheidet, dann wäre es wohl das Bewusstsein des in Deutschland Getanen, dieser besonderen, tödlichen Art des *Made in Germany*. Dieses Bewusstsein lebt in allen, ob sie es – das in Deutschland Getane – leugnen, ob sie endlich davon verschont werden und nichts mehr davon hören wollen, ob sie (...) in den Gedenkstätten-Cafeterien sitzen und Kuchen essen, ob sie Judaistik studieren, ob sie nächtens Hakenkreuze auf Friedhofsmauern schmieren oder nie einen Gedanken daran *verlieren* (Weber 2015: 170-171).

WEBER kommt zu dem Schluss:

„Ich meine allmählich genug vom Deutschtum zu wissen. Geräuschvoll wurde es mir beigebracht. Ich ahne, was ich von diesem verschollenen Wort nie werde wissen können: wie es geschmeckt haben mag mit einem Kindergaumen, wie es geklungen haben mag in Kinderohren. Ich bin zu alt für dieses Wort. Ich höre in ihm: Massengrab. (...) Ich höre millionenfaches Geflüster.“ (WEBER 2015: 176).

WEBER kämpft sich „durch das Dickicht der Zeit“ (WEBER 2015: 21) und merkt, dass es diesen geraden Weg, den sie soeben noch ganz deutlich sah, es auch hier nicht gibt. Der Weg war eine Sackgasse. Ihrer Meinung nach haften etwas Eigenartiges an den Worten, die aus der Vergangenheit zu uns herüberklingen. Es seien die Worte eines schon lange Toten, in denen aber noch viel warmes Leben sei (siehe WEBER 2015: 179). WEBER erläutert: „Jetzt ist alles Eisen von ihm abgefallen. (...) Zum ersten Mal könnte ich das Wort an ihn richten. Könnte etwas flüstern wie: Mein lieber alter Urgroßvater.“ (WEBER 2015: 179).

Die erzählerischen Klammern des Zeitreisetagebuches sind die Rückzugsorte Paris und Normandie, die Reise zum Vater und die Recherchen in Berlin und Połajewo, Owińska und Poznań in Polen – in der alten, undeutlichen Mitte Europas (vgl. WEBER 2015: 212). In Poznań findet, 123 Jahre nachdem Sanderling sich hier niederließ, die eigentliche „Handreichung“ über die Zeiten statt – auf dem Posener Friedhof Miłostowo spürt WEBER am Allerseelentag die Sehnsucht nach Menschen, nach Gemeinsamkeit, nach einer verbindenden Tat, die die Stimmen aller und die der Toten aus dem Massengrab zusammenklingen lassen soll, ob katholisch, protestantisch, jüdisch oder einer anderen Religion angehörend, während hier einer dazu aufruft keiner Obrigkeit, keinem Volksvertreter die eigene, persönliche Verantwortung für das Geschehen abzutreten. Endlich glaubt die Autorin zu verstehen, was das „Deutschtum“ einmal war, das Benjamin in Florens Christian Rang verkörpert sah. In unserer Privatkorrespondenz schrieb mir Anne WEBER:

Gerade das Allerseelen-Fest war für mich ein großes, tief empfundenes Erlebnis, und ich habe die Beschreibung dieser Erfahrung extra an den Schluss des Buches gesetzt, als dessen inneren Höhepunkt, als dessen schönsten und zugleich schmerzlichsten Moment.<sup>81</sup>

Lange schweift Anne WEBER durch den Friedhofswald, der von einem pulsierenden Adergeflecht von Wegen durchzogen ist. Der Erdboden ist auf einmal keine stumpfe Fläche mehr, sondern ein Spiegel, in dem man die Zukunft sieht (vgl. WEBER 2015: 262). Das Heer der Schatten mischt sich unter die Lebenden, die Fremde sich unter die Einheimischen, und zuletzt kniet sie, die Heidin, mit ihnen nieder und vernimmt in der „unergründlichen Rede“ des polnischen Priesters etwas, „von dem ich allenfalls ahnen kann, was es ist (...): das Vibrato der Toten“ (WEBER 2015: 264). WEBER schreibt:

Ich, die Heidin, mache die Gesten der Frömmigkeit mit, stimme leise in das Gemurmel mit ein. Mit Staunen höre ich fremde, sinnlose Laute über meine Lippen kommen. (...)

Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergeht. Schulter an Schulter richten wir uns auf, und es kümmert mich nicht, (...) ob ich lächerlich bin (...). Ich bette Sanderling, den Urahn, und seinen unwürdigen Sohn, meinen Großvater, hinein, und zuletzt auch dessen Sohn (...). Hinter meinen geschlossenen Lidern bleiben die Vorväter nicht lange allein, andere drängen hinzu, deren Gesichter ich nicht erkennen kann, helle, unscharfe Gestalten, die immer zahlreicher werden, doch im Grab ist noch Platz, es weitet sich und weitet sich, bis es Ausmaße erreicht, die weder mit Augen noch mit Gedanken mehr erfasst werden können. Bis es sie alle umfängt, die Millionen und Abermillionen von Toten. Meine Ahnen (Weber 2015: 264-265).

Während das Wasser die Spuren Sanderlings stets wieder verwischt, bleiben für die Menschheit seine Nachricht und die von Anne WEBER: Es gibt für uns nur Weg, nur Zukunft, auch die Vergangenheit ist Zukunft, die mit unserem Weiterschreiten wird. Der Tag – und somit die Geschichte – ist noch nicht zu Ende, „die Toten geben noch keine Ruhe, sie wollen bis spät in die Nacht Gesellschaft haben (...)“ (WEBER 2015: 267). Aber irgendwo – so formuliert die Autorin ihre Hoffnung im Schlusssatz des Buches – „möge [es] in dieser Licht- und Schattentiefe (...) einen Ort geben, an dem alle Toten ungeteilt meine, unsere Ahnen sind.“ (WEBER 2015: 268)

## Literaturverzeichnis

- BRITTNACHER, H.R. (2007), *Erliesene Labyrinth, verbrannte Bibliotheken*. Über Umberto Eco und Luis Borges. In: BRITTNACHER, H.R./ JANZ, R.P. [Hg.], *Labyrinth und Spiel. Umdeutungen eines Mythos*, Münster.
- CEYNOWA, K. (1994), *Von der dreigeteilten zur fraktalen Bibliothek*. Paderborn/Würzburg.

---

<sup>81</sup> Privatkorrespondenz Anne WEBER, Karolina RAPP vom 10.12.2014.

- DICKHAUT, K. (2004), *Verkehrte Bücherwelten: eine kulturwissenschaftliche Studie über deformierte Bibliotheken in der französischen Literatur*. Bonn.
- ECO, U. (1986), *Der Name der Rose*. München.
- FRIEDEL, E. (1996), *Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krise der europäischen Seele von der schwarzen Pest bis zum Ersten Weltkrieg*. München.
- GRADL, H.G. (2013), Hiobs Botschaft: Neutestamentliche Reflexionen und Antworten. In: SCHLÜBER, W./ RÖBEL M. [Hg.], *HIOB-transdisziplinär. Seine Bedeutung in Theologie und Philosophie, Kunst und Literatur, Lebenspraxis und Spiritualität*. Berlin.
- GRÖTZINGER, E. (2013), Der „Hiob“ des C. G. Jung, In: SCHLÜBER, W./ RÖBEL M. [Hg.], *HIOB-transdisziplinär. Seine Bedeutung in Theologie und Philosophie, Kunst und Literatur, Lebenspraxis und Spiritualität*. Berlin.
- KIMURA, N. (2006), *Der ost-westliche Goethe: deutsche Sprachkultur in Japan*. Bern.
- KÖHN, R. (1987), Unsere Bibliothek ist nicht wie die anderen... Historisches, Anachronisches und Fiktives in einer imaginären Bücherwelt, In: KERNER M. [Hg.], ... *eine finstere und fast eine unglaubliche Geschichte? Mediaevistische Notizen zu Umberto Ecos Mönchsroman Der Name der Rose*. Darmstadt.
- LÖRKE, T. (2010), *Die Verteidigung der Kultur. Mythos und Musik als Medien der Gegenmoderne*. Würzburg.
- RICOEUR, P. (1988), *Zeit und Erzählung*. München.
- RÓZEWICZ, T. (1998), *Zawsze fragment. Recycling*. Wrocław.
- RUPSCHUS, A. (2013), *Nietzsches Problem mit den Deutschen. Wagners Deutschtum und Nietzsches Philosophie*. Berlin/ Boston.
- STEIERWALD, U. (1994), *Leiden an der Geschichte: Zur Geschichtsauffassung der Moderne in den Texten Joseph Roths*. München.
- VOSS, B. (2009), *Erinnerung und Geschlecht: geschlechtliche Vergangenheitskonstruktionen der weiblichen Resistenza am Beispiel Roms*. Berlin.
- USTORF, A.E. (2008), *Wir Kinder der Kriegskinder. Die Generation im Schatten des Zweiten Weltkrieges*. Freiburg im Breisgau.
- VOGT, S. (1999), Trauer und Identität. Erinnerung bei Thomas Bernhard und Peter Weiss, In: HOEL, J./ LUEHRS-KAISER, K. [Hg.], *Thomas Bernhard. Traditionen und Trabanten*. Würzburg.
- WEBER, A. (2015), *Ahnen*. Frankfurt am Main.

**Marta Ratajczak**  
 Uniwersytet Zielonogórski

## **Zur literarischen Repräsentation des generations- und regionalspezifischen Charakters der Kriegserinnerung in den Texten von Sabrina Janesch und Ulrike Draesner**

### **1. Vorbemerkung**

Kommt dir das vertraut vor: Zwei Leute treffen sich zum ersten Mal. Zufällig stoßen sie auf ein Stück Familiengeschichte, stellen fest, dass jeweils wenigstens einer ihrer Elternteile vertrieben wurde, und fragen einander sofort, woher Mutter oder Vater stammte. Bizarr! Meist kennen sie den Ort gar nicht. Aber es hat für sie eine Bedeutung, dass ihre Eltern oder Großeltern sich gekannt haben könnten. Es hat eine Bedeutung, aus welcher Landschaft man kommt, welche Erfahrungen die Familie dort machte. Mit dem Wetter, der Erde, den Menschen, dem Schlag (DRAESNER 2014: 265).

Die angeführten Worte, die aus dem Roman Ulrike DRAESNERS unter dem Titel *Sieben Sprünge vom Rand der Welt* (2014) kommen, beziehen sich direkt auf das Thema der vorliegenden Betrachtungen, in denen generations- und regionalspezifischer Charakter der Kriegserinnerung eine zentrale Rolle spielt. Der zweite Text, in dem erwähnte Probleme zum Vorschein kommen, wurde von Sabrina JANESCH verfasst und trägt den Titel *Katzenberge* (2010). In den beiden Büchern wird Schlesien als Schnittpunkt, ein Ort der Ankunft aus entgegengesetzten Richtungen in Raum und Zeit präsentiert.

Schlesien und Kresy, das östliche Grenzland der Zweiten Polnischen Republik, sind offensichtlich Landschaften, deren Bedeutung für die neuste Geschichte Polens und Deutschlands nicht anzuzweifeln ist. Man kann sie einerseits im Sinne einer geografischen Bedeutung, jedoch andererseits als Orte verstehen, denen zusätzlich, außer ihrer erdkundlichen eine neue, symbolische Bedeutung als Erinnerungsorte zugeschrieben wird, die eine wichtige Funktion für die nationale und individuelle Identitätsbildung und Selbstvergewisserung beider Völker haben. Unter Bezug auf Pierre NORA wird man verallgemeinernd sagen können, dass die Erinnerungsorte „eine bedeutungstragende Einheit ideeller oder materieller Art [sind – M.R.], die durch menschlichen Willen oder durch das Werk der Zeiten zu einem symbolischen Element des Gedächtniserbes einer Gemeinschaft geworden sind“ (NORA 2002: 16). Solch ein nicht nur historischer, sondern auch symbolischer und ethischer Bezugspunkt kann im Prozess der Kristallisierung des kulturellen Bewusstseins auch das Grenzgebiet sein.

Die Romane von Ulrike DRAESNER und Sabrina JANESCH bilden einen Versuch, die Realität des Krieges und seiner Auswirkungen aus einer neuen, bis jetzt in der



deutschen Literatur kaum bekannten Perspektive zu zeigen, indem sie die deutsch-polnische Vertreibungsgeschichte um das fehlende Element der Geschichtsschreibung über polnische Umsiedler ergänzen, die nach einem ukrainischen Pogrom an der zivilen Bevölkerung der früheren polnischen Ostgebiete während des Zweiten Weltkriegs (Galizien und Wolhynien) in Richtung Westen (u.a. nach Schlesien) geflüchtet oder zwangsweise umgesiedelt worden sind. Es wird damit die literarische Topographie erweitert. Zentrale Fragen beider Texte bilden die Zwangsumsiedlungen und ihre Verbindung mit dem Gedächtnis, sowie die Fremdheit und die damit verbundenen Konzepte von Identität, die stark durch das Gefühl der Vorläufigkeit und Unbeständigkeit geprägt wird und wo verlorene Heimat als Element der Identität wahrgenommen wird. Die Kriegstraumata bestimmen nicht nur das Leben derjenigen, die von ihnen direkt betroffen wurden, sondern auch das Schicksal der nachfolgenden Generationen, die mit dem ‚Brandmahl‘ der verlorenen Heimat aufwachsen.

Das Anliegen dieses Beitrags ist es, die beiden Romane im Kontext einer Debatte über die deutsche(n) Erinnerungskultur(en) und ihre Repräsentation in literarischen Texten zu situieren, indem u.a. nicht nur auf den generations-, sondern auch auf den regionalspezifischen Charakter der Kriegserinnerung in beiden Werken hingewiesen wird.

## **2. Zur Rhetorik der Erinnerung an Galizien und Schlesien in *Katzenberge* von Sabrina Janesch**

Eingedenk der Entstehungszeit beider Romane richtet sich das Augenmerk der vorliegenden Analyse zuerst auf den Text von Sabrina JANESCH, der als erster erschien (2010) und was daraus folgt, als erster das Nachkriegsschlesien als eine Erinnerungslandschaft in ein neues Licht gerückt hat.

Der Text konzentriert sich ausschließlich auf der Darstellung des Schicksals der Ostpolen, die aus den Kresy vertrieben und nach Schlesien zwangsumgesiedelt wurden. Ein Romanpersonal auszuwählen, das ein kohärentes Nationalität-Ensemble bildet, war zweifelsohne ein absichtliches Verfahren der Autorin, die – aus einer deutsch-polnischen Familie kommend – ein deutliches Defizit an Wissen in den deutschsprachigen Texten, die der Nachkriegsgeschichte Schlesiens gewidmet sind, bemerkte. Diese ihre Überzeugung stützt sich nicht nur auf ihre persönliche Erfahrung, sondern auch auf Erkenntnisse der Historiker, sowie Kultur- und Literaturwissenschaftler wie z.B. Kazimierz WÓYCICKI oder Beata HALICKA (vgl. WÓYCICKI 2011; HALICKA 2013). Im Lichte der Diskussionen über die Schilderung der Zwangsumsiedlungen scheint die Bemerkung von HALICKA besonders prägnant zu sein, die eine schwerwiegende Konsequenz des mangelnden Wissens über die Naziverbrechen in Polen in Gestalt der Verzerrung der Geschichte im kollektiven Gedächtnis sieht:

In der deutschen Öffentlichkeit wird der offenkundige Zusammenhang zwischen dem Zweiten Weltkrieg und der Vertreibung der Deutschen meist nicht als eine ursächliche, sondern bloß als eine konsekutive Beziehung präsentiert. Die Frage nach der

Verantwortung für die erzwungene Migration wird nicht in den Kontext der NS-Verbrechen gestellt (HALICKA 2013: 21).

In den Rezensionen des Romans *Katzenberge* von Sabrina JANESCH wiederholt sich des Öfteren die Feststellung, dass er die neuste Geschichte Schlesiens aus einer neuen, bis jetzt unbekanntenen Perspektive zeigt, was folgende Worte verdeutlichen:

Janesch legt mit ‚Katzenberge‘ ein gut erzähltes Debüt vor. Sie unternimmt nicht den Versuch, den großen historischen Roman über Vertreibungen zu schreiben, sondern sie nähert sich dem Thema aus einer sehr persönlichen, familiären Sicht (...). Die Vertreibung der Polen nach Schlesien wird in der deutschen Debatte weitgehend verschwiegen, dabei ging sie der Vertreibung der Deutschen voraus. Diese Polen gehören zu den Verlierern eines Krieges, den sie nicht angefangen hatten (LIPPOLD 2016).

JANESCH konzentriert den Gegenstand ihres Romans auf die Darstellung der Fremdheit und der damit verbundenen Konzepte von Identität, die stark durch das Gefühl der Vorläufigkeit und Unbeständigkeit geprägt wird und wo verlorene Heimat als Element der Identität sowohl der von der Flucht und Vertreibung direkt Betroffenen als auch der nachfolgenden Generationen wahrgenommen wird. Der gesamte Roman wird auf zwei Ebenen erzählt: erstens auf der Gegenwartsebene der Ich-Erzählerin namens Nele Leipert, die sowohl einen Rahmen für die zweite Ebene bildet, als auch eine Art Chronik der Suche nach den eigenen Wurzeln der jungen Berliner Journalistin ist. Die erzählte Zeit umfasst die Zeitspanne zwischen April und Oktober 2007, d.h. zwischen dem Tod ihres polnischen Großvaters Stanisław Janeczko, genannt auch Djadjo, und der Rückkehr der Protagonistin aus der Reise nach Ostpolen und nach der Ukraine, die als eine Art Spurensuche und letzter Abschied von dem Großvater konzipiert war. Die zweite Ebene ist diejenige der Erinnerung, auf der die Lebensgeschichte Stanisław Janeczkos erzählt wird. Sie betrifft ausgewählte Ereignisse aus seinem Leben: aus der Zeit seiner Kindheit in Galizien (damals Ostpolen), des Krieges (des Pogroms an der polnischen Bevölkerung), seine Ankunft nach Schlesien und die erste Zeit in Bagno, einem Dorf in der Nähe von Oborniki Śląskie. Der Text springt zwischen diesen beiden Ebenen hin und her. Dieses Kompositionsprinzip dient der Akzentuierung der subjektiven Perspektive des erzählenden Ichs: Die Vergangenheit lebt in den Protagonisten immer noch und beeinflusst bedeutsam ihr jetziges Denken und Handeln.

Hierbei fällt besonders ins Gewicht, dass der Roman – außerdem dass er unter *Fictions of Memory* zu subsumieren ist – gleichzeitig auch ein Beispiel des magischen Realismus ist. In allen schwierigen und entscheidenden Momenten des Lebens begegnen die Protagonisten den Dämonen, die für sie eine reale Gefahr bilden. Für das Verständnis ihrer Existenz im Roman können sich folgende Worte von Ruth KLÜGER als sinnstiftend erweisen: „Erinnerung ist Beschwörung, und wirksame Beschwörung ist Hexerei“ (KLÜGER 1992: 79). Damit wird deutlich, dass die Einführung in die dargestellte Welt magischer Gestalten, die die Protagonisten

verfolgen und mit denen sie zuerst kämpfen müssen, um später in Schlesien (wenn nicht glücklich, dann mindestens ruhig) leben zu können, als Mittel zur Darstellung der Innenwelt der Figuren des Romans dient. Durch die Externalisierung werden Erinnerungen und die damit verbundenen Ängste, die die Protagonisten quälen, nach außen verlagert und nehmen die Gestalt der bereits erwähnten Ungeheuer an. Von den Konsequenzen der vergangenen traumatischen Erlebnisse ihrer Vorfahren waren auch die nächsten Generationen betroffen, was man als eine Erscheinungsform des Postgedächtnisses verstehen kann.

Es ergibt sich somit die Frage, was diese Erinnerungen betrafen, die die bereits erwähnten bösen Geister der Vergangenheit verkörpern. Nicht ohne Bedeutung ist hier die Tatsache, dass jeder Textabschnitt, in dem von Janeczko die Rede ist, mit der Wendung „Großvater sagte“ beginnt, was vermuten lässt, dass es sich hier nicht um das kollektive Gedächtnis handelt, das ein Ergebnis oft präzise kalkulierter Entscheidungen sowie eine Art Konsens (und damit ein „künstliches Konstrukt“) ist, sondern um das individuelle, autobiographische Gedächtnis, das jeweils einem konkreten Individuum zugeschrieben wird. Andererseits könnte man behaupten, dass das Schicksal des Großvaters als Ausdruck eines Generationengedächtnisses gedeutet werden kann, was Nele zutreffend in folgenden Worten kommentierte: „Schlesien war Großvater und Großvater war Schlesien“ (JANESCH 2010: 16), denn er repräsentiert nicht nur sein individuelles Schicksal, sondern auch das Schicksal vieler Anderer, die ihm ähnlich waren, das Schicksal von Schlesien, das durch Umsiedlungen, ihre Gründe und Folgen gekennzeichnet ist. In diesem Kontext muss jedoch ausdrücklich betont werden, dass die Erzählinstanz des Textes konsequent auf jegliche Verallgemeinerungen verzichtet. Die gesamte Geschichte wird konsequent aus der Perspektive Stanisław Janeczkos oder/und Nele Leiperts präsentiert. Gehen wir nun auf konkrete Beispiele ein, die Janeczkos schwerste Erinnerungen – die Dämonen seiner Vergangenheit betreffen:

Zuerst könnte man hier seine Rückschau auf das Massaker an der polnischen Bevölkerung in Ostgalizien sowie seine Flucht über den Fluss Bug anbringen. Die Aussiedlung der Ostpolen aus den Kresy nennt Philipp THER mit Recht Vertreibung. Gleichzeitig betont er den Umstand, dass nicht nur ausländische, sondern auch polnische Historiographie bis 1989 ihren Umfang unterschätzt bzw. verschwiegen hat, was politisch begründet war (vgl. THER 1998: 84, mehr dazu HALICKA 2013: 125).

Janeczkos weitere traumatische Erinnerungen beziehen sich auf den Transport nach Schlesien und die ersten Tage nach der Ankunft in diesem Gebiet. Nach seinem Urteil werden die Rufe „Jest tam ktoś?/Ist da wer?“ schon immer mit dieser Region in Verbindung gebracht werden. So heißt es:

Die Jest-tam-ktoś-Rufe breiteten sich wie eine Welle über die Senke aus, sagte Großvater, und füllten jeden Winkel der Siedlung und der Felder, bis in den Wald, in die Flur und bis hinauf in den Himmel. Die Männer begannen, an den Toren zu rütteln, Steine gegen Scheunen zu schmeißen, Äste von den Bäumen abzubrechen, zu pfeifen, gegen Pforten zu schlagen, brüllend und schnaufend sich den Eingängen der Häuser nähernd. Großvater sagte: So hatte man in Galizien böse Geister ausgetrieben. Mit hoch

erhobenen Knüppeln hatten sich schließlich die ersten in die Häuser gewagt (JANESCH 2010: 45).

Mit diesem sehr anschaulichen und aussagekräftigen Bild der Austreibung „böser Geister“ wird dem Rezipienten ein eindeutiges Signal gegeben, dass die Neuankömmlinge in dem Roman sich dessen bewusst waren, dass sie nicht in ein jungfräuliches Land gekommen sind, sondern dass diese Landschaft durch die Anwesenheit der bisherigen Bewohner gekennzeichnet war, was textkompositorisch den Ernst ihrer Lage akzentuieren und die Raumwahrnehmung Ich-sensibel anlegen sollte: sowohl Janeczko als auch all seine Kommilitonen fühlten sich in Schlesien nicht daheim. Trotz physischer Abwesenheit der ehemaligen Eigentümer der Bauernhöfe erinnern die von ihnen hinterlassenen Requisiten der Vergangenheit: ihre Geräte und persönlichen Gegenstände auf Schritt und Tritt, dass diese Erde genauso von Umsiedlungen betroffen ist wie Djadjos Heimat Galizien. Dieses Problem kommt überdies in folgender Frage zum Ausdruck, die Janeczko an seine Enkelin Nele richtet: „Kannst du dir vorstellen, wie es sich anfühlt, wenn alles fremd ist?“ (JANESCH 2010: 95). Diese Worte des Protagonisten erlauben uns einerseits einen Einblick in seine Gedankenwelt (interne Fokalisierung), jedoch andererseits haben sie auf der Handlungsebene eine wichtige Funktion zu erfüllen: sie bilden einen Ansporn zur zwischengenerationellen Kommunikation, wo die eigenen Erfahrungen im Staffellauf der Generationen weitergegeben werden, allerdings nicht vorbehaltlos. Der Protagonist weiß nämlich genau, dass diese Frage nur diejenigen beantworten können, die so etwas selbst erlebt haben. Im weiteren Verlauf des Gesprächs erzählt er Nele von Herrn Dietrich, dessen Leiche er im Dachboden des Hauses fand, in dem er sich niederließ (JANESCH 2010: 74). Ein Bild, dem außer einer wortwörtlichen auch eine symbolische Bedeutung zugeschrieben wird: Nach dem Krieg hatte man alles, was von den Deutschen übriggeblieben war und was man aus unterschiedlichen Gründen nicht loswerden konnte oder wollte, dort versteckt, wie in seinem Unterbewusstsein. Somit wird auf die Funktionen des Speichergedächtnisses hingewiesen (vgl. NEUMANN 2004: 333; ERL 2005: 31-32). Die unangenehmen, traumatischen Erinnerungen werden in Abhängigkeit von Kontext und Kohärenzbedürfnissen rekonstruiert.

Was im Anschluss an die bereits zitierte Passage überdies auffällt, ist die Tatsache, dass sie einen besonderen Charakter Schlesiens als Region problematisiert, für die transnationale Überlagerungen und Interaktionen sowie Prozesse kultureller Aneignung charakteristisch sind. Die Region bedeutet hier einen Raum, der als eine Art *hybrides Palimpsest* zu erfassen ist.<sup>82</sup> Das bedeutet also, dass sie nicht mehr einer bestimmten Volksgruppe mit ihrer eigenen Geschichte gehört, sondern multiperspektivisch ist und auf mehreren Ebenen wie der nationalen oder

---

<sup>82</sup> Dem Phänomen des Palimpsests im literarischen Text widmet sich z.B. der Beitrag *Zu ausgewählten Bildern der deutschen und polnischen Kultur in Stefan Chwins Roman „Tod in Danzig“* von Maciej WALKOWIAK (vgl. WALKOWIAK 2015: 221-230).

ethnischen, kulturellen, sprachlichen und religiösen funktioniert.<sup>83</sup> Zum Wesen dieses Landesteils gehört seine Kontinuität in seiner kulturellen und nationalen Vielfalt. Mit Schlesiens Existenz als Palimpsest verbinden sich auch weitere Merkmale wie Deteritorialisierung und kulturelle Entwurzelung, die die Identität dieses Gebietes prägen. In dem Roman von JANESCH wird der erste der genannten Aspekte – die Umsiedlung aus einem Gebiet in ein anderes – stark betont. Er bleibt jedoch aus selbstverständlichen Gründen mit kultureller Entwurzelung in einem assoziativen Zusammenhang.

Als eine Art Kehrseite dieser Prozesse wird im Roman die Erdverbundenheit problematisiert, die symbolische Bedeutung trägt. Galizien blieb für Janeczko immer nicht nur eine besondere geographische Landschaft, nach der er sich bis zu seinem Tod sehnte. Es war gleichzeitig auch ein symbolischer Erinnerungsraum, der durch seine dortigen Erfahrungen und Erinnerungen daran zu einem Raum wurde, der in Großvaters Vorstellung existiert, und der einen wesentlichen Teil seiner Identität ausmacht. Schlesien war für ihn zunächst eine Übergangslösung, „eine Art makabrer Scherz, den man sich so lange erlaubte, bis daheim in Galizien alles in Ordnung gebracht worden war“ (JANESCH 2010: 43), eine Art Zwangsheimat. Für andere, u.a. für seine Enkelin Nele, verkörperte Stanisław Janeczko jedoch das Nachkriegsschlesien. Diese zwei Räume: Schlesien und Galizien überlappen sich in ihm miteinander und bilden mit allen dazugehörigen Inhalten, mit ihrer Vergangenheit und Gegenwart, zwei Ebenen seiner Identität.

### **3. Zur Literarisierung von Zeitgeschichte und Gedächtnis in Ulrike Draesners *Sieben Sprünge vom Rand der Welt***

Der Roman von Ulrike DRAESNER unter dem Titel *Sieben Sprünge vom Rand der Welt* (2014) thematisiert ähnlich wie JANESCHS *Katzenberge* Flucht und Vertreibung aus und nach Schlesien. Seine Gliederung wird texttypologisch durch Einteilung in einen Prolog und elf Kapitel markiert,<sup>84</sup> wobei aus neun unterschiedlichen Ich-Perspektiven erzählt wird.<sup>85</sup> Die Personen wiederum gehören vier Generationen und (gleichzeitig) zwei Nationalitäten – der polnischen und der deutschen – an. Wie es sich zeigt, hat man als Leser in diesem Fall mit einer mehrgleisigen, panoramischen

---

<sup>83</sup> Jack HUTCHENS bezieht sich auf Olga Tokarczuks Vision Schlesiens in dem Roman *Dom dzienny, dom nocny* in folgenden Worten: Schlesien sei „hybrid, palimpsestic space, no longer German, not really polish“ (HUTCHENS 2011: 204).

<sup>84</sup> Die einzelnen Kapitel sind mit den Vornamen der jeweiligen Ich-Erzählinstanzen versehen: 1. Simone, 2. Boris, 3. Eustachius, Lilly, 6. Hannes, 7. Jennifer, 8. Lilly, 9. Halka, 10. Esther, 11 Emil. Diese Kapitel werden weiterhin in kleinere Einheiten mit Hilfe von den in den Text eingesetzten Schmuckzeichen gegliedert, die der Affensprache Yerkish folgen. Somit bezeichnet z.B. das Zeichen für „hand“ Eustachius, das Zeichen für „look“ Boris und das Zeichen für „mouth“ Simone. Zwei Figuren des Textes - Emil und Halka – wurden keine Zeichen zugeordnet.

<sup>85</sup> Zwei Erzählinstanzen kommen zwei Mal zu Wort.

Erzählung, mit einem multizentralen und multithematischen Text zu tun. Dank der Präsenz mehrerer Erzähler ergibt sich hier die Möglichkeit gleiche Zeitspannen mehrmals zu durchmessen, um die Breitendimension der erzählten Geschichte darzustellen. Daraus ist exakt abzuleiten, dass wir über die Protagonisten nicht nur aus ihrer subjektiven Perspektive, sondern auch aus denjenigen ihrer Nächsten erfahren, die sie und ihre Beweggründe nicht selten zutreffender als sie selbst beschreiben.

Es wird einerseits das Schicksal einer 52-jährigen deutschen Professorin für Verhaltensforschung und einer Affenforscherin Simone Grolmann erzählt, dann dasjenige ihres fast 83-jährigen Vaters Eustachius, eines habilitierten Zoologen und Primatenforschers, der im Alter von 14 Jahren mit seiner Mutter Lilly und seinem behinderten Bruder Emil aus Schlesien (Oels) geflohen ist. Einen besonderen Platz im Roman erhält die Narration von Eustachius' Vater namens Hannes, der an den beiden Weltkriegen als Soldat teilnahm. Andererseits wird die Geschichte eines in Deutschland lebenden Psychologen deutsch-polnischer Abstammung namens Boris Nienalt und seiner polnischen Mutter Halka, die 1945 aus Lwów nach Wrocław zwangsumgesiedelt wurde, geschildert.

Als Grundprobleme des Romans kristallisieren sich erstens das nach dem generationenübergreifenden Weiterwirken der Kriegserlebnisse und des Heimatverlustes, nach der Art und Weise der Vererbung seelischer Landschaften von einer Generation in die nächste. Zweitens geht es um die Frage nach den Konvergenzpunkten zwischen den deutschen und polnischen Vertriebenen.

Dank dem bereits erwähnten Kompositionsprinzip des Romans hat man als Leser mit einem bunten Kaleidoskop der Stimmen zu tun, die zu den angesprochenen Fragen jeweils andere Stellung nehmen. Dank dieser Form der Narration wird einerseits das individuelle Gedächtnis akzentuiert, andererseits aber bekundet sich in einzelnen Passagen die Ausrichtung auf die Darstellung des kollektiven Gedächtnisses. Das Augenmerk folgender Analyse richtet sich auf jene Determinanten der Vergangenheitsaufarbeitung, die maßgeblich beim Aufbau des jeweiligen Figurenkonzepts waren.

Der Entwurf der ersten Figur namens Simone, einer Verhaltens- und Affenforscherin, der Tochter des im schlesischen Oels geborenen Eustachius Grolmann, der mit 14 Jahren aus seinem Heimatort fliehen musste, stützt sich auf Gegensätze: Einerseits erlebt die Protagonistin am eigenen Leib Symptome des seelischen Schocks, den sie von ihrem Vater geerbt hat. An einer Textstelle konstatiert die an sie gekoppelte narrative Instanz, dass „sie Alpträume eines anderen [träumt]“, worin sie „ein Stück kopiertes Leben im eigenen“ erkennt (DRAESNER 2014: 19). Überdies leidet sie unter der Angst vor Schnee, Regen und Laserstrahlen. An ihrem Beispiel wird im Text gezeigt, wie die durch Flucht und Vertreibung ausgelösten Traumata weiterwirken, was eine Parallele zum Generationengedächtnis erkennen lässt. Der Prozess der Bewältigung der eigenen inneren Verletzungen der Protagonistin ist innerhalb der Simone-Boris-Achse angesiedelt. Boris ist aufgrund seines Berufes als Psychologe dafür zuständig, ihre Emotionen und Beweggründe theoretisch zu untermauern und zu verallgemeinern.

Weil er Seminare für Kinder der Vertriebenen in Kreisau hält, liefern sie ihm empirisches Material für seine Untersuchungen. In Bezug auf diese Generation wird von ihm das Postgedächtnis mit *reenactment* in Verbindung gebracht. So heißt es: „Kinder spielen, unbewusst oder halbbewusst, Szenarien aus dem Leben ihrer Eltern nach, wandern Wege rückwärts etc.“ (DRAESNER 2015). Dies ist ein Ausdruck von der hybriden Identität der Betroffenen, die sich u.a. in ihrer inneren Zerrissenheit äußert. Im Gehirn der Kinder der Kriegskinder ist fest fixiert, den erlebten Schrecken der Eltern zu bewahren und sie zu schützen. Andererseits fällt ins Gewicht, dass Simone in der Vertreibung ihrer Angehörigen eine Chance für sich selbst sieht, ihre Originalität zu markieren, sich dadurch herauszuragen. Hierbei nennt sie sich eine Flucht-Userin. Von ihrem Mann wird sie dagegen viel aussagekräftiger als eine Fluchtparasitin bezeichnet, worauf sie mit folgenden Worten reagiert:

Ja, es gefiel mir, das Fluchtdrama geerbt zu haben. Einmal war was los gewesen in meiner Familie. Und schlimm, dass mir das wohltat? Dass es mich wichtig machte? Es hielt auch mein Interesse an mir wach und hatte sich längst bewährt (...). Ich war nicht langweilig, nicht einfach bundesrepublikanisch deutsch (DRAESNER 2010: 63).

Schon aus dieser Äußerung wird klar, dass DRAESNER ihre Protagonisten keine längst bewährten Wege gehen lässt, sie durchbrechen herkömmliche Denk- und Verhaltensmuster und lassen die mit Flucht und Vertreibung verbundenen Probleme im anderen Licht erscheinen, auch wenn das ihre Lage als Opfer im gewissen Sinne entdramatisiert.

Als symptomatisch für die nächste Figur des Textes – Eustachius Grolmann – erscheint die Tatsache, dass er in allen seinen Kuriositäten konzipiert ist. Mit 83 lässt er sich z.B. Elektroden in den Schädel einpflanzen, um das eigene Gehirn beim Denken zu beobachten. Die aus dem Kopf herausragenden Leitungsdrähte zeigt er dann öffentlich in einer Fernsehshow, in die er eingeladen wurde. Überdies baut er illegal unter strengster Geheimhaltung ein Affenparadies in seinem Garten und gerät dadurch in Schulden, die seine Existenz gefährden. Einerseits entspricht sein charakterologisches Profil der Beschreibung von Boris Nienalt, der über die sog. Hitlers Kinder Untersuchungen durchführt und bei denen er eine Reihe von charakteristischen Merkmalen wie ihren Aufbaudrang, ihre Anpassungssucht, und -kunst, Angst und Einsamkeit und zuletzt ihre Verstümmelung, die sich auf alle Ebenen ihres Daseins erstreckt, diagnostiziert. Das angeführte Beispiel mit den Elektroden bezieht sich auf das letzt genannte Charakteristikum, was folgende Worte des Moderators der Fernsehshow bestätigen: „Ich hoffe, die Wunde in Ihrem Kopf heilt noch zu“ (DRAESNER 2014: 414). Die symbolische Bedeutung dieser Aussage bezieht sich auf die erlebten Traumata, die eine Wunde in Eustachius' Seele hinterließen, die u.a. deswegen offen bleibt, weil er über seine Erlebnisse nicht zu sprechen vermag. Der Satz, der ihn sein ganzes Leben lang verfolgt und innerlich lähmt, lautet: „Ich bin entronnen, ich habe so viel Glück gehabt“ (DRAESNER 2014: 113). Andererseits verinnerlicht der Protagonist ausgestrahlte Filmbilder als eigene Erfahrungen. Mit Harald Welzer sind derartige Denkprozesse, während derer es zur

unbewussten Adaptierung medialer oder fremder Erinnerungen kommt, als falsche Erinnerungen zu definieren, deren Ziel einheitliche und lückenlose Narration über die Vergangenheit ist (vgl. WELZER 2005: 32, 40).

Das umfangreichste Kapitel (113 Seiten), das einen autonomen Text im Roman bildet, ist dem Vater von Eustachius Hannes Grolmann gewidmet. Das Konzept dieser Figur basiert auf der detaillierten, deskriptiven Darstellung seines Werdegangs: von Kindeszeit an, über die Jugendzeit, bis hin zu seiner Teilnahme als Soldat an dem ersten und zweiten Weltkrieg. Dabei fällt auf, dass er sich erstens ganz bewusst an ein fiktives Publikum wendet, indem er sich kontinuierlich des Personalpronomens „ihr“ bedient und zweitens dass er seine Verantwortung für das Getane verwässert. Mit Blick auf Flucht und Vertreibung konstatiert das Erzähl-Ich, dass die damit verbundene Stunde Null ihm im gewissen Sinne zupass kam. Sie war für ihn eine Chance aus der Rolle des Henkers auszubrechen und in diejenige des Opfers zu schlüpfen. Vertreibung bedeutete für ihn einen Neuanfang. Sie war für ihn kein so traumatisches Erlebnis wie für seinen Sohn Eustachius, seine Frau Lilly oder die Polin Halka. Er bastelte sich einen Vertreibungssinn, wenn es heißt: „wohlfeil vielleicht, Vertreibung als eine Sühne, Schuldabtragung für alle (...)“ (DRAESNER 2014: 383). Bleibende Spuren hinterließ in seiner Psyche nicht die Vertreibung, über die er emotionslos berichtete, sondern der Nazismus. Der bedenklichste Umstand ist dabei eben, dass der Protagonist einige Jahrzehnte nach dem Kriegsende in vielerlei Hinsicht mit den Kategorien denkt, die ihm durch die nazistische Ideologie eingeschärft wurden. In diesem Sinne behauptet er zum Beispiel, dass „der Führer genial [war]“ (DRAESNER 2014: 309). Zum charakterologischen Profil dieser Figur gehört u.a. ihre innere Spaltung, was an mehreren Textstellen u.a. durch die wechselnde Erzählperspektive ausdrücklich betont wird: Einmal wird die Geschichte aus der Sicht des erzählenden Ichs, ein anderes Mal aus derjenigen des personalen Erzählers geschildert. Fragt man, wie diese innere Spaltung auf der histoire-Ebene des Textes zu erkennen sei, so erhält man die Antwort: Er berichtet zwar ausführlich über Grausamkeiten, denen er entweder beiwohnte, oder an denen er seinen Anteil hatte, aber gleichzeitig weigert er sich konsequent sich als einen der Nazis und, was daraus folgt, als einen Mittäter zu erkennen (was die Erzählung in der dritten Person auf der discours-Ebene ausdrücklich betont).

Die Rückblicke auf die wichtigsten Stationen des Lebens bilden das Gestaltungsprinzip des Erzählvorgangs. Die gesamte Lebenserinnerung des Protagonisten mündet in dem folgenden Geständnis der Erzählinstanz aus:

das Kriegsleben war in ihn eingedungen, selbst die Kopien der Kopien enthielten es, sein Gesicht (...)

und dort, im Verborgenen, in tiefster Schicht, aus der niemals ein Wort nach außen drang, die er aber, das wusste er aus den Briefen der Kameraden, nicht allein kannte, brannte sie, brannte sie weiter, brannte ihn: die Sehnsucht nach der irren Schönheit des Lebens im Krieg (DRAESNER 2014: 392).

Aus den angeführten Worten ergibt sich deutlich, dass der zur Erzählzeit etwa achtzigjährige Protagonist einige Jahrzehnte nach dem Kriegsende immer noch



sehnsüchtig seinen Gedanken über seine Kriegserlebnisse nachhängt. Damit wird ausdrücklich auf die positive Konnotation des Wortes „Krieg“ bei ihm und auf dessen Aktualität hingewiesen, was sich in einer anderen Textstelle noch expliziter bekundet: „Das Leben ging weiter. Der Krieg war zu Ende, aber hörte nicht auf“ (DRAESNER 2014: 369).

Das Erzähl-Ich, das an die Boris-Figur gekoppelt ist, ist mit auktorialen Merkmalen ausgestattet. Er wurde in den Roman eingeführt, um sozusagen subjektive Perspektiven der Zeitzeugen, der Betroffenen zusammenzubringen, sie zu verallgemeinern und zu systematisieren sowie sie im breiteren soziokulturellen Kontext zu verankern. Auf Grund seiner Herkunft kommt ihm im Text eine besondere Rolle zu – als Halb-Pole und Halb-Deutscher ist er eine Art hybrides Wesen, das in sich das polnische und das deutsche Element verbindet. Er ist Sohn von Halka, der Tochter eines Lemberger Professors für Altphilologie, der mit seiner Familie aus seiner Heimatstadt vertrieben wurde. Boris' leiblicher Vater war ein deutscher Breslauer, den er nie kennen lernte. Er wurde von seiner Mutter und ihrem polnischen Ehemann großgezogen. In Bezug auf Vertreibungen aus beiden Grenzgebieten: Kresy und Schlesien konstatiert er wie folgt:

Erst in der Bundesrepublik begriff ich, wie sehr die Vertreibungen sich glichen: Jede einzelne löschte die Verbindung des Betroffenen zu seiner Gegenwart. Dabei löschte sie den Menschen, der sich erinnerte. Die Erwachsenen schrumpften zurück in kindliche Bewohner eines unwirklichen Eldorados. An uns, ihre Kinder und Kindeskinde, gaben sie das Gefühl weiter, dass das Eigentliche – die wirkliche Liebe, das Abenteuer und die Schönheit – in dem Leben fehlte, das sie führten (DRAESNER 2014: 146).

Die angeführten Worte wurden in den Mund einer Figur gelegt, die das Problem durch das Prisma ihrer doppelten Herkunft sieht und was daraus folgt beide Perspektiven: die polnische und die deutsche verbindet. Dieser Umstand soll der zitierten Passage einen Eindruck von Objektivität verleihen. Die Parallele zwischen den beiden Vertreibungen: der deutschen und der polnischen kann hingegen als ein Versuch gedeutet werden, das deutschsprachige Lesepublikum auf die Problematik der polnischen Vertriebenen zu sensibilisieren.

Das Konzept der Halka-Figur wird in Beziehung zu festen räumlich-kontextuellen Rahmen entwickelt. Als eine zentrale Handlungskulisse fungiert die Stadt Wrocław, die mit den Augen einer polnischen Vertriebenen wahrgenommen wird und die von der Protagonistin als „Bresław, Wroclau [oder – M.R.] Lwólaw“ bezeichnet wird (DRAESNER 2014: 484). Was hierbei besonders ins Gewicht fällt, sind Halkas Beschreibungen dieser Stadt, die außer der subjektiven Wahrnehmung auch verallgemeinernde Kommentare enthalten, denen eine Dimension von Objektivismus beigegeben werden kann. Einerseits wird Wrocław als ein bedrohlicher und fremder Ort bezeichnet. Dieser Umstand findet explizit in der Konstatierung des Erzähl-Ichs Ausdruck:

Höhnisch zeigte die Stadt uns ihr Gesicht: Straßenschilder deutsch; Firmen- und Türplaketten deutsch; Reklametafeln deutsch; Werbesprüche, Geschäftsnamen, „Keller“,

„Fluchtweg“, „Rauchen verboten“ deutsch; Bahnwaggon, Busse, Kanaldeckel deutsch; die Plaketten der Schlesischen Feuerversicherung, der Gas- und Wasserwerke, Gedenktafeln, gemeißelte Inschriften auf Denkmälern und Grenzsteinen deutsch. Ebenso Kassen und Waagen, Schreibmaschinen, Aktenordner, Briefköpfe und Bücher: deutsch (DRAESNER 2014: 462).

Gleichwohl wird Wrocław als eine Stadt ohne Identität, ohne Geschichte bezeichnet, die zu diesem Zeitpunkt ihre Stunde Null erlebt. Sie gilt aber nicht nur für die Stadt, sondern auch für die polnischen Neuankömmlinge, die ihre Vergangenheit ebenfalls verloren haben. Andererseits wird aber ausdrücklich betont, dass die Ostpolen aus den Kresy infolge der Konfrontation mit dieser für sie eindeutig als Ersatz-Raum bezeichneten Stadt die Analogien zwischen ihrem eigenen Schicksal und demjenigen der deutschen Vertriebenen entdecken, was folgende Worte des erzählenden Ichs zum Ausdruck bringen: „Der Feind sah seltsam aus. Wie ein Mensch“ (DRAESNER 2010: 466). Schließlich legt die Autorin in den Mund dieser Protagonistin einen Kommentar, in dem die Bezeichnung „Repatriierung“ scharfer Kritik unterzogen wird. So heißt es:

Allein die Unverschämtheit des Wortes ‚Repatriant!‘ Die infame Umkehrung der Wahrheit, dieses gnadenlose Lügen ins Gesicht der Weltöffentlichkeit, dass Stalin damit durchkam: eine Zwangsaussiedlung in ihrem Gegenteil zu erklären! (DRAESNER 2014: 441-442).

Weil diese Worte aus der Perspektive des erzählenden Ichs fallen, wird hierdurch die souveräne Haltung der Protagonistin angesichts der offiziellen Auslegung explizit betont. Deutlich wird, dass die emotionale Last sowie Treffsicherheit der angeführten Äußerung ihr einen Authentizitätscharakter verleihen.

#### 4. Resümee

Es sei abschließend herausgestellt: Die Narration über die deutschen Opfer von Flucht und Vertreibung in der deutschsprachigen Literatur wurde in den beiden Texten – und dies sei zu betonen – zur Narration über die polnischen Opfer der Vertreibungen erweitert. Demzufolge öffnet sie sich auf einen breiteren Kontext dieser Problemstellung. Beide Autorinnen: JANESCH und DRAESNER schildern in ihren Texten, auf welchen Dimensionen die Kriegstraumatisierungen, insbesondere diejenigen, die mit dem Verlust der Heimat verbunden sind, ihre Opfer prägen und wie sie über Generationen weitergegeben werden. JANESCH problematisiert am Beispiel eines aus den Kresy kommenden Polen den Einfluss des Heimatverlustes und der Ansiedlung in einer von Geschichte so benachteiligten Region wie Schlesien auf die Identität des betroffenen Individuums. Sie erzählt aus einer sehr persönlichen, familiären Sicht. Regionalspezifischer Charakter der Kriegserinnerung spielt in ihrem Roman eine grundlegende Rolle. DRAESNER wählt hingegen einen mehrstimmigen Text, um die Erfahrungen der ehemaligen deutschen Bewohner von Schlesien denjenigen der jetzigen polnischen Schlesier gegenüberzustellen. Sie sucht

dabei nach Konvergenzpunkten zwischen ihren Schicksalen, gleichwohl rückt sie in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung verschiedene Facetten des Gedächtnisses, die sie als mehrdimensional schildert. Sie konzentriert sich dabei auf die Tatsache, dass das Problem der Aussiedlungen ein Mehrgenerationenproblem ist und sich auf diverse Bereiche und Ebenen des Daseins bezieht.

## Literaturverzeichnis

- DRAESNER, U. (2014), *Sieben Sprünge vom Rand der Welt*. München.
- DRAESNER, U. (2015), Aleksandra Burdziej: Eine Frage. In: <http://www.der-siebte-sprung.de/aleksandra-burdziej-eine-frage/>
- ERL, A. (2005), *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen*. Stuttgart/Weimar.
- HALICKA, B. (2013), *Polens Wilder Westen*. Paderborn.
- HUTCHENS, J. (2011), Transgressions: Pamimpsest and the Destruction of Gender and National Identity in Tokarczuk's 'Dom dzienny, dom nocny'. In: SHALLCROSS, B./NYCZ, R. [Hg.], *The Effects of Palimpsest. Culture, Literature, History*. Frankfurt am Main u.a. 195-207.
- JANESCH, S. (2010), *Katzenberge*. Hamburg.
- KLÜGER, R. (1992), *Weiter leben. Eine Jugend*. Göttingen.
- LIPPOLD, M. (2016), Galizien, der Bug und das Biest. Vertreibung ins „schissige“ Schlesien. In: <http://www.n-tv.de/leute/buecher/Vertreibung-ins-schissige-Schlesien-article1467501.html>
- MARCHAL, G. P. (2003), Erinnerungsorte. In: BLATTER, M./SCHILLING, S. [Hg.], *Erinnerungsorte. Ein Test. Wie sich Einwohner Luzerns erinnern*. Zürich. 9-24.
- NEUMANN, B. (2004), Fictions of Memory: Erinnerung und Identität in englischsprachigen Gegenwartsromanen. In: *Literatur in Wissenschaft und Unterricht XXXVII*. 333-360.
- NORA, P. (2002), Pour une histoire au second degré. In: *Le Débat* 122. 24-31, zit. nach: ROBBE, T. (2010), *Historische Forschung und Geschichtsvermittlung. Erinnerungsorte in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft*. Göttingen.
- THER, P. (1998), *Gesellschaft und Vertriebenenpolitik in der SBZ/DDR und in Polen 1945-1956*. Göttingen/ Zürich.
- WELZER, H. (2005), *Das kommunikative Gedächtnis: Eine Theorie der Erinnerung*. München.
- WÓYCICKI, K. (2011), *Niemiecka pamięć. Rozrachunek z przeszłością NRD i przemiany niemieckiej świadomości historycznej*. Warszawa.

**Maciej Walkowiak**

Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu

## **Der Intellektuelle im Exil – Walter Benjamin in Frankreich 1933-40: ein entfremdetes Leben in Widersprüchen**

### **1. Frankreich als ein traditionelles Exilland? Zu historisch-politischen Rahmenbedingungen der deutschsprachigen Flüchtlinge in den Jahren 1933-1945. Walter Benjamins Widersprüche und Aporien im kurzen Umriss**

Frankreich fungiert neben Großbritannien als ein traditionelles Transit- und Exilland für Flüchtlinge unterschiedlicher Sprachen und unterschiedlicher politischer Gesinnungen. In dieser kurzen Betrachtung ist es allerdings nur möglich, die bedeutendsten Prämissen im Kontext Walter BENJAMINS Exiljahre in Betracht zu ziehen. Er war ein Flüchtling im doppelten Sinne: ein weiteres Leben in Deutschland nach 1933 war ihm unmöglich geworden: erstens war er deutscher Jude und zweitens war er politisch linksorientiert. Frankreich als Exilland wählte er ohne lange überlegt zu haben, denn dieses Land schien ihm all das zu bieten, was ein Emigrantenleben einigermaßen erträglich macht. In seiner Perspektive waren es Prinzip Freiheit und Verständnis für fremde Schicksale.

Frankreichs politische Lage in der Zwischenkriegszeit war aber durch einige Voraussetzungen determiniert, die Walter BENJAMINS Exiljahre weitgehend prägten. Die französische Außenpolitik war im Großrahmen der Versailler Ordnung in Europa untergeordnet. Dieser Staat – obwohl seine Machtposition nach dem ersten Weltkrieg bestätigt wurde – stand mental im Schatten der riesigen Menschenverluste und allgemein gesehen im Schatten der Kriegsmüdigkeit. Frankreichs kontroverse Friedenspolitik – dies betrifft vor allem die späten 30er Jahre – war auch Resultat der defensiven Politik der Volksfront-Regierung. Barbara Vormeier skizziert die allgemeine Situation in dieser Hinsicht folgenderweise:

Der größte Teil der während des Hitler-Regimes in Europa verbliebenen Flüchtlinge hielt sich in Frankreich auf, das aufgrund seiner liberalen Asylpraxis im 19. Jahrhundert als traditionelles Asylland galt. Die Lage der Emigranten wurde in den dreißiger Jahren durch eine Reihe von Gesetzen und Verordnungen geregelt, die in dieser Zeit die Existenzbedingungen von zeitweise über 2,2 Millionen (1936) in Frankreich lebenden Ausländern bestimmten. Diese Anordnungen bezogen sich zunächst auf die Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigungen, ab 1938 auf den militärischen Einsatz von Ausländern im Kriegsfall und nach der deutschen Besetzung (1940) auch auf den Status der jüdischen Flüchtlinge. Abgesehen von der provisorischen Vereinbarung über die Flüchtlinge aus Deutschland, die am 4. Juli 1936 in Genf erzielt und u.a. von Frankreich unterzeichnet

wurde, gab es in bezug auf die materielle und soziale Lage deutscher Emigranten (...) in den dreißiger Jahren in Frankreich keine Sonderregelungen (VORMEIER 1998: 213).

Was die Lage der deutschsprachigen Emigranten in diesem Land ansonsten erschwerte, war emotionelle Abneigung und Hass, die man dem deutschen „Erbfeind“ auch zuteil werden ließ. Andererseits war es in den nationalistischen Kreisen unbegrenzte Bewunderung für die Rassenpolitik und die „eiserne Macht“ im Dritten Reich, was Exildeutsche zusätzlich verunsicherte, beängstigte und entsetzte (vgl. VORMEIER 1998: 214).

Die Friedenserhaltung blieb jedenfalls Frankreichs außenpolitische Priorität in der ganzen Zwischenkriegsperiode. Ab Oktober 1933 beginnt die Dimension der französischen Asylvorschriften kafkaeske Züge anzunehmen. Vormeier schreibt dazu:

Ein Teil der Emigranten befand sich damit in einer Situation von kaum zu überbietender Absurdität: Man konnte erst eine reguläre Arbeitszulassung bekommen, wenn man einen französischen Ausweis besaß; um den zu erhalten, brauchte man vorher eine Arbeiterlaubnis (ebenda: 218).

Was dahinter steckte, war das nicht offiziell geäußerte Hauptziel der französischen Asylbehörden, die deutschsprachigen Flüchtlinge nicht einbürgern zu lassen. Paris – Exilstadt Walter BENJAMINS, war neben Prag das wichtigste Zentrum der deutschsprachigen, politischen Emigration. Hier fanden Zuflucht viele namhafte Vertreter der deutschen und österreichischen Kultur und Literatur. Um nur Joseph Roth als ein repräsentatives Exempel zu nennen. Zwar durften die Emigranten organisatorische Aktivitäten entwickeln und unterschiedliche Hilfsverbände gründen, aber die eigentlichen Einbürgerungsprozeduren erwiesen sich schließlich in den meisten Fällen als ein kaum zu überwindendes, bürokratisches Hindernis.

Eine spürbare Zäsur ist in diesem Kontext der Anschluss Österreichs 1938: nach diesem Zeitpunkt wuchs in Frankreich die Fremdenfeindlichkeit, was auch BENJAMINS Exilschicksale mitbeeinflusste. Nach dem Zusammenbruch Frankreichs 1940 und nach der Errichtung der Vichy-Regierung wurde die Lage vor allem der deutsch-jüdischen Emigranten prekär. Das zweigeteilte Frankreich unter der deutschen Besetzung – die besetzte Zone und Südfrankreich unter der Vichy-Gerichtsbarkeit bedeutete für das deutschsprachige Exil im Grunde genommen ein Ende. Nur einem Teil der deutschsprachigen Emigranten gelang es, rechtzeitig anderswo Zuflucht zu finden. Die deutschen Juden mit der deutschen Staatsbürgerschaft zögerten oft mit der Entscheidung, Deutschland zu verlassen und ins Exil zu gehen und die Gründe dafür waren zweierlei Natur: einerseits waren es komplizierte Kautelen der deutschen Ausreisebehörden und andererseits war es die sog. Deutsch-Gläubigkeit vieler deutschen Juden, die die NS-Macht für einen vorübergehenden politischen Exzess halten wollten (vgl. BENZ 1998: 5-16). BENJAMIN hatte jedoch in dieser Hinsicht keine Illusionen: er blieb nach einer Reise im Ausland, um schließlich Frankreich als Exilland zu wählen (vgl. FULD 1990: 223-272).

Der Intellektuelle BENJAMIN, der ständig ein Selbstgespräch führte und sich selbst nach seiner Identität und seinem Status befragte, stand in seiner letzten Lebensphase unter dem Eindruck der Lektüre der Abhandlung von Julien Benda *La trahison des clercks* (1927) (*Der Verrat der Intellektuellen*). Benda verdankte er die meisten Einsichten und es war für ihn zugleich der Stoff, der ihn immer wieder dazu anregte, über sich selbst zu reflektieren. Chryssoula KAMBAS schreibt dazu:

Die bis heute große Bekanntheit dieser Schrift geht auf die paradox und verkürzt erfolgte breite zeitgenössische Rezeption zurück, Benda habe mit „trahison“ überhaupt jedes politische Engagement der Intellektuellen als Verrat gegeißelt. Diese Simplifikation unterstützt Benjamin in keinem seiner Beiträge über Benda seit 1928, er erkennt vielmehr sofort die Bedeutung dieses Pamphlets für ein genaueres Bild des Nationalismus (KAMBAS 2006: 424).

Ist also BENJAMIN ein Beispiel für die frei schwebende Intelligenz im Sinne von Karl Mannheim?

Hannah ARENDT stellte in ihrer Arbeit über Walter BENJAMIN fest, dass sein Leben unter einem Unstern gestanden habe. Auch seine Erfahrungen mit Frankreich vor dem Exil und dann die der Exilzeit waren nicht gerade ermutigend (vgl. ARENDT 2007: 7-12, 36-39). Trotzdem zögerte er nicht lange mit der Wahl des Exillandes. Seine intellektuellen und rein menschlichen Positionen waren nur schwer bestimmbar – auch oder eigentlich vor allem in seiner letzten Lebensphase. Er lebte von und für Widersprüche, was ihn menschlich auch für ihn selbst oft unerträglich machte, dafür waren seine intellektuell-geistigen Widersprüche häufig Anregung für erfrischende ontologische Perspektiven. Es galt und gilt allerdings für andere, - er selbst litt existentiell unter diesen Aporien.

ARENDT diagnostiziert provokativ in ihrer BENJAMIN-Arbeit bei dem Versuch, zu bestimmen, zu welcher bekannten Kategorie im Bereich der Literaturgeschichte BENJAMIN wohl gehören sollte. Sie meinte, er sei sehr ausgebildet gewesen, aber er sei kein Gelehrter gewesen, sein Interesse habe Texten und ihren Interpretationen gegolten, aber er sei kein Philologe gewesen.

Ihn faszinierte nicht Religion, aber Theologie und theologische Exegese (...), jedoch war er kein Theologe und interessierte sich nicht sonderlich für die Bibel. Er war ein Schriftsteller, aber ein solcher, der hoch ambitioniert war, einen Text aus lauter Zitaten zu bewerkstelligen. Er übersetzte Baudelaire und Proust ins Deutsche, aber er war kein Übersetzer; er verfasste eine Menge von Bücherrezensionen und eine ganze Reihe von klassischen Essays über verstorbene und zeitgenössische Schriftsteller und Dichter, aber er war kein Literaturkritiker. (...) Ich versuche aufzuzeigen, dass er poetisch dachte, aber er war weder Dichter noch Philosoph<sup>86</sup> (ebenda: 9-10).

BENJAMIN s intellektuelle Devise lautete: Die Wahrheit liegt in Extremen und er soll sie von Eduard Fuchs übernommen haben, einem sozialistischen Autodidakten und

---

<sup>86</sup> Übersetzung von mir – M.W.

leidenschaftlichen Sammler, der einen ästhetisch-ideellen Einfluss auf BENJAMIN ausübte (vgl. RÓŻANOWSKI 1997: 237). Zwei größte Gegenpole und Extrempunkte waren in seinen französischen Exiljahren Leben und Tod: er hatte in dieser Zeitspanne suizidale Gedanken und Pläne. Es veranschaulicht auch ein kurzes Zitat aus seiner *Einbahnstraße*: „Im Traum nahm ich mir mit einem Gewehr das Leben. Als der Schuss fiel, erwachte ich nicht, sondern sah mich eine Weile als Leiche liegen. Dann erst wachte ich auf.“ BENJAMIN (1972: 133).

Zu befragen wäre also, welche Extreme und Gegensätze BENJAMIN im französischen Exil beschäftigten und warum. In diesen kurzen Betrachtungen kann nur auf die grundsätzlichen Widersprüche bei ihm hingewiesen werden.

## **2. Walter Benjamins intellektuell – literarische Arche: die Welt als eine Riesensammlung oder die Unmöglichkeit, die Widersprüche zu überwinden. Zu Benjamins letzten Lebensjahren in Frankreich**

Walter BENJAMIN war bekanntlich auch ein Sammler von originellen alten Gegenständen, die Aura besaßen und von frappanten Zitaten. Und es kann als Sinnbild in diesem Kontext verstanden werden: sollte also die mosaikstrukturierte empirische Wirklichkeit nur aus an sich abgeschlossenen Monaden bestehen? Sollte also demgemäß eine einheitliche Weltperspektive unmöglich sein? Warum blieb BENJAMINS Denken in Widersprüchen stecken? Die Exiljahre bringen in dieser Hinsicht die Verschärfung seiner intellektuellen Optik. Seine Gedanken und Texte sollen nun zu einer ihn vor dem Ungestüm der Welt rettenden Arche werden. Oft sind es paradoxe Ideen und Gedanken, die er weitgehend der Inspiration von Franz Kafkas Texten zu verdanken schien. Kafka ist ihm der bedeutendste deutschsprachige Schriftsteller. In der Fremde des Exils dagegen wurde ihm Kafka allmählich zur geistig-intellektuellen Heimat.

Wie literarisiert BENJAMIN seine Exil-Existenz? Er gilt als Autor von Texten, die nicht problemlos qualifizierbar sind. Es kam schon hier zum Ausdruck in Hannah ARENDTS Versuch, ihn literarisch und definitorisch zu bestimmen. Er entzieht sich solchen Versuchen durch ein ungewöhnlich breites Spektrum von Betrachtungsperspektiven und durch ein Denken, das zwar politische Tendenzen erkennen lässt, aber es bleibt im Sinne der schwebenden Intelligenz offen und erkenntnisreich.

BENJAMIN versuchte in der Schrift selbst Rettung zu finden. Text bedeutete ihm also eine Arche, in der er sein Leben in der Sintflut der Zeitgeschichte retten könnte. Texte schreiben zu den ihn faszinierenden Themen war eigentlich das Einzige im Exil, was ihn am Leben halten könnte. Texte schreiben konnten bedeutete ihm also leben können, nachdem frühere Pläne, - wie etwa der, der größte Literaturkritiker in Deutschland zu werden oder sich in der akademischen Laufbahn durch Habilitationsschrift zu etablieren (vgl. FULD 1990: 106-170), gescheitert waren. Gershom SCHOLEM bestätigt es in seinem bekannten Text *Walter Benjamin – die Geschichte einer Freundschaft*:

Als er mir im Januar 1937 die *Deutschen Menschen* schickte, schrieb er hinein: >Möchtest Du, Gerhard, für die Erinnerungen Deiner Jugend eine Kammer in dieser Arche finden, die ich gebaut habe, als die faschistische Sintflut zu steigen begann.< Dieses Motiv erhielt eine direkte jüdische Note in der Widmung in das Exemplar für seine Schwester: >Diese nach jüdischem Vorbild erbaute Arche für Dora – von Walter. November 1936.< Wir verdanken die Kenntnis dieser Widmung Johannes E. Seiffert, der dies Exemplar in einem Zürcher Antiquariat erwarb. Das >jüdische Vorbild< ist aber nicht, wie Seiffert deutet, der Midrasch in einem jetzt entdeckten tiefen Sinn, sondern viel einfacher: die Rettung vor der faschistischen Sintflut durch die Schrift. In ein Buch hat der Autor eingefangen, als Arche konstruiert, was der Sintflut widerstehen kann. Wie die Juden sich vor den Verfolgungen in die Schrift retteten, ins kanonische Buch, so bildet sein eigenes Buch, ein nach jüdischem Vorbild verfasstes rettendes Element (SCHOLEM 1990: 252).

Der erste grundsätzlich bedeutende Widerspruch bei Walter BENJAMIN nicht nur im französischen Exil gilt der Unmöglichkeit, eindeutig entweder für den historischen Materialismus im Marxistischen Sinne oder für die messianische Mystik zu optieren. Diese zwei Gegenpole markieren zugleich auch den Bereich seiner philosophisch-literarischen Betrachtungsart. Pragmatisch angewendet bedeutet es Schwankungen zwischen dem Kommunismus und dem Zionismus. Es widerspiegelt auch sein intensiver Briefwechsel – einerseits mit Bertold BRECHT und andererseits mit Gershom SCHOLEM. Die Spannungen, die sich daraus ergaben, veranschaulichen deutlich, wie intensiv BRECHT und SCHOLEM in einem quasi politisch gefärbten Konkurrenzverhältnis standen. Gewissermaßen stehen stellvertretend in der geopolitischen Dimension die Sowjetunion und Palästina als einschlägige Kontrapunkte dafür.

SCHOLEM nennt diese BENJAMINSche Zerrissenheit Janusgesicht. Es äußerte sich auch in BENJAMINS Ansicht von der Herkunft der Sprache. Nicht ohne Verwunderung stellt SCHOLEM dazu fest:

Daß ich niemals einen atheistischen Satz aus seinem Munde gehört habe, war für mich, besonders nach manchen Briefen noch aus den dreißiger Jahren, gewiß kein Grund zur Verwunderung, wohl aber überraschte es mich, daß er noch immer vom >Wort Gottes< im Unterschied zum menschlichen Wort ganz unmetaphorisch als Grund aller Sprachtheorie sprechen konnte. Die Unterscheidung zwischen Wort und Name, die er zwanzig Jahre früher in seiner Arbeit über die Sprache von 1916 zugrunde gelegt und in der Vorrede zum Trauerspielbuch weiter entwickelt hatte, war ihm noch immer lebendig, und in seiner Notiz über das mimetische Vermögen fehlte noch immer auch die leiseste Hindeutung auf eine materialistische Ansicht von der Sprache. Im Gegenteil, Materie kam hier nur in rein magischem Zusammenhang vor. Er war offenbar zwischen einer Sympathie für mystische Sprachtheorie und der ebenso stark empfundenen Notwendigkeit, sie im Zusammenhang einer marxistischen Weltbetrachtung zu bekämpfen, hin und her gerissen. Ich sprach ihn darauf an, und er gab diesen Widerspruch ganz unumwunden zu. Es handle sich eben um eine Aufgabe, die er noch nicht bewältigt habe, von der er sich aber große Dinge versprach. Sein >Janusgesicht< hatte noch immer den lebendigsten Ausdruck (SCHOLEM 1990: 260).



BENJAMINS Biograph, Bernd WITTE kommentiert diesen Widerspruch nicht ohne Ironie:

Dem stets von neuem erfahrenen Scheitern seines Schreibens, wie es etwa im Kraus-Essay in der Unmöglichkeit der Vermittlung, in der bloß ästhetischen Vermittlung von theologischen und materialistischen Kategorien sich manifestiert hatte, dieser nicht endenden Sisyphusarbeit wird so die Weihe des Heiligen gegeben. Heimlich ist der Kritiker in die Rolle des Messias geschlüpft, eines durch und durch materialistischen und nihilistischen allerdings. (WITTE 1190: 113).

Schwer ist es zu diagnostizieren, ob dieser Widerspruch BENJAMINS bewusste oder halb bewusste Selbsttäuschung war oder es war einfach die intellektuelle Unmöglichkeit, diesen Zwischenbereich zugunsten einer klareren Selbstbestimmung zu verlassen. Es lässt sich auch nicht eindeutig ausschließen, dass diese Selbsttäuschung ihm nur noch in der aussichtslosen Lebenslage einzig möglich schien. Sein Marxismus hatte allerdings ein eher heuristisch-philosophisches Profil und nie war er dogmatisch geprägt. BENJAMIN war auch nie Parteimitglied und hatte auch im Laufe der Zeit wachsende Schwierigkeiten mit seinem Verhältnis zur Sowjetunion. SCHOLEM zitiert BENJAMINS Erklärung dieses Sachverhalts und er schreibt dazu:

Sein Marxismus sei noch immer nicht dogmatischer, sondern heuristischer, experimentierender Natur, und die Überführung metaphysischer, ja theologischer Gedankengänge, die er in unseren gemeinsamen Jahren entwickelt habe, in die marxistischen Perspektiven sei geradezu ein Verdienst, weil sie dort ein stärkeres Leben entfalten könnten, mindestens in unserer Zeit, als in den ihnen ursprünglich angemessenen (SCHOLEM 1990: 258).

Auch seine messianische Metaphysik war schwer definierbar, was ihre Allianz mit seinem historischen Materialismus und dem Marxismus wohl weitgehend ermöglichte.

Der zweite wichtige Widerspruch bei BENJAMIN ist immanenter Natur und betrifft seine Exegese des Marxismus selbst. Seine Neigung zu dieser Ideologie ergab sich aus der Überzeugung, dass der Marxismus progressive Erkenntnismöglichkeiten biete und dass er zugleich eine Negation des alten Gesellschaftssystems mitbringe. BENJAMINS Verhältnis zum Marxismus verwandelte sich im Laufe der Zeit und es ist eine mehrdimensionale und umfangreiche Problematik. Für diese kurze Betrachtung scheinen zwei Textbeispiele aus der Exilzeit repräsentativ zu sein: es handelt sich um den Text *Der Autor als Produzent* (1934), dessen Thesen in dem späteren Aufsatz BENJAMINS *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* (1936) ausgearbeitet wurden. Die beiden Texte enthalten Polemik mit den Grundsätzen des sozialistischen Realismus, der ein wesentlicher Teil des zu realisierenden Kommunismus war. Bernd WITTE betont dabei die antifaschistische Dimension der in diesen Texten enthaltenen Thesen. BENJAMIN postuliert zwar generell, dass der

Autor als Produzent literarischer Texte möglichst zur Literarisierung der Lebensverhältnisse beitragen solle und dass der Leser dadurch selbst motiviert werden müsse, zur Feder zu greifen, und es ist noch in der Poetik des sozialistischen Realismus annehmbar. (vgl. WITTE 1990: 108-111). Was allerdings nicht bei BENJAMIN dogmatisch war, überschritt es auch automatisch die ideologischen Grenzen des Akzeptablen. Und es war bei BENJAMIN zugelassenes kritisches Potential, was zum Beispiel für Georg Lukacs nicht mehr annehmbar war. BENJAMINS Tendenz zum Selbstbetrug wurde aber wieder sichtbar, als er in *Autor als Produzent* die sowjetischen Arbeiterkorrespondenzen positiv aufgrund der scheinbar realisierten Literarisierung der Lebensverhältnisse bewertet.

Walter BENJAMIN hatte also seine Schwierigkeiten bei den Versuchen, im Kommunismus undogmatisch zu denken und generell zu funktionieren. Dieser Widerspruch bedeutet für ihn eine ontologische Spannung zwischen seiner undogmatischen Exegese dieser Ideologie und ihrer dogmatischen Identität. Ein interessantes Exempel ist in dieser Hinsicht BENJAMINS Versuch, das Stichwort Goethe für die neue sowjetische Enzyklopädie zu erarbeiten. Er berichtet darüber in seinem *Moskauer Tagebuch* (1927). Sein Text wurde von der Redaktion wegen der mangelhaften Deutung der Prinzipien des historischen Materialismus und des sowjetischen Marxismus abgelehnt (vgl. BENJAMIN 1980: 139-141). Diese Episode beweist, dass BENJAMIN schon vor der Exilzeit dazu neigte, den Marxismus undogmatisch zu interpretieren.

Auch sein Opus Magnum aus der Exilzeit – *Pariser Passagen* bilden ein Konglomerat, das aus angewandter Psychologie, marxistisch orientierter Soziologie, dem dialektischen Materialismus und der Literaturwissenschaft besteht. Es ist ein Beispiel mehr für BENJAMINS nicht orthodoxen Marxismus, der bei ihm im Zusammenhang mit seiner dogmatischen Exegese ein Widerspruch bleibt. Es bestätigen auch seine Probleme mit Veröffentlichungsversuchen seiner Texte in kommunistischen und marxistisch profilierten Verlagen und Zeitschriften.

Der dritte Widerspruch bei BENJAMIN im Exil beruht auf der Unmöglichkeit, seine Identität eindeutig zu bestimmen und zu behaupten. Es ist ein Widerspruch zwischen Assimilation, die nach 1933 äußerst problematisch wurde und dem Zionismus, für den ihn Gershom SCHOLEM zu gewinnen suchte. Was BENJAMIN im französischen Exil von Assimilation übrig blieb, war seine Beheimatung in der deutschen Sprache, Literatur und Kultur. Andererseits spielte er im Exil mit dem Gedanken, nach Palästina zu gehen. Er fing sogar dank SCHOLEMS Anregung an, Hebräisch zu lernen. SCHOLEM schreibt dazu:

Inzwischen hatten seine Freunde im Lande Israel Erwägungen angestellt, wie es sich machen ließe, ihn für längere Zeit herüberzubringen. Er reagierte auf diese Mitteilung und auch Einladungen (...) stets im Prinzip sehr positiv, hatte aber im konkreten Fall stets Gründe zur Reserve oder zu momentanem Aufschub. Eine ähnliche Situation wiederholte sich im Jahre 1935, ohne dass es leider zu greifbaren Schritten kam (SCHOLEM 1990: 245).

Und schließlich Frankreich selbst scheint ebenso ein Widerspruch für BENJAMIN zu sein: einerseits hatte er für dieses Land und für seine Kultur eine besondere Sympathie und andererseits musste er als politischer Flüchtling gerade in diesem Land viel Negatives erfahren. Entfremdung und Einsamkeit wurden ihm weitgehend zuteil und Ende der 30er Jahre wuchs da der Antisemitismus dermaßen, dass er glaubte, in einer bedrohlichen Gefahrenzone leben zu müssen. Hinzu kamen große finanzielle Schwierigkeiten und infolge dessen auch Selbstmordgedanken (vgl. ebenda: 272, 279). Um seine ökonomische Situation zu bessern, begann er in den Jahren 1932-1938 an seinem Erinnerungstext *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert* zu arbeiten. Das letzte Kapitel trachtet über das so genannte bucklichte Männlein, das den Autor sein Leben lang begleite und das nach Hannah ARENDT seinen Unstern symbolisiere (vgl. ARENDT 2007: 13-35). BENJAMIN schreibt in der Schlußpartie dieses Kapitels:

Ich denke mir, daß jenes >ganze Leben<, von dem man sich erzählt, daß es vorm Blick des Sterbenden vorbeizieht, aus solchen Bildern sich zusammensetzt, wie sie das Männlein von uns allen hat. Sie flitzen rasch vorbei wie jene Blätter der straff gebundenen Büchlein, die einmal Vorläufer unserer Kinematographen waren. (...) Jetzt hat es seine Arbeit hinter sich. Doch seine Stimme, welche an das Summen des Gasstrumpfs anklingt, wispert über die Jahrhundertschwelle mir die Worte nach: >Liebes Kindlein, ach, ich bitt, / Bet fürs bucklicht Männlein mit< (BENJAMIN 1972: 304).

### 3. Resümee

Walter BENJAMINS Widersprüche und Aporien blieben eigentlich sein Leben lang ungelöst. Seine Intellektuellen-Existenz war mehrdimensional und ist bis heute Inspiration und geistige Anregung. Für BENJAMIN selbst bedeuteten diese Widersprüche oft Entfremdung und permanenter Kampf um eine tragbare Sinngebung. Der Intellektuelle BENJAMIN versuchte im französischen Exil eine rettende Arche im alttestamentarischen Sinne zu bauen, in der er angesichts der Sintflut sicher wäre. Er war wie Eduard Fuchs auch ein Sammler, dem die Welt wie eine Riesensammlung vorkam. Burkhardt LINDNER diagnostiziert zutreffend das Verhältnis zwischen ihnen:

Benjamin macht deshalb auch gar keinen Versuch, den sozialistischen Autodidakten Fuchs zu einem wichtigen Kunsttheoretiker zu erklären. Vielmehr setzt er ein beim Sammler Fuchs. In dessen riesigen Sammlungen, die er als Material seinen Publikationen zugrundelegte, prägte sich nicht bloß eine obsessive private Leidenschaft des Besitzwillens aus. >Seine Sammlungen sind die Antwort des Praktikers auf die Aporien der Theorie.< (II, 469) In seiner Praxis als Sammler hat Fuchs auf die Defizite der marxistischen Theorie geantwortet, freilich ohne das zu reflektieren (LINDNER 2006: 456).

Auch Walter BENJAMIN als Sammler und Autor trachtete danach, die Aporien der Theorie durch die Praxis des geschriebenen Wortes auszugleichen.

## Literaturverzeichnis

- BENJAMIN, W. (1972), Berliner Kindheit um Neunzehnhundert. In: BENJAMIN, W., *Gesammelte Schriften*, Bd. IV.1. Hrsg. von T. REXROTH, Frankfurt am Main.
- BENJAMIN, W. (1972), *Einbahnstraße*. In: BENJAMIN, W., *Gesammelte Schriften*, Bd. IV.1. Hrsg. von T. REXROTH, Frankfurt am Main.
- BENJAMIN, W. (1980), *Moskauer Tagebuch*. Frankfurt am Main.
- ARENDET, H. (2007), *Walter Benjamin 1892-1940*. Gdańsk.
- FULD, W. (1990), *Walter Benjamin. Eine Biographie*. Reinbek bei Hamburg.
- KROHN, C.-D./ VON ZUR MÜHLEN, P./ PAUL, G./ WINCKLER, L. [Hg.] (1998), *Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933-1945*. Darmstadt. (op. cit.: W. BENZ: *Die jüdische Emigration* und B. VORMEIER: *Frankreich*).
- LINDNER, B. [Hg.] (2006), *Benjamin-Handbuch. Leben-Werk-Wirkung*. Stuttgart/Weimar, (op. cit.: Ch. KAMBAS: *Positionierung des Linksintellektuellen im Exil* und B. LINDNER: *Zu Traditionskrise, Technik, Medien*).
- RÓŻANOWSKI, R. (1997), *Pasaże Waltera Benjamina. Studium myśli*. Wrocław.
- SCHOLEM, G. (1990) *Walter Benjamin – die Geschichte einer Freundschaft*. Frankfurt am Main.
- WITTE, B. (1990) *Walter Benjamin*. Reinbek bei Hamburg.

**Anna Warakomska**  
Uniwersytet Warszawski

## **Die Literatur der Migranten und ihrer Nachfahren als Gegenstand germanistischer Forschung und Lehre am Beispiel ausgewählter Werke von deutschschreibenden Autoren türkischer Herkunft**

### **1. Einleitung und Ziel der Analyse**

Das moderne Europa steht heute vor einer der größten gesellschaftspolitischen Herausforderungen, nämlich der Migrantenfrage. In Deutschland hat man bereits mit einer über ein halbes Jahrhundert andauernden Erfahrung mit Arbeitsmigranten zu tun, obwohl sie früher anders genannt wurden (vgl. BADE 2013: 1). Sie, wie auch ihre Nachfahren, also die zweite und dritte Generation der Einwanderer, tragen nicht nur zur wirtschaftlichen Entwicklung des Landes bei, sondern schaffen mittlerweile auch ihre eigene Literatur. Die Analyse ihrer Werke ermöglicht die Reflexion vor allem über die zeitgenössische deutsche Geschichte, wirft aber auch Fragen nach Identität, traditioneller Verankerung sowie Möglichkeiten des kulturellen Transfers auf. Daher bildet sie ein interessantes und dienliches Forschungsfeld, was ich in meinem Beitrag an einigen Beispielen zeigen will. Darüber hinaus kann diese Literatur, wie das übrigens auch publizistische Texte zum Thema vermögen, den Lernern des Deutschen in Polen (zumindest auf universitärer Ebene) viel Wissen über die Probleme der Migration, über kulturelle Verortung, über Ähnlichkeiten und Differenzen in den Lebensweisen von Einwanderern und den Bio-Deutschen, also Einheimischen, vermitteln und dies in einer genauso gut verständlichen wie anmutigen Sprache.

Daher eignet sich die Literatur der Migranten und ihrer Nachfahren meiner Ansicht nach nicht nur als Gegenstand germanistischer Forschung, sondern auch Lehre. Und dies insbesondere in Polen, wo die Migrantenproblematik bisher überwiegend nur eine Presseexistenz hatte.

Um die Richtigkeit der oben gestellten These zu prüfen, was ich übrigens seit einigen Jahren in meiner Forschung und in meinen Seminaren mit den Studenten im Institut für Germanistik an der Warschauer Universität tue, will ich im folgenden Beitrag einige kurze Analysen der ausgewählten Texte anführen, anhand derer ich die oben angemerkteten Fragen zu erläutern versuche.

Ich werde mich auf die literarischen Leistungen der deutschen Autoren türkischer Herkunft konzentrieren, obwohl viele der genannten Fragen natürlich auch in den Werken der Schriftsteller thematisiert werden, die ihre Wurzeln in anderen Herkunftsländern als die Türkei haben und die auf Deutsch schreiben. Die

Migration aus der Türkei gehört in Deutschland jedoch zu den größten (vgl. HAUG/MÜSSIG/ STICHS 2009: 12) und deshalb gibt es dort auch sehr viele ihrer Repräsentanten im Literaturbetrieb. Aber die Quantität ist nicht der einzige Grund meines Interesses. Die deutschschreibenden Türken oder deutschen Schriftsteller türkischer Herkunft schaffen etwas Einmaliges in der deutschen zeitgenössischen Kultur: In ihren Werken verbinden sie oft Elemente, die aus zwei entfernten Traditionen stammen, was sowohl inhaltlich wie sprachlich sehr erfrischend für die Literatur ist. Darüber hinaus wirken sie selbst durch ihre Präsenz den Vorurteilen entgegen, vor allem dem fest eingebürgerten Klischee eines bildungsfernen türkischen Migranten, worin man auch einen Wert erkennen kann. Sie schreiben mit viel Empathie und Sachkenntnis über die Migrantenprobleme, nicht selten humorvoll oder sogar mit einem Hauch von Ironie und außerdem in einer klaren Sprache. Deshalb scheint die Beschäftigung mit ihren Texten in Forschung und Lehre wahrlich lohnend – sie verspricht wissenschaftliche Einsichten, didaktische Gewinne und kann zum Vergnügen gehören. Die literarische Leistung dieser Autoren widerspricht auch deutlich der These von dem Kampf der Kulturen (*The Clash of Civilizations*, vgl. HUNTINGTON 1998: 68), was zwar aus kulturwissenschaftlichen Gründen interessant zu untersuchen wäre, aber hier den Rahmen des Ganzen sprengen würde. Ich kann in diesem Zusammenhang nur die Behauptung wiederholen, dass sie eher als ein Beispiel der Begegnung der Kulturen zu interpretieren, genauso wie die Migrantenfrage in Deutschland am Beispiel der Einwanderer aus der Türkei als eine Erfolgsgeschichte zu deuten sei (mehr zum Thema vgl. KARAKAŞOĞLU 2007: 1057-1059; WARAKOMSKA 2015: 225-226).

Die folgende Abhandlung werde ich in fünf Teile gliedern. Zunächst, nach der obigen Einleitung und Darlegung der Hauptziele bzw. Motivationen meines Vorhabens, skizziere ich im zweiten Punkt die Geschichte der türkischen Arbeitsmigranten in Deutschland. Ich werde mich jedoch nicht auf historische Daten konzentrieren, sondern vielmehr benutze ich zur Darstellung der Lage der Einwanderer heute und in der Vergangenheit literarische Beispiele aus ausgewählten Lebensbeschreibungen, Erzählungen, Essays. Der Analyse werden hier sowohl Beispiele der Erinnerungsliteratur (Befragungen, Reportagen), wie auch der schöngeistigen Literatur unterzogen. Am besten eignen sich in diesem Kontext meiner Meinung nach die literarischen Versuche der sog. Ausländerliteratur, wie etwa die Erzählungen von Ahmet SEZER, Mustafa SERTATAS oder Gedichte von Aras ÖREN. Im dritten Punkt versuche ich an einigen Exempeln die literarische Leistung der zweiten und dritten Generation der Einwanderer darzustellen sowie der Frage nachzugehen, ob und inwiefern sie in germanistischer Forschung und Lehre Anwendung finden kann. Hingewiesen wird hier auf die Kritiken der Publizistinnen Necla KELEK, Seyran ATEŞ sowie des jüngst in einer neuen Rolle aufgetretenen Schriftstellers Akif PIRINÇCI, obwohl in diesem Zusammenhang auch als ein gewisses Pendant die Äußerungen einer Hilal SEZGIN erwähnenswert wären. Ferner wird an einigen Passagen aus der sog. Chick-Lit, oder besser gesagt aus den fikionalisierten Autobiographien von Iris ALANYALI und Hatice AKYÜN, die Brauchbarkeit dieser Sparte der Literatur für die Rekonstruktion der neuesten

Geschichte der türkischen Einwanderer in Deutschland geprüft. Außer den genannten Autoren von Sachbüchern und Selbstbeschreibungen wird hier kurz auch auf die Satiren von Osman ENGIN und Sinasi DIKMEN eingegangen, um auf die Vielfalt der Themen und Formen der analysierten Literatur aufmerksam zu machen. Es dürfen in diesem Kontext natürlich nicht die Erzählungen und Romane fehlen – zur schriftstellerischen Prominenz gehören in diesem Genre bestimmte Werke von Emine Sevgi ÖZDAMAR und Feridun ZAIMOGLU. Der vierte Punkt wird einer kurzen Zusammenfassung dienen, in der über die in der analysierten und weiteren zu analysierenden Literatur erwogenen Themen, Fragen sowie über Ziele ihrer Untersuchung reflektiert wird. Im Fazit des fünften Punktes wird versucht, die im Beitrag gestellten Thesen zu rekapitulieren und die gestellten Fragen zu beantworten.

## **2. Arbeitsmigranten, Geschichte und literarische Darbietungen**

Die Diskussion über die heutigen Migranten (unter ihnen leider auch Flüchtlinge wegen der Kriege weltweit) wird immer brisanter, insbesondere nach den brachialen Attentaten, die das Bewusstsein der Europäer immer wieder erschüttern. Es wird immer schwerer sein, die Fremden, Repräsentanten anderer Kulturen und Religionen in der liberalen westlichen Welt willkommen zu heißen, weil diese Vorfälle in vielen europäischen Ländern sehr leicht zu Verallgemeinerungen führen können und die öffentliche Meinung den Ankömmlingen gegenüber negativ einstellen. Im Vergleich zu der neuen Lage verlief die Geschichte der türkischen Migration in Deutschland reibungslos. Es gab zwar (und es gibt immer noch) Probleme und Zwischenfälle (vgl. ŞEN/ GOLDBERG 1994: 10-11), aber im Allgemeinen kann man aus dieser Geschichte lernen. Schaut man etwa auf die Bilder aus den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts (vgl. z.B. PAYER 2004: 3) und versucht, sich an die Schicksale der damaligen Einwanderer zu besinnen, kann man eine gewisse Ähnlichkeit zu heutigen Abbildern feststellen. Es geht dabei vor allem um die Massen der Ankommenden, die zwar andere Transportmittel benutzen (vgl. z.B. Polityka 2015: 1), aber im äußeren Aussehen sowie wohl mit Hoffnungen auf ein besseres Leben den Einwanderern von damals ähneln.

Da die Geschichte der Arbeitsmigranten als ein integraler Teil der Nachkriegsgeschichte Deutschlands zu verstehen ist, kann sie im landeskundlichen Unterricht bzw. im Geschichtsunterricht der polnischen Germanistikstudenten Verwendung finden. Es eignen sich hier insbesondere die Lebensbeschreibungen der Akteure dieser Gegebenheiten, weil sie an einzelne Kapitel dieser Geschichte erinnern und als Einstieg in die Diskussion über Vergangenes dienen können. Es seien hier zum Beispiel die Berichte der Gastarbeiter erwähnt, die man in wissenschaftlichen Studien vereinzelt findet (vgl. SPOHN 2002: 151-438), oder umfassendere Abhandlungen zum Thema vorgeschlagen. Eines der neuesten Exempel solcher Arbeiten ist die Publikation von Jeannette GODDAR und Dorte HUNEKE, die mit der Unterstützung der Bundeszentrale für die politische Bildung entstanden ist (GODDAR/ HUNEKE 2011: 9-25). Diese Publikation sammelt

Erinnerungen der Arbeitsmigranten, Aussagen ihrer Familien, Interviews mit gewöhnlichen Arbeitern, aber auch mit manch berühmter Persönlichkeit und versieht sie mit feinspürigen Kommentaren. Aus diesem Sammelband kann man Diverses zur Geschichte der Migration in Deutschland erfahren; Es werden da Ziele und ehemalige Pläne der Menschen dargestellt, ihre Gefühle und persönliche Erfahrungen geschildert, ihre Vorgeschichte in den Heimatländern skizziert sowie die Anfänge und der weitere Werdegang in der Bundesrepublik beschrieben. Als eine kurze Probe dieser Erinnerungen sei es hier ein Auszug aus dem Bericht von Ali Başar zitiert, eines heute 79-jährigen Bergwerkarbeiters und Schweißers ursprünglich aus ostanatolischem Tunceli, der sein ganzes Erwachsenenleben in Duisburg-Marxloh verbrachte und heute nach einer schweren Arbeit in Thyssen Krupp AG-Werken zum deutschen Bürger und Rentner wurde. Auf seine erste Wahrnehmung von Deutschland besinnt sich der Mann folgenderweise:

Was für eine Freude das war! Mein erster Gedanke war: Nun würde ich meiner Mutter, meinen Geschwistern etwas zu essen geben können. Ich bin der Älteste von uns. Meinen Vater habe ich kaum kennengelernt, er ist gestorben, als ich sechs Jahre alt war. Meine Mutter hat uns allein großgezogen. Sechs Geschwister! Wir besitzen kein Land, meine Geschwister hatten keine Arbeit, einer meiner Brüder ist auf einem Auge blind. Wir haben in großer Armut gelebt. Wie kann ich das beschreiben, man kann sich das hier ja nicht vorstellen. In einer Blechhütte haben wir gewohnt (HUNEKE 2011: 42).

Außer großer Dankbarkeit, die er bis heute bekennt, teilt der ehemalige Gastarbeiter auch andere weniger erfreuliche Gefühle und Erlebnisse in seinem Bericht detailliert mit. Er erzählt von seiner türkischen Familie, seinem schweren Schicksal in der ersten Heimat, von ersten Erfahrungen in vielen gelegentlichen Beschäftigungen und späterer beruflichen Arbeit sowie über erste Interaktionen mit den deutschen Arbeitskollegen. Sie sind dem zitierten Text zu entnehmen und können als Vorlage zur Diskussion im Unterricht bzw. als Einstieg in die Forschung dienen. Man erfährt aus diesen Äußerungen über anfängliche Probleme der Arbeitsmigranten, soziale und psychische Lasten, die Fremdenfeindlichkeit, kulturelle Unterschiede zwischen Türken und Deutschen und dergleichen mehr. Die beschriebenen Schicksale betreffen zwar die türkischen Einwanderer der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts, der Mangel an Sprach- und Kulturkenntnissen des Ankunftslandes wie auch eine meistens schlechte soziale Lage der Migranten schlechthin lassen vermuten, dass sie Assoziationen zur Migration von heute erlauben. Auf jeden Fall können sie für das Befinden der Anderen sensibilisieren. Ali Başar schließt seine Darlegung mit einer klugen Bemerkung ab:

Manchmal sage ich auch: Das Leben hat meine Bildung verpasst. In der Türkei habe ich die Schule des Lebens in Armut absolviert. Mein Arbeitsleben in Deutschland glich einem Studium. Ich habe gelernt, dass man für alles, was man bekommt, dankbar sein muss und anderen Menschen mit Respekt begegnet. Ich habe gelernt, dass man sich für seine Rechte einsetzen kann. Jetzt bin ich Rentner und schreibe, wenn man so will, an meiner Doktorarbeit – und erzähle anderen von meinen Erfahrungen (HUNEKE 2011: 51).



Analog zu Reportagen bietet auch die Belletristik diverse Erfahrungen der Migration, die genauso informativ sein und in Forschung und Lehre zu diesem Thema eingesetzt werden kann. Ihre Stärke kann ferner in der Tatsache liegen, dass sie fiktive Vorfälle behandelt, mögliche Welten erschafft und daher allgemein auf Probleme und nicht nur auf vereinzelte persönliche Erlebnisse aufmerksam machen kann. Die Erzählungen der sog. Gastarbeiter- bzw. Ausländerliteratur (mehr zu den Begriffen vgl. CHIPELLINO 1989: 91; ESSELBORN 1987: 262-263) kann hier als ein gutes Beispiel fungieren. In der Anthologie, die von Karl ESSELBORN in den 80-er Jahren des 20. Jahrhunderts herausgegeben wurde, wurden auch Kurzgeschichten von den deutschschreibenden Autoren türkischer Herkunft publiziert, die die Schicksale dieser Gesellschaftsgruppe literarisch ausarbeiten.

Im Folgenden soll an einigen Passagen diese Form der Erfassung von Geschichte expliziert werden. In einer der ersten Erzählungen des Bandes unter dem Titel *Der Schnurrbart* wird ein Gastarbeiter türkischer Herkunft dargestellt, der mit seiner Familie jährlich in die frühere Heimat fährt, was zu Gepflogenheiten der ersten Generation dieser Migranten gehört. Seinen Stolz manifestiert er in dem im Titel der Erzählung angemerkten Schnurrbart, den er für Inbegriff der Männlichkeit genauso wie auch Abzeichen der Zugehörigkeit zur türkischen Kultur, trotz eines überzeugten Bekenntnisses auch zu neuer Heimat, hält. Die Begründung dieses Erkennungszeichens wird mit einem kurzen, aber deutlichen Rekurs auf Erfahrungen des Protagonisten in der Fremde präsentiert:

Er war als ‚Gastarbeiter‘ nach Deutschland gekommen und nachher ein Einwanderer geworden. Er ließ sich in dieser neuen Heimat nieder. Er sagt: ‚die eigene Heimat ist dort, wo man sein Brot verdient‘. Während dieser zwanzig Jahre hat er vieles erlebt: Leid, Kummer, Erniedrigung, Freude und Erfolg. Viele von seinen Sitten und Gebräuchen hat er hier aufgegeben und viel Neues dazu gelernt. Aber seinen Schnurrbart, dessen zwei Enden wie zwei Rebellen gegen Unterdrückung und Erniedrigung emporstiegen, hat er nicht aufgegeben. Der wurde mit der Zeit zum Symbol seines Stolzes und seiner Unbeugsamkeit. Er pflegt ihn auch dementsprechend (SEZER 1986: 22).

Auch diese Geschichte weist auf die Probleme der ersten Begegnungen der Migranten mit den Einheimischen hin, schildert Unterschiede in der Mentalität der Repräsentanten beider Kulturen, aber auch Ähnlichkeiten bezüglich der Sehnsucht nach ökonomischer Sicherheit und einfacher menschlicher Wärme. Durch viele Anspielungen kann sie zu einer besseren Verständigung zwischen ihnen beitragen, schildert sie doch Sitten und Bräuche, die von außen gesehen, zu Missdeutungen führen können. Die Erzählung endet überraschend für die Hauptfigur und bestimmt auch für den Leser. Mit dem Eingriff des Grenzbeamten einer dritten (weder türkischen noch deutschen) Nationalität verliert der Protagonist die Hälfte seines Schnurrbarts, was als Symbol der Erniedrigung aber auch einer Hinterfragung des vermeintlichen Stolzes gedeutet werden kann.

In einer anderen Erzählung wird u.a. das Gefühl des Fremdseins der Migranten

thematisiert. Dargeboten wird es am Beispiel der Unterschiede im äußeren Aussehen, die ein verliebter Türke beim Besuch bei der Familie seines deutschen Mädchens bemerkt:

Ein Fremder zu sein, ist nicht so leicht, wie ich mir vorgestellt habe. Insbesondere in einer Gesellschaft, in der sich die Menschen ständig voneinander entfremden. Man fühlt sich verloren. Ich habe eine merkwürdige Angst, eine seltsame Befürchtung. Aber diejenigen, die mich eingeladen haben, sind für mich eigentlich keine Fremden, sondern von meiner Freundin, die ich schon lange kenne, die Eltern. Sie sind Menschen, die ich nur von Fotos kenne, wodurch ich eine bestimmte Vorstellung von ihnen gewonnen habe. Als sie Fotos von mir sahen, haben sie mich als einen der Ihrigen akzeptiert. Sie sind blond, es sollte wahrscheinlich nicht so schlimm sein mit meinen schwarzen Augen und Haaren unter diesen blonden Menschen zu sein. Aber ich steche doch von ihnen ab (CANBOLAT 1986: 133).

Aber nicht nur Selbstwahrnehmung, Erfahrung der Fremde oder spezifische Sitten und Gepflogenheiten der Migranten werden zum Inhalt der belletristischen Formen der analysierten Literatur. Angestrichen werden auch viele Tatsachen, historische Fakten, wie zum Beispiel die sich kontinuierlich ändernde Rechtslage der Gastarbeiter, das politische Leben in Deutschland, das Funktionieren der Institutionen usw. Hier ein nächstes Exempel, das als eine Einführung in die Diskussion über die geschichtlichen Gegebenheiten benutzt werden kann.

Helmut Kohl ist verheiratet. Strauß auch. Seine Frau ist vor kurzem gestorben. Herzliches Beileid. Wenn ihm die Politik Zeit läßt, heiratet er noch mal. Kein Problem für ihn. Ich nehme an, Genscher ist auch verheiratet. Aber diese Herren und ihre Regierung haben uns verboten, zu heiraten, per Gesetz. Wir dürfen unsere Frauen und Kinder nicht nach Deutschland holen. Ich habe keine Kinder, da ich nicht verheiratet bin. Nun, ich will aber heiraten. Manche werden Augen machen. Warum will er mit zwanzig Jahren heiraten? Es hat seine Gründe (SERTATAS 1986: 97).

Die Lektüre der Erzählung von SERTATAS kann wie gesagt als Vorlage für Diskussionen über die Rechtslage der Migranten im Einwanderungsland sowie ferner auch für weiterführende wissenschaftlich fundierte Reflexionen darüber dienen. Analog dazu bilden andere Inhalte und Formen der zu untersuchenden Texte einen empirischen Raum für diverse Ansätze der Forschung und Lehre. Über mögliche Themen, Fragen und Ziele einer solchen Arbeit kann natürlich jeder Forscher und Lehrer alleine entscheiden, auf einige Vorschläge werde ich in nächsten Punkten dieses Beitrags kurz eingehen. Jetzt möchte ich mich auf die literarische Leistung der nächsten Generationen der deutschen Schriftsteller türkischer Herkunft konzentrieren.

### **3. Die neuen Generationen der Einwanderer und ihre Literatur**

In den nächsten Generationen der Einwanderer türkischer Herkunft in Deutschland wurde die Literatur zu einer beliebten Form der Äußerung zu wichtigen

gesellschaftlichen Themen (vgl. HOFMANN/ PATRUT 2015: 66-72). Viele ihrer Repräsentanten schreiben ähnlich wie die erste Generation über die neueste Geschichte Deutschlands, d.h. sie thematisieren die Erfahrungen türkischer Einwanderer in der neuen Heimat, aber die Themen und Formen ihrer Publikationen sind mannigfaltiger als früher. Ich möchte in diesem Zusammenhang etwa auf Erzählungen und Romane von Feridun ZAIMOGLU hinweisen (mehr zum Thema WARAKOMSKA 2016: 215-216).

Eine etwas andere Sparte der Literatur repräsentieren die fikionalisierten Autobiographien von Iris ALANYALI und Hatice AKYÜN, die in der Fachliteratur als Exempel der sog. Chick-Lit betrachtet werden (vgl. YEŞILADA 2009: 135). Interessant und lehrreich, jedoch sehr kontrovers sind die Essays, Sachbücher und Reportagen von Necla KELEK (2011: 17-28), Seyran ATES (2010: 42-44) und Akif PIRINÇCI (2014: 272), die meistens die Kritik des Islam sowie die Unangepasstheit der türkischen (und ferner muslimischen) Migranten an die Gesellschaften im Westen Europas zum Inhalt haben. Die zuletzt genannten publizistischen Abhandlungen, obwohl oder eben weil sie kritisch sind, eignen sich auch zur Anwendung im Unterricht, wie natürlich zu weiterer Erforschung. Sie ermöglichen die Auseinandersetzung mit gesellschaftlich sehr brisanten Themen, wie etwa Ehrenmord, Zwangsheirat, arrangierte Ehen, Kopftuch und die mediale Berichterstattung über diese Phänomene.

Eine gewisse Abwehr gegen solche Literatur bilden die früher erwähnten Bücher von AKYÜN, ALANYALI oder SEZGIN. Karin YEŞILADA rechnet solche Produktionen zu der besagten Chick-Lit, die sie folgenderweise definiert:

Der große Trend (...) ist jene Chick-Lit, die als Literatur von Frauen für Frauen hauptsächlich dem Ziel der Unterhaltung dient. Zugleich kultiviert sie ein (vermeintlich) neues Frauenbild, nämlich das der leicht verrückten, unangepassten, schoppenden, kichernden, urbanen Stadtneurotikerin, die ebenso ausgeflippt ist, wie bürgerlich und politisch gesehen völlig unbedenklich (YEŞILADA 2009: 135).

Es bleibt dahingestellt, ob die Erzählungen der genannten Autorinnen tatsächlich dieser Sparte der Literatur zuzurechnen sind, die Diskussion darüber würde hier zur unnötigen Abschweifung führen, aber diese Angelegenheit kann durchaus während der Seminare ausführlich diskutiert werden. Sie bildet auch einen reizenden Anhaltspunkt der wissenschaftlichen Forschung (vgl. WELENC-ŁOJEWSKA 2015: 46). AKYÜN und ALANYALI erörtern viele Fragen der Migration: mit der nationalen bzw. kulturellen Identität beginnend über Differenzen in der Lebensführung der Einwanderer und der Einheimischen bis zu persönlichen Überlegungen über diese Lebensmodelle. Unten zitiere ich demnächst zwei Passagen aus ihren Büchern, die die Sozialisation in zwei Kulturen erwägen. Zunächst räsoniert ALANYALIS Protagonistin über ihre kulturelle Verankerung:

Aber ich sitze nicht zwischen allen Stühlen und wanke auch nicht zwischen zwei Welten. Ich sage das lieber gleich, sonst sind nachher wieder alle enttäuscht (...)  
Denn offensichtlich bin ich eine ungewöhnliche Deutsch-Türkin. Ich kann Plateauschuhe

nicht ausstehen, und ich habe keine fünf Brüder mit ohnmächtiger Wut im Bauch. Ich habe überhaupt keine Brüder, nur die bereits erwähnte Schwester. Mein Vater schlägt weder uns noch unsere Mutter und kann sogar deutsche Relativsätze bilden (ALANYALI 2009: 16).

Der leichte, satirische Ton ihrer Worte ist nicht zu überhören, eine ähnliche Sprechweise begleitet das ganze Buch und alle angesprochenen Themen – umso mehr eignet sich der Text meiner Ansicht nach zur Explikation im Unterricht. ALANYALI zeigt hervorragend, wie man den stereotypen Bildern und Vorurteilen vorbeugen bzw. wie man sie bekämpfen kann. Durch einen verwandten Stil charakterisiert sich auch das Buch von AKYÜN. Hier ein kurzes Zitat:

Mein Vater ist voller Sehnsucht nach seinem Zuhause – je nachdem, wo er sich gerade aufhält. Ist er in Deutschland, jammert er über das schlechte Wetter, die wässrigen Tomaten oder die entseelten Deutschen, und ihn packt regelmäßig der Wunsch, in die Türkei aufzubrechen. Die kennt mein Vater aber mittlerweile nur noch im Sommer (...) Kaum ist er in der Türkei angekommen, beschwert er sich über die schlechten Autos, die korrupten Behörden, Stromausfälle und das miserable türkische Gesundheitssystem (AKYÜN 2007: 13).

Da die Berichte über die türkischen Sitten und Bräuche zum integralen Teil dieser Erzählungen gehören, können sie auch für einen darin nichtorientierten Leser von Belang sein. Daraus folgt bestimmt ihr großer Erfolg in Deutschland, was natürlich auch in den Bereich der wissenschaftlichen Erwägung, etwa der Rezeptionsästhetik, gehört.

Ein Erfolg wurde auch dem Jugendroman *Selam Berlin* von Yadé KARA zum Teil, dessen historische Kulisse das Berlin der Wendezeit bildet. Die Beobachtungen dieser gesellschaftspolitisch prägnanten Periode aus der Sicht eines türkeistämmigen Protagonisten, die dieser Roman beinhaltet, können als ein gutes Beispiel der literarischen Ausarbeitung der neuesten deutschen Geschichte betrachtet werden. Diese besondere Perspektive kann darüber hinaus bei der Besprechung der Migrant\*innenproblematik eine sehr gute Anwendung finden. Hier einige kurze Proben der darin vielgestaltig präsentierten Probleme. Zunächst die Wahrnehmung Berlins durch die Hauptfigur Hasan, genannt Hansie, aus dem Beginn der Erzählung:

Istanbul war total aufgedreht. Berlin auch, aber anders. Alles war übersichtlicher und ruhiger. Die Geschäfte schlossen um achtzehn Uhr, die Busse waren pünktlich, und die Leute ignorierten sich gegenseitig und ließen einen in Ruhe. Das war O.K. für mich. Vieles lief nach Routine und Plan. Ich fühlte mich sicherer und gelassener als in Istanbul (KARA 2003: 12-13).

Die Behaglichkeit schwindet jedoch dahin, als der Protagonist direkt nach der Wende zurück nach Berlin reist und in einer U-Bahn durch die neuen Bürger der Bundesrepublik begafft wird. Hier seine beunruhigenden rhetorischen Fragen, die eine Wende auch in den gesellschaftlichen Konstellationen des geeinten Landes ankündigen:

War mein Hosenschlitz auf? Oder hatte ich Marmeladenreste am Mund? War ich von einem anderen Planeten? Ich fühlte mich begutachtet wie ein Kamel im Berliner ZOO. Waren es meine schwarzen Haare? Oder mein Charlie-Chaplin-Koffer? Was gab es da zu glotzen? Ich kam mir plötzlich so fremd vor in der Berliner U-Bahn, mit der ich praktisch aufgewachsen war (KARA 2003: 21).

Der Roman thematisiert ferner auch die Konflikte zwischen den Generationen der Migrant\*innen, die expressis verbis als „der grundsätzliche Kampf von Neuer Welt gegen Alte Welt“ genannt werden (vgl. KARA 2003: 11) und in der Sorge der Väter um die Erziehung der Jugend münden. Indirekt werden sie auch zum Stoff der Voreingenommenheiten der Migrant\*innen gegenüber den Einheimischen, was die Meinung von Hasans Mutter vielleicht am besten verkörpert:

Dein Vater hat auch studiert, und was ist aus ihm geworden? Er sitzt in seinem Reisebüro und kommt nicht voran. Glaubst du wirklich, daß du da später eine anständige Arbeit bekommst? Als Ausländer wirst du höchstens Taxifahrer oder Kellner. Schau dich doch um! (KARA 2003: 15)

Abschließend muss noch betont werden, dass viele Romane und Erzählungen deutscher Autoren türkischer Herkunft, die von der Fachkritik sehr positiv aufgenommen wurden, eine geeignete Vorlage für die Exploration der Migrant\*innenfragen bilden können. Hier sei es nur ein einziges Beispiel aus dem Roman *Die Brücke vom Goldenen Horn* von Emine Sevgi ÖZDAMAR eingeführt, obwohl man auch zahlreich andere finden und nennen kann (vgl. HOFMANN 2006: 200-236). In den Anfangspassagen wird in diesem Roman die Ankunft der türkischen Arbeiterinnen im Deutschland der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts geschildert. Die Ich-Erzählerin besinnt sich in diesem Abschnitt u.a. auf die Arbeitsbedingungen in einer Elektromontage-Firma und die anfänglichen Probleme der Frauen mit der deutschen Sprache:

In der Arbeitshalle gab es nur Frauen. Jede saß da allein vor einem grüngefärbten Eisentisch. Jedes Gesicht schaute auf den Rücken der anderen. Während man arbeitete, vergaß man die Gesichter der anderen Frauen. Man sah nur Haare, schöne Haare, müde Haare, alte Haare, junge Haare, gekämmte Haare, ausfallende Haare. Wir sahen nur ein Frauengesicht, das Gesicht der einzigen Frau, die stand, Frau Mischel. Meisterin. Wenn die Maschinen der griechischen Arbeiterinnen kaputtgingen, riefen sie nach ihr: ‚Frau Missel, komma‘. Ihre Zungen konnten kein Sch aussprechen ... (ÖZDAMAR 2006: 457).

Andere Beispiele der Ausarbeitung migrantischer und gar vormigrantischer Motive finden sich u.a. in den Romanen von Feridun ZAIMOGLU (Leyla), Emine Sevgi ÖZDAMAR (*Das Leben ist eine Karawanserei*), Selim ÖZDOĞAN (*Die Tochter des Schmiedes*), Alev TEKINAY (*Nur ein Hauch von Paradies*), Yadé KARA (*Selam Berlin*), Osman ENGIN (*Kanaken-Gandhi*). Man kann aus dieser Literatur reichlich Texte für die Forschung und den Unterricht aussondern und mithilfe von ihnen Themen, wie Identitätsbestimmung, Interaktionen der Einwanderer und

Einheimischen, Generationenkonflikte, kulturelle Differenzen usw. behandeln. Dieter WROBEL fasst zum Beispiel die Handlung von einem der erwähnten Romane zusammen und nennt dabei die interkulturellen Potenziale dieser Literatur. Es sei daher erlaubt, ein längeres Zitat aus seiner Abhandlung herbeizuzitieren:

Sehr ähnlich wie Zaptcioğlus Roman ist auch Selam Berlin von Yadé Kara angelegt. Der Roman erzählt die rasante Geschichte des 19jährigen Hasan, der mit seiner Familie jahrelang zwischen Bosporus und Spree hin- und herpendelt. Der Vater betreibt ein Reisebüro in Berlin, die Mutter und die Geschwister sind in der Türkei geblieben. Ausgehend von dieser europäisch orientierten Ost-West-Familien-Geschichte wird im Mikrokosmos Berlins nach dem Mauerfall eine weitere Variante der Ost-West-Mobilität erzählt. Am Tag des Mauerfalls beschließt Hasan, nach Berlin zu ziehen. Dort angekommen, muss er feststellen, dass sein Vater in Berlin-Ost eine zweite Familie gegründet hat, von der seine erste Familie nichts wusste. Erst der Mauerfall hat das Doppelleben des Vaters offenbar werden lassen. Diese schockierende Entdeckung löst bei Hasan eine nachhaltige Orientierungskrise aus – und führt ihn in unterschiedliche Milieus, von türkischen Enklaven in Kreuzberg über die Neonazi-Szene zu Alt-Hippie-Kontexten und eben auch in den Ostteil der Stadt und zu den Menschen dort. Der Mauerfall als unkalkulierbares Ereignis (auf historischer Ebene) und als Wendepunkt (auf narrativer Ebene) bringt Transparenz in die doppelte Ost-West-Familien-Geschichte des Vaters. Dieser Roman, von einigen Rezensenten als Pop-Roman klassifiziert, handelt vom Erwachsenwerden, von Freundschaft, von der Suche nach der großen Liebe, von Verrat und Identität – ist also ebenfalls ein Adoleszenzroman, der Genre Grenzen überschreitet und Themen von humaner, anthropologischer Bedeutung in eine interkulturelle Perspektive einstellt (WROBEL 2008: 34-35).

Eine leicht verständliche, weil humoristische Darbietung der Fragen einer kulturellen Anpassung findet man in Satiren von Osman ENGIN und den chronologisch früher publizierten von Sinasi DIKMEN (mehr zum Thema ACKERMANN 1996: 216). Sie thematisieren sehr oft Probleme der Assimilation und beiderseitigen Erwartungen der Einwanderer und Einheimischen, was in dem hier zur Debatte stehenden Kontext von Vorteil zu sein scheint. Ein kurzer Auszug aus ENGINS Roman Kanaken-Gandhi über einen Deutsch-Türken, der sich in der neuen Heimat gut angepasst fühlt, aber immer wieder als Fremder wahrgenommen wird, kann vielleicht diesen Problemkreis am besten andeuten:

Ich wollte die Beamtin damals nicht enttäuschen und stellte mich deshalb rein sprachlich auf ihr Niveau ein. Ich antworte im besten Tarzan-Deutsch: `Ich Osman Engin, du schicken Brief, ich kommen. Jane und Chita warten draußen vor Tür. Huga, huga! Heute kann ich mir dieses Tarzan-Deutsch nicht leisten. Ich muß mit ihr anständiges Hochdeutsch reden. Selbst auf die Gefahr hin, daß ich Frau Kottzmeier-Göbelsberg enttäusche. Aber ich muß ihr klarmachen, daß wir hier seit Jahren leben (ENGIN 1998: 19).

Die Texte der genannten Satiriker eignen sich ausgesprochen gut für den Unterricht mit den Studenten der Germanistik, da sie sehr witzig die Lage der Migranten und ihrer Nachfahren in Deutschland darbieten. Und darüber hinaus lädt ihr sehr oft

kurzer Umfang zur tatsächlichen Lektüre ein, was bei dem zu beobachtenden sinkenden Interesse der Studierenden am Lesen an und für sich von Bedeutung zu sein scheint.

Wohlgermerkt bietet die schöngeistige Literatur deutscher Autoren türkischer Herkunft viel anderes mehr als nur migrantische Themen. In der Fachliteratur wird oft über ihre ästhetischen Vorteile gesprochen:

Allen hier vorgestellten Texten ist gemeinsam, dass türkisch-deutsche Gemengelagen geschildert werden – dies ist eine aus Gründen der Exemplarizität vorgenommene Reduzierung der vielfältigen interkulturellen Literatur. Dabei werden Figuren geschildert, die zwischen den Stühlen sitzen – sozial, kulturell und psychologisch. Diese Ästhetik des Dazwischen, diese Ästhetik der Differenz, diese Ästhetik der Suchbewegung aber ist nur in solchen Texten aufzusuchen, denen eine interkulturelle Lesbarkeit nicht nur als Hintergrundfolie anhaftet, sondern die Interkulturalität auch auf der narrativen Oberfläche gestaltet. Weil die Texte zudem über gegenwartsliterarische ästhetische Qualität verfügen, sind sie geeignet, im Literaturunterricht neben interkulturellem Lernen auch literarisches Lernen zu ermöglichen (WROBEL 2008: 35).

Aber auch die präsentierten Inhalte sind in dieser Literatur nicht selten weit von den Migrantenfragen entfernt. Die Katzenkrimis des Felidae-Zyklus von Akif PIRINÇCI, Feridun ZAIMOGLU Romane, wie etwa Hinterland oder Ruß, viele Skizzen aus dem Kurzprosa-Band von Selim ÖZDOĞAN Ein Glas Blut liefern hier viel Stoff zur Untersuchung und zum Nachdenken. Und das sind nur ausgewählte Beispiele. Ihre Lektüre zwingt indes nicht nur zur weiterführenden Überlegung über die erzählten Welten sowie Formen ihrer Darstellung, sondern ferner auch zum Überdenken der theoretischen Ansätze und der bestehenden Terminologie. Die differenzierten Analysen solcher Werke lassen schlussfolgern, dass solche Begriffe, wie z.B. eine nicht nur deutsche Literatur, Migranteliteratur, postmigrantische Literatur, aber auch deutsche Literatur der Autoren türkischer Herkunft wenig erläuternd sind und daher unbrauchbar scheinen (mehr zum Thema vgl. RÖSCH 2004: 90-94; WARAKOMSKA 2016: 209-210).

#### **4. Themen und Fragen der zu untersuchenden Literatur, Ziele der potenziellen Untersuchung**

Aus den kurzen, in diesem Beitrag gezeigten Beispielen der literarischen Darbietungen geht deutlich hervor, dass die Literatur deutscher Autoren türkischer Herkunft als ein attraktiver Untersuchungsgegenstand betrachtet werden kann – sie kann sowohl in Forschung als auch in Lehre gut Anwendung finden. An vielen Stellen der oben präsentierten Analysen habe ich potenzielle Bereiche und einzelne Themen der Untersuchung genannt. Ich versuche sie aufzuzählen, um eine Ordnung der Befunde zu verschaffen. Zu den wichtigsten Fragen, die diese Literatur erörtert, gehören u.a.:

- Identität

- Alterität
- Interaktionen der Einwanderer mit den Einheimischen
- geschichtliche Hintergründe
- historisches Bewusstsein
- kulturelle Differenzen und Ähnlichkeiten
- Hybridisierung der Kultur
- Stereotype
- Generationenkonflikte
- Verortung der gesellschaftlichen Rollen der Geschlechter
- Konstruktion der eigenen Sprache
- Möglichkeit des Erzählens von Geschichten
- Mitgestaltung der neuesten Geschichte

Es muss betont werden, dass im Horizont meiner Analysen die Arbeit vor allem mit polnischen Studenten liegt, die ein relativ geringfügiges Wissen über die Kultur und geistigen Leistungen der Nachfahren türkischer Migranten in Deutschland haben. Man kann jedoch davon ausgehen, dass die erwähnten Themen woanders auch von Interesse sein können. Die Fachliteratur, manche wissenschaftlichen Abhandlungen und Sachbücher weisen auf dieses Interesse hin. Im Folgenden soll auf einige ausgewählte Exempel dieses Interesses eingegangen werden. Umut BALCI prüft zum Beispiel die transkulturelle Dimension der deutschsprachigen Literatur türkischer Migranten und ihre Vermittlung im DaF-Unterricht. In der Doktorarbeit von BALCI werden Ziele dieser Untersuchung folgenderweise bestimmt:

Unser primäres Ziel ist zu zeigen, dass die Verwendung literarischer Texte türkischer MigrantInnen im DaF-Unterricht sinnvoll ist, da diese Literatur den Lernenden einerseits das soziale, kulturelle und politische Leben der in Deutschland lebenden MigrantInnen vor Augen führt, andererseits eine Auseinandersetzung mit Problemen der türkischen MigrantInnen und der Deutschen ermöglicht (BALCI 2010: IV).

Am Beispiel der Lektüre einer Kurzgeschichte von Sinasi DIKMEN wird folglich in dieser Forschung u.a. nach Meinung der Leser gefragt, und die angegebenen Antworten liefern interessante Befunde, die für weitere Fragen richtungweisend werden können:

Sechs Studierende halten Brautbeschauer aus den Texten der ersten Generation für den besten Text. Die Gründe sind: 1. In diesem Text erklärt der Autor die Probleme der Ausländer sehr gut und er reflektiert die kulturellen Unterschiede ganz konkret. 2. Als ich die merkwürdige Kommunikation der türkischen und deutschen Familien las, stieg meine Motivation im Unterricht. 3. Das Thema des Textes sind gesellschaftliche Probleme in der Türkei. Ich habe gesehen, dass die Türken ihr alltägliches Leben in der Türkei nach Deutschland mitbringen (BALCI 2010: 254).

Eine verwandte Aufmerksamkeit kann auch bei polnischen Studenten festgestellt und bestimmt auch bei Studenten anderer Germanistiken angenommen werden.



Dieter WROBEL beschäftigt sich dagegen in seinem 2008 gehaltenen und dann im Internet publizierten Beitrag mit einem literatur- wie kulturwissenschaftlich wichtigen Problem, nämlich mit der Kanonisierung der sog. interkulturellen Literatur (mehr zu diesem Begriff vgl. HOFMANN/ PATRUT 2015: 7-8), also auch der Literatur deutscher Autoren türkischer Herkunft, ferner auch mit ihrer Benutzung in der Didaktik. Der Forscher nennt die in der Diskussion darüber präsenten Vorschläge: es soll nicht etwa das Spektrum des Faches erweitert, sondern eher das Kerncurriculum vertieft bzw. umgebaut werden. Die bereits kanonisierte Literatur (eines Lessings, Goethes, Heines) sollte eine neue Lesart erfahren und eben auf interkulturelle Fragen orientiert werden. Um die zeitgenössische Literatur bei solcher Zielsetzung nicht zu vergessen, wird in dieser Argumentation auch ein Beispiel aus der Gegenwartsliteratur genannt, nämlich Hans-Ulrich TREICHELS *Der Verlorene*. WROBEL überlegt rhetorisch: „allerdings bleibt zu fragen, warum der Roman *Der Verlorene* kanonfähig sein soll, während den Texten von Feridun Zaimoglu, Emine Sevgi Özdamar, Yoko Tawada, Terézia Mora, Rafik Schami, Ilija Trojanow, Wladimir Kaminer, Libuše Moníková, Zafer Şenocak und anderen dies nicht zugestanden wird“. (WROBEL 2008: 25) Mit dieser Äußerung wird die Diskussion über die Exklusion der neuen deutschen Literatur von dem schulischen Kanon angestreift und zumindest die Einstellung von WROBEL klar gelegt. Für den Forscher bleibe es auch das Plädoyer für ein ‘Kerncurriculum‘ des Fachs problematisch, denn ein interkulturell orientierter Literaturunterricht ziele seiner Meinung nach nicht allein auf Thematisierung von anthropologischen Grunderfahrungen ab, sondern werde darüber hinaus auch Texte zu berücksichtigen haben, die den Schülerinnen und Schülern jenseits der historischen Perspektive ermöglichen, sich die Welt anzueignen, in der sie leben. (vgl. WROBEL 2008: 25)

Zu wichtigen Problemen, die mit der Literatur deutscher Autoren türkischer Herkunft zusammenhängen, kann daher im literaturwissenschaftlichen Diskurs auch die Frage der Verortung dieser Literatur, genauso wie der Überwindung von Vorurteilen oder der Markierung des eigenen Lebenszentrums der Nachfahren der ehemaligen Migranten zugerechnet werden.

## 5. Fazit

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die oben durchgeführte Analyse die Hauptthese des vorliegenden Beitrags bestätigt hat. Er hatte zum Ziel zu prüfen, ob die Literatur der türkischen Migranten und ihrer Nachfahren als Gegenstand germanistischer Forschung und Lehre in der Auslandsgermanistik fungieren kann (mehr zu diesem Postulat vgl. ESSELBORN 2004: 11-12). Dies wurde bei der Betrachtung der Abschnitte ausgewählter Werke von deutschschreibenden Autoren türkischer Herkunft mehrmals bewiesen. Anhand von solcher Literatur können sowohl die Geschichte der Migranten in Deutschland und somit ein Teil der zeitgenössischen Geschichte dieses Landes wie auch viele andere Fragen erörtert werden. Es gehören hier u.a. die landeskundliche Thematik, Poetik der Darstellungsweisen, Probleme der Identität und Integration sowie Fragen der

literarischen Theorie. Darüber hinaus kann diese Literatur, insbesondere der zweiten und dritten Generation als ein Beispiel der gut gelungenen Integration der Bürger aus ehemals Migrantenfamilien betrachtet werden.

### Literaturverzeichnis

- ACKERMANN, I. (1996), Deutsche verfremdet gesehen. Die Darstellung des 'Anderen' in der 'Ausländerliteratur'. In: LÜTZELER, P.M. [Hg.], *Schreiben zwischen den Kulturen. Beiträge zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Frankfurt am Main.
- AKYÜN, H. (2007), *Einmal Hans mir scharfer Soße. Leben in zwei Welten*. Goldmann.
- ALANYALI, I. (2009), *Die Blaue Reise und andere Geschichten aus meiner deutsch-türkischen Familie*. Reinbek bei Hamburg.
- ATEŞ, S. (2010), *Der Multikulti-Irrtum. Wie wir in Deutschland besser zusammen leben können*. Berlin.
- BADE, K.J. (2013), Anwerbestopp 1973. Als Deutschland zum Einwanderungsland wurde. In: „Zeit Online“ vom 23. November 2013. <http://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2013-11/einwanderung-anwerbestopp>.
- BALCI, U. (2010), *Die transkulturelle Dimension der deutschsprachigen Literatur türkischer Migranten und ihre Vermittlung im DaF-Unterricht*. Dissertation. Adana.
- CANBOLAT, M. (1986), Die Einladung. In: ESSELBORN, K. [Hg.], *Über Grenzen. Berichte, Erzählungen, Gedichte von Ausländern mit einem Vorwort von Irmgard Ackermann*. München. 133-141.
- CHIELLINO, G. (1989), *Literatur und Identität in der Fremde. Zur Literatur italienischer Autoren in der Bundesrepublik*. Kiel.
- DURZAK, M. (2004), Deutschlandbilder in den Kurzgeschichten von Şinasi Dikmen. In: DURZAK, M./ KURUYAZICI, N. in Zusammenarbeit mit AYATA, C.Ş. [Hg.], *Die andere deutsche Literatur. Istanbul Vorträge*. Würzburg.
- ENGIN, O. (1998), *Kanaken-Gandhi. Satirischer Roman*. Berlin.
- ESSELBORN, K. (1986), Nachwort. In: ESSELBORN, K. [Hg.], *Über Grenzen. Berichte, Erzählungen, Gedichte von Ausländern mit einem Vorwort von Irmgard Ackermann*. München. 262-270.
- ESSELBORN, K. (2004), Deutschsprachige Minderheitenliteraturen als Gegenstand einer kulturwissenschaftlich orientierten „interkulturellen Literaturwissenschaft“. In: DURZAK, M./ KURUYAZICI, N. in Zusammenarbeit mit AYATA, C.Ş. [Hg.], *Die andere deutsche Literatur. Istanbul Vorträge*. Würzburg. 11-40.
- HAUG, S./ MÜSSIG, S./ STICHS, A. (2009), *Muslimisches Leben in Deutschland. Im Auftrag der Deutschen Islam Konferenz*. Nürnberg.
- HOFMANN, M. (2006), *Interkulturelle Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Paderborn.

- HOFMANN, M./ PATRUT, I.K. (2015), *Einführung in die interkulturelle Literatur*. Darmstadt.
- HUNEKE, D. (2011), „Mit den Peitschenstriemen der Armut kam ich hierher“. Im Ruhrgebiet zu Hause: Ali Başar. In: GODDAR, J./HUNEKE, D. [Hg.], *Auf Zeit. Für immer. Zuwanderer aus der Türkei erinnern sich*. Bonn. 41-51.
- HUNTINGTON, S. P. (1998), *Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*. 5. Aufl. München.
- KARA, Y. (2003), *Selam Berlin*. Zürich.
- KARAKAŞOĞLU, Y. (2007), Türkische Arbeitswanderer seit Mitte der 50er Jahre. In: BADE, K.J. u.a. [Hg.], *Enzyklopädie Migration in Europa: vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Zürich. 1054-1061.
- KELEK, N. (2011), *Himmelsreise. Mein Streit mit den Wächtern des Islam*. München.
- ÖZDAMAR, E.S. (2006), *Die Brücke vom Goldenen Horn*. Köln.
- PAYER, P. (2004), „Gehen Sie an die Arbeit“. Zur Geschichte der „Gastarbeiter“ in Wien 1964–1989. In: <http://www.stadt-forschung.at/downloads/Gastarbeiter.pdf>.
- PIRINÇCI, A. (2014), *Deutschland von Sinnen. Der irre Kult um Frauen, Homosexuelle und Zuwanderer*. Waltrop.
- Polityka (2015), Katastrofa na Morzu Śródziemnym: potwierdzono śmierć 800 afrykańskich imigrantów. In: <http://www.polityka.pl/tygodnikpolityka/swiat/1616513,1,katastrofa-na-morzu-srodziemnym-potwierdzono-smierc-800-afrykanskich-imigrantow.read>.
- RÖSCH, H. (2004), Migrationsliteratur als neue Weltliteratur? In: *Sprachkunst. Beiträge zur Literaturwissenschaft* 35.1. 90-94.
- SERTATAS, M. (1986), Ich will heiraten. In: ESSELBORN, K. [Hg.], *Über Grenzen. Berichte, Erzählungen, Gedichte von Ausländern mit einem Vorwort von Irmgard Ackermann*. München. 97-99.
- SEZER, A. (1986), Der Schnurrbart. In: ESSELBORN, K. [Hg.], *Über Grenzen. Berichte, Erzählungen, Gedichte von Ausländern mit einem Vorwort von Irmgard Ackermann*. München. 21-26.
- SPECHT, T. (2011), *Transkultureller Humor in der türkisch-deutschen Literatur*. Würzburg.
- SPOHN, M. (2002), *Türkische Männer in Deutschland. Familie und Identität. Migranten der ersten Generation erzählen ihre Geschichte*. Bielefeld.
- ŞEN, F./ GOLDBERG, A. (1994), *Türken in Deutschland. Leben zwischen zwei Kulturen*. München.
- WARAKOMSKA, A. (2015), Kann Deutschland zur Wahlheimat werden? Einwanderungspolitik als eine der größten Herausforderungen unserer Zeit. Mit positiven Beispielen der Integration aus Kultur und Literatur. In: WARAKOMSKA, A./ ÖZTÜRK, M. [Hg.], *Man hat Arbeitskräfte gerufen, ... es kamen Schriftsteller. Migranten und ihre Literaturen*. Frankfurt am Main. 219-241.
- WARAKOMSKA, A. (2016), Ruß – von der deutschen Literatur eines Autors mit Migrationshintergrund. In: *Die deutschsprachige Migrationsliteratur zwischen*

- Eigenständigkeit und Globalisierung*, X. Internationaler Germanistenkongress Rumäniens vom 31. Mai – 4. Juni 2015, Braşov/ Rumänien. 207-227.
- WELENC-ŁOJEWSKA, M. (2015), *Między integracją a asymilacją. Literatura i kultura twórców pochodzenia tureckiego w Niemczech*. Dissertation. UW. Warszawa.
- WROBEL, D. (2008), *Interkulturelle Literatur und Literaturdidaktik. Kanonbildung und Kanonerweiterung als Problem und Prozess*.  
[http://www.bgdv.be/Dokumente/GM-Texte/gm68\\_wrobel.pdf](http://www.bgdv.be/Dokumente/GM-Texte/gm68_wrobel.pdf)
- YEŞİLADA, K. E. (2009), Nette Türkinnen von nebenan. Die neue deutsch-türkische Harmlosigkeit als literarischer Trend. In: SCHMITZ, H. [Hg.], *Von der nationalen zur internationalen Literatur*. Amsterdam/ New York.

**Paweł Zimniak**  
 Uniwersytet Zielonogórski

## **Leben im ‚Zwischenraum‘. Literarische Verhandlungen deutscher Flüchtlingsexistenzen am Ende des 2. Weltkriegs**

### **1. Flüchtlinge als ‚Gratwanderer‘ – Zur Flüchtlingsexistenz im ‚Zwischenraum‘**

Die Ursachen erzwungener Trennung von dem bisherigen Lebensraum können verschiedener Art sein. Die Flucht als eine Gratwanderung kommt infolge verschiedener Push- und Pull-Faktoren zustande. Sie ist das Ergebnis der existenziellen Bedrohung durch national-ethnisches oder kulturell-religiöses Dominanzverhalten von Machthabern, (Bürger)Kriege und bewaffnete Konflikte, ökonomische Bedingungen und wirtschaftlich-finanzielle Notstände sowie Naturkatastrophen. Wenn man Wörter wie Wohnortwechsel, Umzug oder Auswanderung gebraucht, dann hängen sie mit vom Einzelnen beeinflussbaren Faktoren zusammen, im Gegensatz zur Flucht, Zwangsausweisung und Vertreibung, Verschleppung, Verbannung und Deportation, bei denen Zwang und Gewalt ins Spiel gebracht werden. Das Leiden unter brutal durchgesetzten Machtansprüchen und Machtentfaltungen macht vor keiner staatlich-nationalen Zugehörigkeit halt. In Leonie OSSOWSKIS *Holunderzeit* ist es die westdeutsche Journalistin Anna, die aus ihrem Heimatort Rohrdorf in Niederschlesien fliehen muss und sich an ihre Flüchtlingsexistenz und die Ankunft im Westen erinnert:

Es waren nicht die Bilder von der Flucht, dem ständigen Unterwegssein von Ort zu Ort in Trecks bei Schnee und Eis, von den Übernachtungen in fremden Betten, Massenlagern oder unter den Planen der Fuhrwerke. Es waren die Bilder von der Ankunft im Westen, die Anna ins Gedächtnis rückten, die Suche nach den eigenen vier Wänden, das Betteln, endlich bleiben zu dürfen, wo man glaubte hinzugehören. Das Gefühl der Hoffnung tauchte aus Annas Erinnerung auf, die Hoffnung, die anderen, die nichts verloren hatten, würden mit denen teilen, die nichts mehr besaßen. Und dann die Enttäuschung, die zu verkraften man lernen mußte, weil das Teilen nicht die Sache derer war, bei denen man angekommen war. Die Ablehnung, die einem plötzlich entgegenschlug, wenn man um etwas bat [...] und wie aus Enttäuschung Zorn wurde und aus dem Zorn Verachtung [...] Ihr ganzer Lebensraum damals wurde mit dem Wort Flüchtling verbunden. Da gab es das Flüchtlingszimmer, das Flüchtlingsbad, die Flüchtlingsecke im Garten [...], das Flüchtlingsgeschirr, das im Flüchtlingsregal stand. [...] Vom Teilen war nie die Rede gewesen, schon gar nicht von Nächstenliebe (OSSOWSKI 1999: 246f.).

Verschiedene Heimaten als ‚Nahwelten‘ und unmittelbare, räumlich-soziale Dreh- und Angelpunkte individueller und kollektiver Existenzen zeigen sich oft als unheimliche, von eigener und fremder Gewalt regierte Territorien, mit denen eine punktuell emotionale, unkritische Identifikation nicht mehr möglich ist. Es sind dann Räume menschlichen Elends, belastete und belastende Räume, die nicht nur mit einer natürlich gewachsenen Bindung, sondern auch mit einer gewaltsam herbeigeführten ‚Entbindung‘, mit traumatischen und traumatisierenden Erfahrungen assoziiert werden und in diesem Widerspruch im Bewusstsein der Betroffenen existieren. Dabei scheint auch der Begriff eines ‚Zwischenraums‘ insoweit relevant zu sein, als die Flucht aus defizitären, spannungsgeladenen und explosiven (Lebens-)Räumen einen existenziellen ‚Schwebezustand‘ einleitet, der mit der Ankunft im ‚Irgendwo‘ nicht unbedingt aufgehoben wird. Nicht nur *Menschen auf der Flucht befinden sich in einem ‚Zwischenraum‘ – sie sind weggegangen, aber noch nicht angekommen –, sondern auch diejenigen, deren Angekommensein einen weit entfernten Zielpunkt bedeutet, weil sie ihre Himmelsrichtungen neu definieren müssen*. Leonie OSSOWSKIS Hauptfigur namens Anna erinnert sich an den eigenen ‚Schwebezustand‘, an das ‚Aufgespanntsein‘ zwischen Heimat und Heimatlosigkeit, Bedürfnis nach Nächstenliebe und Erfahrung von Verachtung, zwischen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit, Enttäuschung und Zorn. Bei der Analyse der inneren Logik eines Flucht-Narrativs scheint deshalb eine Reihe von Fragen besonderes Gewicht zu bekommen: Wie gestaltet sich das Problem der (Ir-)Reversibilität des Vorgangs? Da die Flucht Bindungsligaturen zerbröckeln lässt, ist weiter nach dem Verhältnis zwischen Raumstrukturen, räumlichen Arrangements und emotionalen Mustern zu fragen, denn Fluchterzählungen sind keine heroischen Narrationen, sondern Erfahrungsräume, in denen das Selbstbewusstsein der Handlungsbeteiligten ins Knie bricht. Bei Verlusterfahrungen – sie können materieller und ideeller Art, zeitweilig oder unwiederbringlich sein – ist die Reaktion der Betroffenen von Bedeutung. Es handelt sich nämlich nur dann um einen Verlust, wenn man über die Auflösung von Bindungsligaturen, das Verschwinden einer Person oder einer Sache nicht erleichtert ist. Oder anders formuliert: Es ist zu fragen, inwiefern Fluchträume zu ‚Stimmungsräumen‘ werden und emotionale Zonen produzieren, in denen eine bestimmte Gefühlswelt von Handlungsbeteiligten und Handlungsbereitschaft beobachtbar werden: Chaos und Betriebsamkeit, Befremden, Angst und Beklemmung, Anspannung und Aufgeregtheit, Verunsicherung und Verwirrung, Lethargie und Willensschwäche, Machtlosigkeit und Unterlegenheit, Stummheit und Erschöpfung, Selbstbehauptungswille und Durchsetzungsfähigkeit. In diesem Kontext werden von einzelnen Akteuren unterschiedliche Schutzmaßnahmen und Überlebensstrategien als individuelle und kollektive Formen räumlicher Kontrollversuche entwickelt, deren Effizienz keine Selbstverständlichkeit darstellt. Da Flucht als eine komplexe Bedrohungssituation auch materielle Entbehrungen und andere defizitäre Zustände einschließt – dies kann nicht zuletzt aus den Geschlechts- und Altersverhältnissen, unterschiedlichen Möglichkeiten der Befriedigung elementarer Bedürfnisse sowie den zur Verfügung stehenden Fortbewegungsmöglichkeiten resultieren – sind eventuelle Formen solidarischen

Handelns unter der betroffenen Schicksalsgemeinschaft herauszustellen bzw. deren Fehlen zu diagnostizieren. Die Flucht als eine erzwungene Wanderungsform stellt nicht nur für die Betroffenen selbst eine Herausforderung dar, sondern sie ist auch für außenstehende Beobachter und ihre Zeugenschaft von Bedeutung. Sie vermittelt nämlich keine optimistische Grundverfassung des Daseins, sondern macht auf dessen Fragilität und Verletzlichkeit, Brüchigkeit und Zerbrechlichkeit, Unterbrechung und Diskontinuität aufmerksam. Bei der Analyse der Fluchtszenen ist deshalb eine bestimmte Semantisierung des Raumes mit Grenzziehungen und Grenzverwerfungen kritisch zu hinterfragen, oder anders formuliert: Es ist herauszustellen, ob es sichtbare Trennungslinien und Abgrenzkriterien zwischen den ‚bewegten Unbehausten‘ und ortsansässigen Einheimischen gibt, die nicht nur als unbeteiligte Beobachter gelten müssen, sondern auch potenziell, in grenzüberschreitender Weise als eine Aufnahmegemeinschaft fungieren können. Durch die Einbeziehung der Perspektivität der ‚kleinen Leute‘ wird nicht nur die referenzielle Funktion der Texte als Bezug auf bestimmte Sachverhalte des Fluchtgeschehens, sondern auch ihre kognitiv-emotive Funktion herausgestellt, die sich auf den internen oder externen Beobachter als Träger der Rede bezieht und sowohl den Erzähler als auch die Figuren charakterisieren lässt. Es sind also emotionale Besetzungen der Handlungsbeteiligten, die den narrativen Raum zum Raum eines intensiven emotionalen Erlebens und zum Empfindungsraum machen können, oder anders formuliert: Es stellt sich jeweils die Frage nach der Modalität des Erzählens, zu der sowohl unverwechselbare Individualität, Unmittelbarkeit und Erfahrungsintensität als auch Universalität, Mittelbarkeit der Vermittlung und Distanziertheit von Vermittlungsinstanzen gehören.

Da die analysierten Texte weitgehend im Kontext subjektiver Antworten auf bestimmte geschichtliche Konstellationen aufzufassen sind, wird bei der Analyse der Flüchtlingsexistenzen zu bestimmen sein, wie sich konkrete performative Wahrnehmungen als Textraum gestalten und welche Logik diesen ‚Performances‘ zugrunde liegt. Es wird also hauptsächlich um bestimmte Strukturmerkmale der Existenz deutscher Flüchtlinge, um reflexive Aufmerksamkeitsmomente und Perspektivenstrukturen, um kognitiv-emotive Befindlichkeiten gehen.

## **2. Flucht als Deprivation – Zur Irreversibilität von Verlusten**

Die Erinnerung umfasst nicht nur ‚wahlloses Strandgut‘, sondern sie gewichtet und wird selektiv. Durch diese Gewichtung und Selektivität fällt der Relevanzrahmen des Erinnernten auf. Die masurische Heimat von Zygmunt Rogalla in *Heimatmuseum* von Siegfried LENZ stellt keine störungsfreie, sondern eine störungsgeladene Erfahrungswelt dar. Die Vorphase der Flucht aus Lucknow bedeutet einen Aktionsraum, der nicht mehr kontrolliert werden kann. Zygmunt Rogalla erinnert sich im Gespräch mit Martin Witt an bestimmte Kognitionen und Emotionen, bei denen Angst und Verunsicherung, Dissonanz und Diskontinuität keine Fremdwörter sind:

Glaub mir, insgeheim haben wir es nicht für möglich gehalten, im stillen hat keiner von uns mit einer Evakuierung oder gar Flucht gerechnet, einfach weil wir es uns nicht vorstellen konnten, Lucknow aufzugeben, die alte Stadt; wir konnten sie uns nicht leer und entblößt vorstellen, lautlos und gereinigt von unseren Spuren; und wie es uns unmöglich schien, die Stadt preiszugeben, so konnten wir auch nicht glauben, daß die Stadt uns preisgeben würde, sie, die für uns zum Inbegriff von Dauer und Aufgehobenheit geworden war. Wir hatten uns an den Gedanken gewöhnt, daß wir ihr gehörten, so wie sie uns gehörte, und zwar durch die Zeit, unabänderlich (LENZ 1987: 539).

Die Flucht und Trennung von der Heimat erscheinen als eine existenzielle Notwendigkeit, denn das oberste Prinzip lautet: Rette sich, wer kann, und darüber herrscht Einmütigkeit, auch wenn sich die Betroffenen nur mühsam mit dem Gedanken abfinden, fliehen zu müssen und somit ihre Stadt aufzugeben. Durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit fällt es den Flüchtlingen schwer, sich ihre Stadt lautlos und gereinigt von ihren Spuren vorzustellen. Bei der Kosten-Nutzen-Analyse wird aber das nackte Überleben als der wichtigste Entscheidungsfaktor in die Waagschale geworfen, sodass keine Alternativensuche in Frage kommt. Der Umweltzustand ist zur Genüge bekannt, und die meisten Lucknower sind sich dessen bewusst, dass ihr Leben in der ostpreußischen Provinz zu Ende geht, denn im froststeifen Januar steht die Stadt unter dem Feuer von russischen Ferngeschützen, sodass die Beteiligten schweißüberströmt, hektisch und wie in Trance ihre Flucht antreten, die Dinge von ihrem Platz nehmen und auf einem Leiterwagen oder Schlitten verstauen, wobei das Prinzip der Rationalität menschlicher Entscheidungen völlig außer Kraft ist, wenn es in der Erinnerung von Zygmunt Rogalla heißt: „Planlos raffte ich, warf ich zusammen, was mir in den Blick kam, Dokumente, Münzen, Festtagsgewänder [...] (LENZ 1987: 541).“ Ohne Rücksicht auf Wert und Gewicht wird die Dingwelt ins Freie geschleppt. Bei dem Wunsch, zu entkommen, ist der chaotische Zustand bisheriger Lebenswelt entscheidungsrelevant. Einzelne Entscheidungen werden unter Unsicherheit und Ungewissheit der Situation getroffen, und der hohe Risikofaktor treibt die Betroffenen an und überfordert sie: „Vor offenen Häusern stand Gepäck, standen Möbel und Hausrat, nun schon herrenlos, aufgegeben und im Stich gelassen, weil der Schlitten oder die Handwagen längst überladen waren [...] (LENZ 1987: 543).“ Unterwegs findet eine Art Inventur, Bestandsaufnahme und Bilanz statt. Die Flüchtlinge vergewissern sich ihres Besitzes, zählen Verluste auf, bereuen die vorgenommene Selektion und belasten sich mit Vorwürfen, denn die Auswahl erfolgte nicht aufgrund rationalen Abwägens, aufgrund von *Präferenzen*, sondern unter dem Druck der Zeit und bei *Berücksichtigung der zur Verfügung stehenden Ressourcen*: „Hinter mir, nein, auf allen Fahrzeugen fragten sie einander leise ab, zählten das Mitgeführte auf, überschlugen die Verluste; jetzt, im Zurückdenken, wurden sie gewahr, daß alles von Wert war, was sie einst gesammelt oder erbeutet hatten in den Jahren; jetzt, beim stockenden Bilanzieren, ging ihnen die »wahre« Bedeutung der Dinge auf, und du kannst ruhig voraussetzen, daß sie unter dem, was sie aufgegeben hatten, das Unentbehrlichste entdeckten: das aber hätten wir doch [...] (LENZ 1987: 545).“ Das



Vorwärtskommen des Trecks ist von Gemengelagen interagierender Faktoren abhängig, von Straßenlagen, Bewegungen unzähliger anderer Trecks, schnell vorstoßender Panzerspitzen der Russen und zurückflutender, geschlagener deutscher Divisionen. Flüchtlinge als Schicksalsgenossen werden zum menschlichen ‚Treibgut der Zeitgeschichte‘ und sind weitgehend sich selbst überlassen: „[...] und so begann der Zerfall des Trecks, nicht die Auflösung, sondern nur das allmähliche Abbröckeln, denn wenn wir anfangs auch einander halfen, wenn wir beim andern in die Speichen griffen, wenn wir reparierten, das Verstreute einsammelten und von neuem verluden, wenn wir auch Leute und Lasten auf die heilen Fahrzeuge verteilten – einige wollten nicht, konnten nicht, bestanden darauf, mit ihrem eigenen instandgesetzten Fuhrwerk nachzukommen. Doch wer einmal zurückgeblieben war, der schloß nie mehr auf zu uns [...] (LENZ 1987: 547f.)“ Die Flucht wird im destruktiven Sinne als eine dramatische Denormalisierung von Lebenswelt und eine Störung von lebensweltlichem Gleichgewicht begriffen. Das Vertrauen in die Welt versandet gänzlich im kollektiven Elend und die Nächstenliebe bricht immer mehr ins Knie: „Aufgeschnittene Kartons, Truhen, die ihren Inhalt erbrachen, Bettzeug, überall stockiges, fleckiges Bettzeug im Schnee und ein Geruch nach verbranntem Gummi. Keiner von unserem Treck stieg ab, um zu helfen, zu bergen, und die, die den Feuerschlag überlebt hatten, schienen nichts von uns zu erwarten, ja, es kam dir so vor, als bemerkten sie uns gar nicht, während wir uns vorbeiquälten (LENZ 1987: 549).“ Die Gedanken- und Gefühlswelt einzelner Akteure hängt mit dem Grad der Intensität ihrer Involviertheit in störungsgeladene Geschehen zusammen, sodass neben einer sachlich-berichtenden Vermittlung von Geschehensmomenten auch die Erlebensdimension fokussiert wird. Mit der Akzentsetzung auf die Brutalität und Inhumanität der Begleitumstände der Flucht fällt das Augenmerk auf die äußeren Kognitions- und Emotionsbedingungen. Die existenzielle Härte wird zum erinnerungsstützenden Element und wichtigen Bestandteil des individuellen und kollektiven Gedächtnisses. Flüchtlinge als eine ‚Zwangsgemeinschaft‘ sind zugleich Verlassene Gottes, immun gegen jede Art von Verheißung und Zuspruch, weil sie ständig durch die Kriegswalze überrollt werden. Persönliche Gegenstände säumen die Straßen kollektiven Elends: „Einmal passierten wir einen kleinen verlassenen Bahnhof [...] und ich weiß noch: vor den verschneiten Schienen stand ein langes Spalier halbverschneiter Habseligkeiten, Truhen, Möbel, Beutel und Körbe, stand da, wie die Leute es abgestellt hatten, die den letzten Zug nur besteigen durften, wenn sie sich von ihrem Gepäck trennten. Edith zog die Decke vor ihr Gesicht und begann zu weinen (LENZ 1987: 546).“ Die erzwungene Mobilität bedeutet für die Betroffenen einen Übergang in den Zustand der Heimat- und Besitzlosigkeit: „Wie du, wenn auch nur für eine Weile, den Kurs eines Schiffes ermitteln kannst anhand der treibenden Abfälle und der über Bord gegangenen Flaschen und Becher und Latten, so konntest du damals die Wege und Irrwege der Trecks ablesen an den Dingen, die die vereisten Landstraßen säumten, an all dem Verlorenen, Aufgegebenen. Jeder Treck gab das seine dazu, freiwillig oder unter Gewalt, jeder vermehrte den Saum des Unglücks, den die Nachfolgenden als Wegweiser nahmen, als Zeichen, das sie in die Windstille hineinführte. Wieviel Besitz da zu Plunder

wurde! Wie gründlich der Winter und das freie Feld den Dingen ihre Wertlosigkeit bewiesen! (LENZ 1987: 550).“ Das Weggehen-Müssen aus dem vertrauten, sich auflösenden Beziehungsgeflecht eröffnet einen Weg in die Armut und Deklassierung. In die Beziehungsbeendigung ist auch der Abschied von Mitmenschen eingeschrieben: „Ja, das geschah oft; wir begruben unsere Toten in der Morgendämmerung – aber was heißt: begruben. Wo es möglich war, brachen wir die gefrorene Erde mit der Spitzhacke auf; mitunter bedeckten wir sie nur mit Zweigen oder ließen sie unter einem Hügel von Schnee zurück, gleich neben der Chaussee, mit der unausgesprochenen Versicherung, eines Tages heimzukehren und nachzuholen, was der Augenblick nicht zuließ. Und auch sie säumten unsere Spur, die Eisgräber, Schneegräber, die eilig beklopften Hügel, in denen das Holzkreuz nicht lange stecken blieb (LENZ 1987: 554).“ Große Verluste garantieren keinen Gewinn in Form von Lebensrettung. Auch der Abschied von den Toten besitzt einen behelfsmäßigen Charakter.

### **3. Ankunftsorte als Zufallsorte - Flüchtlingslager als behelfsmäßige Unterkünfte**

Ein (zeitweiliges) Leben in Flüchtlingslagern zählt inzwischen zu den ‚normalen‘ Lebensformen auch dieses Jahrhunderts. Flüchtlinge und Asylsuchenden-Massen bilden in diesen (un)menschlichen ‚Aufbewahrungsorten‘ Zwangsgemeinschaften. Das Lagerleben wird oft zum Dauerzustand und entwickelt sich zu einer spezifischen, kollektiven Lebensform. Die weiblichen ‚Gratwanderer‘ von Monika TAUBITZ’ *Durch Lücken im Zaun*, die Ich-Erzählerin, ihre Mutter und Tante Lena, kommen im ‚Irgendwo‘ an:

An irgendeiner Station, an irgendeinem Tage hält der Zug endgültig an. Draußen herrscht dasselbe aufgeregte Durcheinander wie in Glatz und in Breslau. Auf allen Gleisen stehen Güterzüge, auf den Bahnsteigen drängen sich Menschen mit ihrem Gepäck. [...] Steifgefroren verlassen alle mit ihrem Gepäck die Waggons. Jetzt aufpassen, daß wir uns nicht verlieren! (TAUBITZ 1999: 11)“

Der Ankunftsort ist ein Zufallsort. Die Rolle des Zufalls wird auch durch grammatische Konstruktionen betont, d.h. durch die Verwendung der substantivischen Indefinitpronomina als Artikelwörter wie z.B. „an irgendeiner Station“, „an irgendeinem Tage“. Die Erinnerung erlaubt einen Einblick in die Nachkriegsanarchie. Der Abschied von der schlesischen Heimat und die Ankunft an einem Ort im deutschen Vaterland besticht durch die Genauigkeit der Erinnerung. Der Waggon des Güterzugs, mit dem die Figuren gereist sind, wird nach langer Irrfahrt irgendwann abgekoppelt und bleibt stehen. Die Ankunft hat nur in dem Sinne eine planvolle Form, als die Betroffenen nicht sich selbst überlassen, sondern ‚verwaltet‘ werden, wenn weiter die Aufnahme-Prozedur beschrieben wird: „Vor einem großen Gebäude wartet eine unübersehbare Menschenmenge im Regen. [...] Stück für Stück vorrücken, bis man endlich in den Schutz der Baracke kommt. Sich auskleiden, zitternd vor Kälte mit seinen Sachen über dem Arm durch einen Raum

gehen. Desinfektionsmittel werden verstäubt. Sich mit klammen Fingern mühsam wieder anziehen. Warten! (TAUBITZ 1999: 11f.)“ Die Verwaltung von Menschenschicksal vollzieht sich in einem bestimmten Rhythmus: sich anstellen, vorrücken, sich ausziehen und durch einen Desinfizierungsraum gehen. Auch in Christine BRÜCKNERS *Nirgendwo ist Poenichen* wird das Flüchtlingsaufnahmelager zum Rangierbahnhof des menschlichen Schicksals: „Die fünf Quints werden zum nahe gelegenen Ständeplatz geschickt, wo ein Notaufnahmelager für Flüchtlinge eingerichtet worden war, Zelte für 1000 Personen, mit einer Betreuungsstelle für Mütter und Kleinkinder und einer Krankenstation [...] (BRÜCKNER 1988: 19).“ Der Gegensatz Heimat-Fremde wird von BRÜCKNERS Hauptfigur Maximiliane mit ihren vier Kindern bewusst wahrgenommen, schmerzhaft empfunden und eindringlich erlebt:

Ein Durchgangslager, dessen Namen jahrzehntelang für viele zur ersten Zuflucht wird: Friedland. [...] In einer Baracke werden sie entlaust, in einer anderen Baracke erhalten sie Lebensmittelmarken [...]. Die Flucht scheint beendet [...]. Als der Zug der Flüchtlinge das Lager verläßt, können die fünf Quints nicht Schritt halten, sie geraten in den Zustrom neuer Flüchtlinge, werden zurückgedrängt und bekommen ein weiteres Mal Kakao. Eine Welle aus Kakao ergießt sich über das hungernde Westdeutschland. Maximiliane leckt Victoria die Kakaoreste vom Mund, die einfachste Form der Säuberung, ein Taschentuch müßte gewaschen werden. Die übrigen Kinder benutzen den Handrücken. Die Viehwaggons, von der englischen Besatzungsmacht auf dem Bahnhof Friedland zum Weitertransport der Flüchtlinge bereitgestellt, werden gestürmt. Menschentrauben hängen an den Wagen, selbst die Dächer werden besetzt. [...] Seit Monaten werden die Kinder nur noch nach Bedarf und Gelegenheit gewaschen, wobei die Gelegenheiten seltener sind als der Bedarf, Äpfel und Rüben dienen als Zahnbürste (BRÜCKNER 1988: 8f.).

Diese gleich bleibenden und anonymisierenden Verwaltungsmaßnahmen stehen im Widerspruch zu den erinnerten Menschen, die zwar als Kollektiv von Schiffbrüchigen, als unübersehbare, im Regen stehende Menschenmengen, als an Wagen hängende Menschentrauben erscheinen, aber zugleich menschlich individuell und bemitleidenswert wirken: verwahrlost und unterernährt, aufgeregt, steifgefroren und zitternd, vorsichtig und aufpassend, sich drängend und in die Situation fügend. Viele Jahre später, wenn sich Maximiliane auf Bahnsteigen aufhält, nimmt sie ganz genau die neuen Eisenbahnwagen unter die Lupe und stellt fest, dass sie keine Trittbretter, keine Außenplattformen und oben die elektrisch geladenen Oberleitungen haben, also für flüchtende Menschenmengen völlig ungeeignet sind.

#### **4. Flüchtlinge als Fremdkörper - Zur Opposition ‚Flüchtling-Einheimischer‘**

Zur Erfahrungsmodalität des Flüchtlings gehört auch die bittere Erfahrung der Kluft zwischen Neuankömmlingen und Alteingesessenen. Die Opposition ‚Flüchtling-Einheimischer‘ zeigt sich in Monika TAUBITZ’ *Durch Lücken im Zaun* bei der Ankunft der ‚Flüchtlingsfrauen‘ in Nordenham: „»Schon wieder Flüchtlinge, die

fehlen uns noch«, sagt betont eine Frau mit stahlgrauen Blick. »Sich einfach vertreiben zu lassen! Das könnte mir jedenfalls nie passieren! Aus meinem Haus nicht, nee!« entgegnet ihre Nachbarin mit einem törichtem Lächeln (TAUBITZ 2002: 318).« In der Perspektive einheimischer Schaulustiger gelten die Flüchtlinge als ‚Beute-Deutsche‘, Ortsfremde und ungebetene Ankömmlinge. Der Mangel an materieller (Ab-)Sicherheit lässt eine Bereitschaft zu räumlich-sozialer Mobilität entstehen, zu der auch Tausch-, Hamster- und Organisierfahrten aufs Land gehören. Das Gefühl des Menschseins ist dabei mit der Befriedigung elementarer Bedürfnisse verbunden, denn es sind materielle Entbehrungen, die eine Trennungslinie zwischen Neuankömmlingen und Altansässigen ziehen. Dies wird u.a. durch die Worte eines rücksichtslosen Bauern herausgestellt, für den die Neuankömmlinge aus dem Osten nicht nur wegen ihrer Heimat- und Besitzlosigkeit als „Von-Gott-Verlassene“ und „In-der-Patsche-Sitzende“ gelten. Neben der Besitzfrage und den Betteltouren aufs Land ist es auch der konfessionelle Unterschied, der die „Kirchgänger aus dem Osten“ ihre Lage bitter spüren lässt und für scharfe Demarkationslinien verantwortlich zeichnet (TAUBITZ 1983: 92-95). Das ‚Reinheitsgebot‘ erfährt durch die Opposition ‚Flüchtling-Einheimischer‘ eine Neuauflage.

In Arno SURMINSKIS *Kudenow oder An fremden Wassern weinen* ist es hingegen der Bauer Kock im schleswig-holsteinischen Kudenow, bei dem die Flüchtlingsfamilie Marenke, untergebracht ist: „Sie [die Flüchtlinge – P.Z.] kommen wie die Ratten. Aus allen Himmelsrichtungen laufen sie zusammen. Zwei Jahre ist kein Krieg mehr, aber mit den Flüchtlingen nimmt es kein Ende (SURMINSKI 1981: 34).“ Flüchtlinge gelten nicht nur als Heimat- und Besitzlose, Gescheiterte und sozial Abgesunkene, sondern die neuen ‚(Mit-)Bürger‘ werden als Plage und Zumutung, als eine Schar zugewanderter ‚Habenichtse‘ empfunden, die in Wohnungen und Häuser Alteingesessener eingewiesen werden und sich dort breitzumachen versuchen. Das Flüchtlingskind Kurt Marenke erhält wegen seiner Mütze den Spitznamen Ruski. wobei diese Bezeichnung noch in den Grenzen des Annehmbaren platziert wird, denn Polack wäre viel schlimmer gewesen (SURMINSKI 1981: 54). In das konfliktträchtige Wechselverhältnis zwischen Flüchtlingen und Einheimischen reiht sich auch die Perspektive des Lehrers Peschka ein, wenn er behauptet: „Diese Schande! Die Flüchtlinge bringen die Krätze ins Dorf. Aus dem Osten kommt nur Dreck und Ungeziefer. Die versuchen das ganze schöne Kudenow (SURMINSKI 1981: 58).“ Um einen richtigen Machtkampf geht es hingegen bei der Wahl des Bürgermeisters: „In Kudenow gab es keine Dänen. Dafür um so mehr Flüchtlinge. Die Kudenower Wahl ging allein um die Frage, ob Bürgermeister Petersen durch einen Flüchtlingsbürgermeister Kallweit abgelöst werden sollte. Petersen konnte gegen die Flüchtlinge nur bestehen, wenn die Einheimischen zusammenhielten, wenn sogar die Sozialdemokraten und die nach Kudenow verirrt zwei Kommunisten für Petersen stimmten. Es gab eine Wahlbeteiligung wie zu Hitlers Zeiten, dicht an hundert Prozent (SURMINSKI 1981: 166).“ Dem Flüchtling August Kallweit ist das Spannungsverhältnis bewusst. Er versucht nicht nur gegen die Herabwürdigung von Flüchtlingen aufzubegehren, sondern ist um ein neues Gefühl der Zusammengehörigkeit als Garant sozialen

Erfolgs bemüht: „Die Flüchtlinge müssen zusammenhalten, sonst pflügen uns die Einheimischen unter. [...] Wir sind doch auch gute Deutsche (SURMINSKI 1981: 56).“ Nach dem Sieg der Flüchtlinge stellt Bauer Kock stellvertretend fest: „Auswandern müßte man. Schafe züchten in Australien oder Bäume fällen in Kanada (SURMINSKI 1981: 166).“

## 5. Flüchtlinge als soziale Akteure – Fazit

Das Zurückgreifen auf das kollektive Gedächtnis der Deutschen im Kontext der unmittelbaren Nachkriegszeit erfolgt nicht nur über die Typik der Figurenstereotype, zu denen beispielsweise geschlagene Männer, Kriegerwitwen, kinderlose Mütter mit Fotos gefallener Söhne, Frauen als Kriegsbeute und ‚blonde Amiliebchen‘, die ihren Körper gegen ‚Corned Beef‘, Kaugummi oder Zigaretten verkaufen, Schieber und Schwarzhändler gehören. Es sind im Fall analysierter Texte verschiedene Gemengelagen von Flüchtlingsexistenzen, die den Flüchtling als Figur und sozialen Akteur zum Vorschein kommen lassen. Die Erinnerung an die unmittelbare Nachkriegszeit und das Flüchtlingsschicksal ist in eine spezifische Dynamik des Nachkriegslebens eingebettet und mit der Erzeugung eines ‚Emotionsraums‘ verbunden. Der deutsche Flüchtling als Neuankömmling und Sozialtyp hat einen besonderen Gruppenstatus und eine Außenseiterstellung mit dem Stigma des Fremden. Die Erzählungen werden nicht zur ‚guten alten Zeit‘ romantisiert, denn in den verarbeiteten Erinnerungsmustern wird keine Idylle eines harmonischen Zusammenlebens zwischen Altansässigen und neu Zugezogenen gezeichnet, eines Lebens voller gegenseitiger Rücksichtnahme, gemeinsamer Arbeit und wechselseitigen Voneinander-Lernens, sondern eine Notlage voll von gestörten Nachbarschaftsverhältnissen, Ärger und Enge. Lebensbezüge des Flüchtlings bleiben wegen seines Eindringlingsstatus und der Suggestion des Unerwünschtseins äußerst instabil und zerstörbar. Die Bürde der Heimatlosigkeit wird durch den Prozess räumlich-sozialer Separierung weitergetragen. Dem Flüchtling haftet der Geruch von Armut und Asozialität an, sodass sein Leben im sozialen Abseits und der soziale Außenseiterstatus für lange Zeit regelrecht vorprogrammiert sind. Der lange andauernde, existenzielle ‚Schwebezustand‘ – gegangen aber nicht angekommen – kann metaphorisch durch den „entwurzelten Baum“ und das „nackte Wurzelwerk“ versinnbildlicht werden, wenn es in *Bachbegleitet* von Monika TAUBITZ heißt: „[...] Nacktes Wurzelwerk / warf Luftanker / für eine lange Zeit. / Darauf hast du gebaut. / Ein entwurzelter Baum / ist deine Brücke gewesen (TAUBITZ 1978: 9).“ Obwohl „Luftanker“ keinen wirklich festen Ankerplatz garantieren, können sie auch einen Möglichkeitszuwachs für die Kognition, Emotion und Imagination bedeuten.

## Literaturverzeichnis

- BRÜCKNER, Ch. (1988), *Nirgendwo ist Poenichen*. Frankfurt am Main/ Berlin.  
 LENZ, S. (1987), *Heimatmuseum*. 6. Aufl. München. [Hamburg 1978].

- OSSOWSKI, L. (1999), *Holunderzeit*.. München. [Hamburg 1991].
- SURMINSKI, A. (1981), *Kudenow oder An fremden Wassern weinen*. Reinbek bei Hamburg.
- TAUBITZ, M. (2002), *Durch Lücken im Zaun. Eine Kindheit zwischen 1944 und 1946*. Würzburg. [Heidenheim 1977].
- TAUBITZ, M. (1978), *Netze werfend*. Heidenheim.
- TAUBITZ, M. (1983), *Treibgut*. Stuttgart.
- TAUBITZ, M. (1999), *Durch Lücken im Zaun*. In: *Wer bist du, Nachbar? Kim jesteś sąsiedzie?* Hrsg. vom Brandenburgischen Literaturbüro. Potsdam/ Berlin. 8-13.
- ZIMNIAK, P. (2007), *Niederschlesien als Erinnerungsraum nach 1945. Fallstudien*. Dresden.